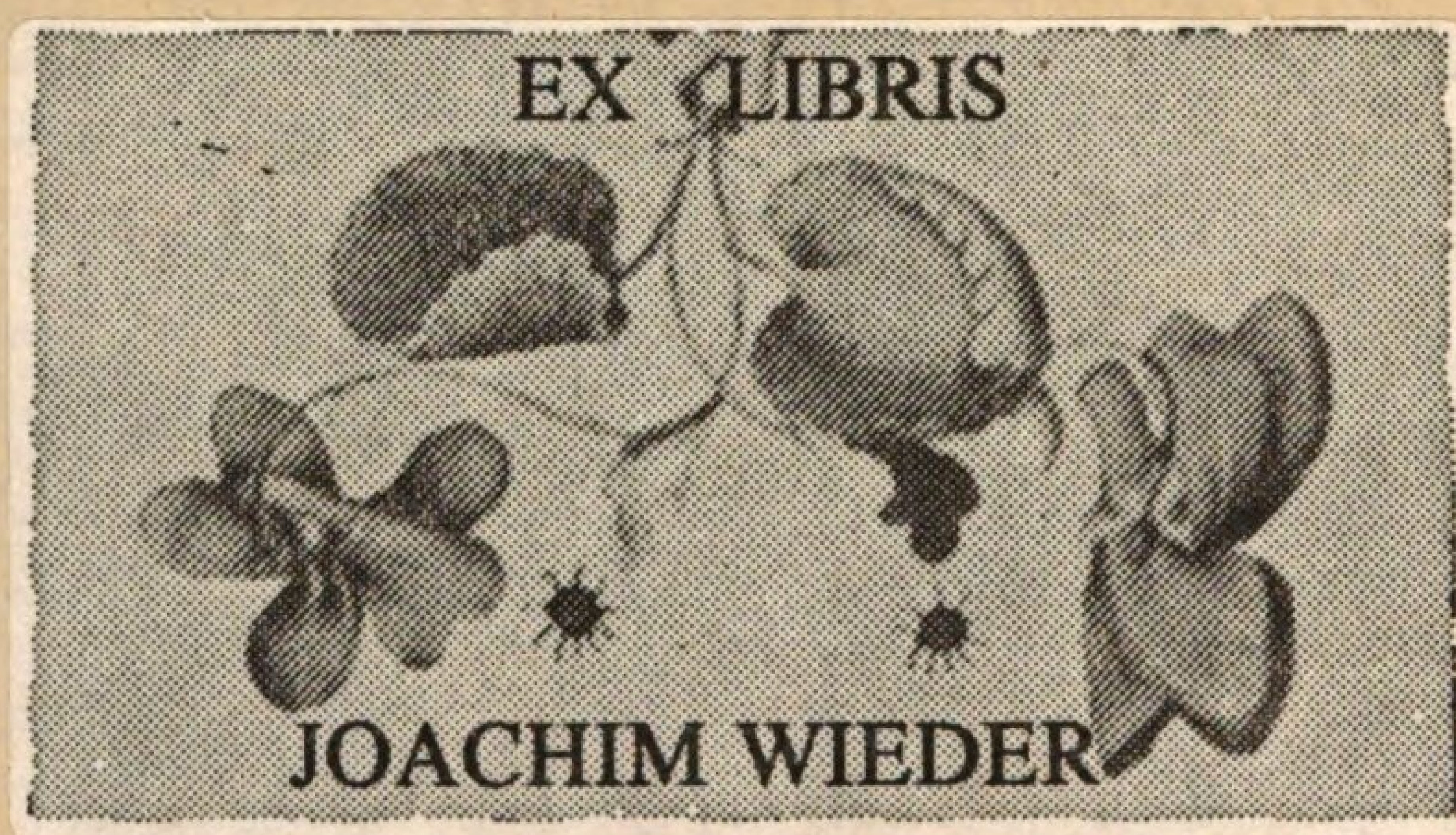

EX LIBRIS
JOACHIM WIEDER

Ein Winter in Rom.

Von

Adolf Stahr und Fanny Lewald.

„Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal!“
Goethe.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1869.

Ihrem Freunde

Dr. Kurd von Schlözer

K. Pr. wirklichem Legationsrathe

und

General-Consul des Norddeutschen Bundes in Mexico

gewidmet

von

Adolf Stahr und Fanny Lewald.

Verehrter Freund!

Als wir beim Ordnen unserer Tagebücher und Briefe aus unserem Römischen Winteraufenthalte von 1866—1867 den Vorsatz faßten, diesem Buche Ihren Namen vorzusetzen, um Ihnen wenigstens ein, wenn auch noch so schwaches, Zeichen unserer Dankbarkeit für all das Wohlwollende und Liebevolle zu geben, was Sie uns in jenen — oft recht schweren Tagen erwiesen haben, glaubten wir sicher, daß diese Blätter Sie noch auf Ihrer beneidenswerthen Kapitolinischen Warte von Palazzo Caffarelli antreffen würden, deren unvergleichliche Aussicht sie über alle Wohnstätten Roms erhebt, und die schwerlich Jemand mehr wie Sie zu schätzen und zu genießen verstand.

Inzwischen hat ein ehrenvoller Auftrag Sie genöthigt, jene molem propinquam nubibus arduis und mit ihr das geliebte Rom selbst zu verlassen, und unser Buch ist genöthigt, Sie jenseit des Atlantischen Ozeans in dem alten Reiche Montezuma's aufzusuchen, um Ihnen zu sagen, wie herzlich dankbar wir hier in der Heimath des fernen Freundes gedenken.

Ihnen kann natürlich dasselbe sonst Nichts Neues, Nichts überhaupt bringen, was Sie nicht ebenso gut und besser wüßten. Andern aber, und zumal allen Denen, deren Theilnahme sich mein „Ein Jahr in Italien" und die Schilderung meines ersten Römischen Aufenthalts in den Jahren 1845 und 1846 erworben hat, kann es allerdings in manchem Betrachte als Ergänzung jener früheren Schilderung dienlich

sein; wenigstens ist darauf meine Absicht gerichtet gewesen. Aber auch solche, die, wie ich, aus Gesundheitsrücksichten einen Winteraufenthalt in Rom zu machen haben, werden vielleicht aus diesem Buche, und namentlich aus den von Fanny Lewald verfaßten Partien desselben, mancherlei Nutzen zu ziehen im Falle sein. —

„Wünsche von neidischen Göttern erhört!“ Das wäre vielleicht das richtige Motto für dieses unser Wiedersehen Roms nach einer langen Frist von einundzwanzig Jahren, während deren all' unser Streben und Arbeiten auf dieses Ziel als Lohn unserer Mühe gerichtet war. Doch ich will nicht klagen. Ist es uns doch gelungen, Rom, die Geburtsstätte unseres Glücks, noch einmal wieder vereint mit Augen zu schauen, und haben wir doch — Dank auch Ihrer freundlichen Hülfe und Förderung — aus diesem Wiedersehen der ewigen Stadt so viel Vortheil und Genuß gewonnen, als die Umstände nur irgend gestatteten. Und warum sollte es uns nicht beschieden sein, das alte Wort, daß „aller guten Dinge drei sind,“ auch unsererseits wahr zu machen und die Stadt, von der vor nahezu zwei Jahrtausenden der Dichter sang:

O heil'ge Sonne, die herauf den Tag,
Hinab ihn führst auf deinem Strahlenwagen,
Stets neu, und stets dieselbe doch, — nie mag
Sich Größ'res deinem Blick entgegentragen,
Als Rom, der Städte Stadt!

noch einmal, zum dritten Male, und zu einer Zeit wiederzusehen, wo ein günstiges Schicksal auch Sie, den für Rom gebornen, wieder zurückgeführt haben wird über das Weltmeer nach Palazzo Caffarelli!

Berlin, 24. Mai 1869.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Bis Rom.

In Rom.

1867.

Ein Winter in Rom.

I.

Unterwegs.

Stuttgart, 8. Oktober 1866.

— Vergebens, daß ich mit meinem leidenden Zustande jedes politische Gespräch abzulehnen suchte. Schon zehn Minuten nach unserer Ankunft waren wir mitten darin, und Abends, als ein Freund, den wir elf Jahre nicht gesehen, uns im Hause unseres Gastfreundes aufsuchte, war vollends kein Halten. Der Vorwürfe gegen Preußen, Volk, Volksvertreter, Bismarck, kurz gegen Alle und Alles war kein Maß und Ziel. Schweigen half nicht, auch wenn es möglich gewesen wäre, all' dies Anklagegewirr ruhig anzuhören; so mußte ich denn wohl oder übel den hingeworfenen Handschuh aufnehmen, so unerquicklich es auch war, da Vernunft zu predigen, wo die Leidenschaft sich gegen alle ruhige politische Betrachtung verblendete.

Das Komischste war dabei, daß fast alle Vorwürfe gegen Preußen eine unbewußte und unfreiwillige Anerkennung seiner Kraft und Bedeutung in sich schlossen.

„Das preußische Volk hätte eher zur Revolution schreiten müssen, ehe es diesen Krieg zugab."

So! Aber warum hat denn Euer Schwabenland nicht dasselbe gethan? „Weil wir zu klein und zu schwach dazu waren."

Nun denn! wenn es so ist, wenn nur ein großes Volk im Stande ist, seinen Willen gegen seine Regierung geltend zu machen, was folgt daraus? Doch wohl einfach dies, daß Ihr Schwaben, daß alle anderen deutschen „Staaten", die doch nichts als reine Territorialdomänen ihrer Fürsten sind, sich sobald als möglich mit Preußen ver-

einigen, damit endlich das für Deutschland geschehe, was sich jetzt für Italien vollzieht. Und ich denke, Preußen kann sich in aller Beziehung, was diesen seinen deutschen Beruf anlangt, mit dem kleinen Piemont von 1859 messen. Wenn also Toskana, Modena, Parma, Venedig, Neapel, Sizilien ihrer Zeit die politische Nothwendigkeit des Anschlusses an einen festen vorhandenen Kern begriffen haben und begreifen, um endlich ein einiges Italien herzustellen, warum wollen die Bewohner der deutschen Kleinstaaten, die seit einem halben Jahrhundert von dem „einen Deutschland" singen, es betoasten und befesten, nicht dieselbe Logik befolgen. „Seien wir logisch, um gerecht zu sein," — hat der dritte Napoleon in der Vorrede zu seiner Geschichte Cäsars gesagt, und das Wort, obschon Freund Bamberger es verspottet, ist trotz alledem ein sehr inhaltvolles. Wenn Ihr logisch sein wollt, müßt Ihr Deutschland machen helfen, indem Ihr Euch an Preußen anschließt; denn Ihr sagt ja selbst, daß Ihr Bewohner der Kleinstaaten ohnmächtig seid, Eure Regierungen dazu zu zwingen. — Und dann —: wofür habt Ihr denn gekämpft? Für den Bundestag, den Ihr tausendmal vermaledeit, für Oesterreich, für den Metternich'schen Gewalt- und Musterfinanzstaat mit Konkordat und Jesuitismus, Geistesknechtschaft und Absolutismus — was Ihr alles so viel hundertmal verwünscht habt. Und was wollt Ihr schließlich, daß jetzt geschehen soll? Sollen etwa die Vasallen Oesterreichs, der doppelt blinde Welfenkönig, der unverbesserliche Tyrann von Hessenkassel, der weise Potentat von Nassau wieder in ihre „Souveränetäten" eingesetzt, soll der Augustenburger ihr Kollege, soll Venedig wieder dem österreichischen Stockregiment unterworfen werden? Wollt Ihr wirklich Euer letztes Blut und Geld daran setzen, um, wie Goethe sagt:

„umzuthun was gethan ist?"

Ihr wollt Deutsche werden, aber nicht Preußen, sagt Ihr. Gut! aber sind die Venetianer, die Toskaner, die Neapolitaner Piemontesen geworden dadurch, daß sie sich an Piemont anschlossen? „Wo alle Juden sind, da ist es Keiner," sagt Karl Gutzkow in einer Bemerkung zu seinem Uriel Acosta. Und ebensowohl kann man sagen: „Wo alle Preußen sind, da ist es Keiner!" Ihr sagt: Bismarck ist kein Gonfaloniere der Freiheit. Gewiß nicht; das ist auch gar nicht von ihm zu verlangen.

Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist eine ganz andere. Er will ein wahres und lebensfähiges deutsches Reich, eine deutsche Macht, ein Deutschland, das ein Staat ist, schaffen, will es schaffen, auf dem einzigen Wege, auf dem es ihm möglich erscheint und ist, durch Hinauswerfen Oesterreichs aus Deutschland und durch Mediatisirung der Kleinstaaten, die in Wirklichkeit schon längst mediatisirt sind, und deren Souveränetät nur ein kindischer, aber sehr verderblicher Schein war, verderblich für ihre eigenen Landesangehörigen und für ganz Deutschland gegenüber seinen Nachbarn. Das ist seine Aufgabe, und Ihr solltet ihm danken, daß er den Muth, die Energie und das Glück gehabt hat, sie — wenigstens theilweise — zu vollziehen. Was später wird und werden muß, das ist unsere, ist Aufgabe des gesammten, endlich vereinten deutschen Volks. Auf einen Messias hoffen, der ihm neben der Einheit auch zugleich die Freiheit auf den Weihnachtstisch lege, ist kindisch und eines großen Volkes unwürdig.

Ihr schimpft auf das preußische Volk. Aber wem verdankt Ihr es denn, daß Ihre Deutsche geblieben seid? Wer hat achtzehnhundertdreizehn bis funfzehn für das zukünftige Deutschland gekämpft und geblutet? War es nicht das heldenmüthige Volk Preußens, das die Schlachten des Riesenkampfes gegen den fränkischen Unterdrücker schlug? Und wer stand damals auf Seiten des französischen Oberherrn von Deutschland? Waren es nicht die Könige und Fürsten von Sachsen, Süddeutschland, die Würtemberger und Baiern, die Darmhessen, Nassauer und Badener, die Sachsen und tutti quanti, die wir damals in den Reihen des Landesfeindes zu bekämpfen hatten? Und seitdem — welcher deutsche Staat hat seit fünfzig Jahren Opfer gebracht wie Preußen, um ein achtunggebietendes Heer zu erhalten und Deutschland wenigstens einigermaßen zu sichern, Preußen, das Anno achtzehnhundertvierzehn und funfzehn um die Früchte all' seiner heroischen Anstrengungen betrogene, durch Oesterreich und seine Anhänger betrogene Preußen!

Und endlich, last not least, — die Hand auf's Herz, wolltet Ihr jetzt wirklich, daß Oesterreich, statt Preußen, in diesem letzten Kampfe gesiegt hätte?

Das wollte denn doch keiner der Anwesenden Wort haben, und damit konnte ich schließlich zufrieden sein, und die wiederholten Wünsche:

daß es denn doch weit, weit besser gewesen wäre, wenn, und wenn — und wenn — auf sich beruhen lassen. Die Wenn's und Aber's sind ein Hafer, der überall kein Pferd satt macht, und in der Politik, d. h. in der Welt der Mittel und Wege, mit und auf denen sich heute noch die großen Wandlungen in der äußern Gestaltung der Staaten vollziehen, sind sie vollends unbrauchbar und nichts als eitle Kannegießerei.

Gewiß, es ist ein großes Wort Spinozas, jenes: Animi non armis sed amore et generositate vincuntur, d. h. „Die Herzen der Menschen werden nicht durch Waffen, sondern durch Liebe und Edelmuth besiegt." Aber Preußen hätte doch lange warten können, ehe es das Herz des alten Unterdrückers Napoleon und seiner Legionen „durch Liebe und Edelmuth besiegt hätte." Da waren die Kolben der Pommern besser am Platze, und schwerlich würden ebenso in unserer Zeit die Waffen der Liebe und des Edelmuthes hingereicht haben, die Minister Oesterreichs und Baierns, Würtembergs und Darmstadts zu besiegen, oder etwa die jetzt abgesetzten Kleinfürsten dahin zu bringen, ihre Souveränetäten auf dem Altar eines einigen, großen, freien und mächtigen deutschen Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Im Jahre 1865 haben zehntausend deutsche „Sänger-Brüder" auf dem großen Dresdener Musik- und Gesangfeste den Herrn von Beust, den Niederwerfer der sächsischen Erhebung für die deutsche Reichsverfassung, den Peiniger der politischen Zuchthausgefangenen von Waldheim, den Vernichter der sächsischen Verfassung, mit deutschen Toasten angejubelt und dafür die echt Mephistophelische Antwort erhalten: „Sie möchten nur ja das deutsche Lied weiter pflegen, denn die Zukunft Deutschlands liege im — deutschen Liede!" Unglaublich aber wahr. Nein! die Mauern des deutschen Jericho sind nicht umzusingen mit Liedern von Liebe und Edelsinn. Die Juden, welche weiland die Mauern des alten Jericho umtrompeteten und umposaunten, hatten dabei zugleich die Schwerter an den Lenden und die Spieße und Bogen in den Händen, um von denselben rechtzeitigen Gebrauch zu machen. Alle die deutschen patriotischen Lieder-, Schützen-, Turner-, Abgeordneten- u. s. w. Feste der letzten zehn Jahre — und es war zuletzt eine wahre Festseuche über Deutschland gekommen, — sie haben mit allen dabei aufgewendeten edlen Empfindungen nicht die allerkleinsten deutschen Fürsten von Reuß und Vaduz zu dem Arndt'schen Liede vom „ganzen Deutsch-

land" bekehrt, und es ist zuletzt doch auf das Wort des deutschen Dichters hinausgekommen, auf jenes Wort, das der edle Julius Mosen schon vor nahezu dreißig Jahren gesungen hat:

„Blut und Eisen machen frei!"

Nun denn! noch freilich ist die deutsche Nation nicht „frei;" aber um frei zu sein muß eine Nation vor allen Dingen erst als solche existiren, und dazu wenigstens ist jetzt ein großer Schritt geschehen. Bisher war Deutschland gleich jenem Goethe'schen „Kavalier von Kopf und Herz," der „überall wohl gelitten." Aber es galt von ihm auch des Dichters weiteres Wort:

Doch wenn die Kraft im Arme fehlt,
Wer soll ihn da beschützen?
Und wenn er keinen H... hat,
Wo soll der Edle sitzen? —

Morgen, gottlob, geht es weiter, und ich setze den Brief erst fort, wenn ich die Alpen zwischen mir und diesem verbitterten Süddeutschland habe, dem wieder einmal, wie jenem Stöffel, „der Löffel fehlt, während es Brei regnet!"

II.

Ueber die Alpen.

Bologna, 17. Oktober 1866.

Seit vorgestern Nachmittag sind wir in Bologna, wohl aufgehoben in dem vortrefflichen Hotel Brun, jetzt von einem Deutschen aus Würtemberg, Herrn Weller, seines alten Rufes würdig gehalten.

Die Reise hierher von Stuttgart war vom schönsten Sonnenwetter begünstigt. Wir beeilten uns daher um so weniger, als ein überaus schmerzhaftes Ohrenleiden meinem angegriffenen Zustande Ruhe unbedingt nöthig machte. Das liebliche Rorschach, an dem gewaltigsten der deutschen Binnenseen anmuthig hingelagert, hielt uns zwei Tage fest, ehe wir durch das wundervolle Rheinthal nach Chur, der alten Curia Rhaetorum weiter gingen, wo die Reste altrömischer Befestigung, Spinoel (Spina in oculis) und Marsoel (Mars in oculis), noch Zeugniß geben von dem gewaltigen Volke, das hier einst seine Zwingburg des von dem jungen Tiberius und seinem Bruder niedergekämpften Volks der Rhäter aufgerichtet.

Chur mit seinem von mächtigen Berghöhen umschlossenen Thale, durch welches sich aus wilder Felsschlucht hervorbrechend die reißende Plessur in den grünen Rhein ergießt, ist unstreitig einer der angenehmsten und interessantesten Aufenthaltsorte der ganzen Schweiz, von den Touristen lange nicht genug beachtet, die meist ohne Aufenthalt hier durch dem Splügen zueilen. Wir hatten vor Jahren hier mehrmals schöne Tage und Wochen verlebt und bei einem schweizer Freunde eine Gastfreundschaft genossen, die den Genuß der herrlichen Natur erhöhte. Da die Post über den Splügen Morgens früh fünf Uhr abging, und ein so frühes Aufbrechen dem Leidenden nicht behagte, zogen wir es vor, uns zwar in Chur für das Coupé einschreiben zu lassen, aber Tags vorher im leichten Wagen des wackeren Wirthes zum weißen Kreuze — es war

noch der alte Herr Färber und das alte behagliche, von der unausstehlichen modernen Hotelkultur unangetastete Haus mit seinen zahllosen Treppen und Treppchen, Korridoren und Winkeln, das uns vor acht Jahren so freundlich anmuthete — nach Thusis vorauf zu fahren, und dort zu nächtigen, um andern Tags um 8 Uhr die Splügenpost zu besteigen, die uns bei schönstem Sonnenschein durch die Via mala, die wir sonst immer nur im gräulichsten Hexenwetter gesehen, über den Paß und die Alpenhöhen hinab nach dem wohlbekannten Chiavenna führte. Der gute alte Andrea Petoletti, der Patron der Chiave d'oro, war freilich nicht mehr unter den Lebenden; aber sein Nachfolger, der das Haus unter dem alten Namen fortführt, machte seinem Vorgänger Ehre, und Wohnung, Kost und Preise waren meines ihnen in den „Herbstmonaten in Oberitalien" gespendeten Lobes würdig geblieben. Auch die strudelnde Maira rauschte noch immer „wie einst" vorbei an der kleinen lebendigen Stadt durch die stille Mondnacht. Alles, alles noch wie einst, und doch alles so anders!

Das fiel mir noch schwerer auf's Herz, als uns am andern Tage, nach der Vetturinfahrt von Chiavenna bis Colico der Dampfer, in die Kreuz und Quer von einem Ufer und einem Städtchen zum andern fahrend, über den Comer See nach Como trug, wo wir diesmal Rast zu halten gedachten, da es bei der vorgerückten Jahreszeit doch nicht mehr lohnte, einen Aufenthalt in Cadenabbia oder eine Villeggiatur in Varenna oder Bellaggio zu machen. Es ist ein eigen Gefühl, nach Jahren so vorbeizufahren an Orten, mit denen uns liebe Erinnerungen verknüpfen; die Menschen nicht begrüßen zu können, die uns dort einst werth geworden und die vielleicht — ach nur vielleicht! noch leben; oder gar zu wissen, daß sie dahin sind für immer, „gestorben, verdorben in Lust und in Leid," wie es im deutschen Volksliede heißt. Vergebens fragten wir nach der lieben „Majolica." Sie existirt nicht mehr. Wir sahen das freundliche Villeggiaturhaus von 1858 und 1861 geschlossen und verödet. Der alte Wirth Rhigini ist todt, seine Nachfolger haben Bankerott gemacht in den schweren Zeiten. Auch die Fensterläden der Villa unserer Freunde Venini in Varenna waren fest geschlossen; keine Kunde, ob sie noch lebten oder nicht. Nur von dem schönen Paare, Signor und Signora Marcionni, in deren Gasthause wir den Mailänder Maler

Girolamo Induno kennen gelernt, einen jener Helden Garibaldi's in der Vertheidigung von Rom, der mit siebenundzwanzig Wunden von französischen Bajonetten, die er beim Kampfe in der Villa Corsini erhalten, doch am Leben geblieben war — erfuhren wir, daß sie das schöne Haus am See in Varenna aufgegeben hatten und nach Mailand gezogen waren. Aber schlimmer lauteten die Nachrichten von einem andern uns befreundeten Menschenpaare, mit denen wir vor acht Jahren so oft die Fluthen des Sees in sanft schwebender Gondel durchmessen und die wir noch vor fünf Jahren in Mailand und Turin aufgesucht hatten. Das schöne Band war zerrissen durch Schlimmeres als der Tod. Vorbei, vorbei!

Nur die Natur um uns her und ihre Schönheit waren dieselbe geblieben, die uns damals entzückte, wie sie vor uns zahllose Geschlechter entzückt hat, seit den Tagen, in denen hier der altrömische Vater Gleim, der jüngere Plinius, Tacitus inniger Freund und Haupt der belletristischen und literarischen Coterie des damaligen Roms vor 1800 Jahren, auf seiner Villa hart am See die Reize der Villeggiatur genoß und seinen römischen Freunden mit Behagen beschrieb. Die waldbekränzten Berghöhen, die Tausende von Landhäusern, Gärten und Weinbergen, von Kirchen und Kapellen, von romantisch gelegenen Burgruinen, die überall in düsterem Ernste hinabschauen von den Felshöhen auf das junge frische Leben zu ihren Füßen, das so anders, so ganz anders geworden seit der Zeit, wo ihre Mauern noch ungebrochen waren, die ganze Perlenschnur von Städten und Flecken, die den See wie ein leuchtender Schmuck umschließt — das alles, am Tage vom hellen Sonnenhimmel überblaut, Abends bei aufziehenden Regenwolken von den wunderbarsten Lichteffekten magisch bestrahlt und zuletzt von dem schönsten Irisbogen eingerahmt, legte sich tröstend und erquickend über das Gemüth, erinnernd an das Dauernde im Wechsel der Dinge, und zurückweisend auf die einzige Panacee, die es giebt für den armen kurzlebenden Menschen: auf den Anschluß an und das freudigresignirende Aufgehen in das All der Natur, der großen urewigen gemeinsamen göttlichen Mutter.

III.

Von Como nach Bologna.

Bologna, 17. Oktober 1866.

In Como gedachten wir behagliche Rast zu halten, aber es sollte anders kommen. Die freundliche Stadt, an der sonst die Fremden, gesättigt von den Reizen des Sees und seiner Villeggiaturen, meist ohne Aufenthalt vorbei eilen, um so bald als möglich Mailand oder Genua zu erreichen, und in deren Gasthöfen deshalb der zu rasten entschlossene Reisende stets eines guten Quartiers sicher sein darf, war diesmal im wirklichen Sinne von Besuchern so überfüllt, daß in den Locanden auch nicht ein einziges Zimmer zu haben war. Die ganze Stadt war nämlich voll von Garibaldi'schen Rothhemden, Offizieren der 40,000 Mann starken Freiwilligen-Armee des berühmten Volksführers, die hier versammelt waren, um nach abgelegter Rechnung der Regiments- und Bataillonschefs, verabschiedet und aufgelöst zu werden. Mit großer Mühe fanden wir endlich Unterkommen in dem Hotel del Angelo am Hafen, wo wir uns entschließen mußten, ein freilich sehr schönes, aber weit über unsere Bedürfnisse gehendes Logis, das für eine englische Familie, die andern Tages erwartet wurde, reservirt war, zu nehmen und zu bezahlen.

Ein Mailänder, ein alter Herr, Signor Marcora, mit dem wir die Tour von Chiavenna bis nach Como gemacht hatten, wo er seinen Sohn, einen jungen Advokaten und Offizier unter Garibaldi's Freiwilligen, zu treffen hoffte, von dem er seit Monaten nichts erfahren, vermittelte unsere Bekanntschaft mit dem letzteren, einem jungen feurigen Republikaner, und bald sahen wir uns von einem Kreise seiner Waffengefährten umgeben, mit denen wir einen genußreichen und interessanten Abend verlebten. Da war der Eisengießerei-Besitzer und Kapitain Ernesto Berthe einer der berühmten „Tausend" — uno dei mille wie ihn die andern mit Stolz nannten, der den sizilianischen Eroberungszug Garibaldi's im Jahre 1860

mitgemacht hatte; da war der schöne Ungar, Major Frigyesi mit dem sanftesten, jugendlichen Gesichte und der anmuthigsten Stimme, die ich lange gehört, der Achill seines Regiments, von dem später ein anderer italienischer Offizier, mit dem wir von Mailand nach Modena fuhren, sagte: „er geht in den Kugelregen der Schlacht wie wir andere in's Café," und noch viele andere, deren Namen ich vergessen. Der junge Marcora ging um Menotti Garibaldi aufzusuchen und zu uns zu führen, der als Regiments-Chef gleichfalls in Como sich befand, kehrte aber leider ohne ihn zurück, da derselbe in einer Abendgesellschaft und also nicht zu Hause war.

Alle waren voll Bewunderung für die Thaten des preußischen Heeres, die Intelligenz seiner Führer, die vortreffliche Kombination des Kriegsplanes und die staunenswerthen Resultate. Alle gestanden einstimmig, daß der Gewinn Venedigs für Italien ganz allein das Werk und Verdienst Preußens sei. Aber eben so einig waren alle in den heftigsten Anklagen gegen ihr Gouvernement und besonders gegen La Marmora, dessen Mangel an Einsicht und Vorherbedacht, an Plan und Kombination der Mittel ganz allein die Schuld des Unglücks trage, das Italien und das italienische Heer in diesem letzten Kriege, trotz aller aufopfernden Begeisterung des Volkes aller Stände, trotz der unbestreitbaren Tapferkeit des Heeres und der Freiwilligen gehabt habe. Die härtesten Anklagen, die schwersten Verwünschungen wurden laut gegen die Regierung, gegen die Verwaltung, die so schlecht wie möglich für die Bedürfnisse des Heeres gesorgt, so daß nach der ersten Schlacht geradezu Hungersnoth in der Armee geherrscht habe. Den Garibaldi'schen Freiwilligen sei es noch schlimmer ergangen. Man habe die Pläne ihres Führers durchkreuzt, seinen Regimentern die elendesten Gewehre gegeben und vierzigtausend Mann ohne Geschütz und Reiterei in die Gebirge geschickt, wo es selbst für einen Führer wie Giuseppe Garibaldi nicht möglich gewesen war, Ordnung in den Bewegungen zu erhalten. Daß die Schaar für ein Freikorps viel zu stark, daß vierzigtausend Mann Freiwillige ein unbehülfliches Werkzeug in der Hand ihres Führers waren, während sechs, acht, höchstens zehntausend Mann auserlesener Leute weit mehr hätten ausrichten können, wurde nur von Einem der Anwesenden, von dem Ungarn Frigyesi geltend gemacht. Daneben erfuhren wir auf unsere

Anfrage nach unseren jungen italienischen Freunden, die in Berlin in unserem Kreise gelebt hatten, daß der Mailänder Dr. Leonardi Vallardi als Offizier in der Kompagnie des gleichfalls anwesenden Hauptmanns Zaffarini aus Modena sich tapfer hervorgethan und bei einem heftigen Gefechte in die Gefangenschaft der Oesterreicher gerathen sei, die ihn indessen gut behandelt hätten, wobei ihm seine Kenntniß des Deutschen wohl zu Statten gekommen wäre. Dasselbe Schicksal hatte auch einen anderen unserer Bekannten, den Neapolitaner Vittorio Imbriani, getroffen, dessen sich gleichfalls in Berlin noch so Mancher unserer Freunde erinnern wird.

Die vorherrschende Stimmung, der wir hier, wie bisher überall begegneten, war indessen eine sehr gedrückte und niedergeschlagene. Das Volk ist überall mit großem Enthusiasmus in den Kampf gegangen; desto schwerer lastet jetzt auf ihm das Bewußtsein, daß all' seine Begeisterung, all' sein Muth, all' die gebrachten Opfer an Blut und Geld ihm keine Erfolge gebracht haben. Der Gedanke, daß Italien Alles, aber auch Alles, was ihm durch diesen Krieg von 1866 zugefallen, fremden Waffenerfolgen zu verdanken hat, daß die Preußen es gewesen, die ihm Venedig gewonnen haben, daß die italienische Armee nicht wie 1859 ebenbürtig an der Seite ihres Alliirten gekämpft hat, daß nach der Niederlage von Custozza der Kampf nicht von Victor Emanuel erneuert worden ist, und schließlich die Schlappe von Lissa auch Italiens kriegerische Ehre zur See schwer geschädigt hat — das alles erfüllt die Herzen mit einer dumpfen Bitterkeit, die um so schwerer lastet, als jetzt keine Aussicht ist, die verlorene Ehre wieder herzustellen. Der einzige Trost, den sie sich selber geben, ist der traurige, daß sie „verrathen worden." Tradimento war das dritte Wort, das wir auf dem Comer See und in Como und auf der Weiterreise nach Bologna zu hören bekamen. Wohlunterrichtete hier in Bologna, darunter zwei seit funfzehn Jahren hier ansässige Deutsche, bestätigten dasjenige, was uns darüber von den Garibaldi'schen Offizieren und namentlich von einem alten Freunde und Adjutanten Garibaldi's gesagt worden war. Es soll ein geheimes Abkommen zwischen dem italienischen Kriegsminister La Marmora mit Oesterreich unter Vermittelung Napoleons bestanden haben, das dem Könige von Italien Venedig für alle Fälle garantirt habe, wenn nur der erste Waffen-

erfolg günstig für die österreichische Militärehre ausfalle und kein zweiter Angriff nach dem ersten versucht werde. La Marmora, so hieß es, habe dabei als guter italienischer Patriot zu handeln geglaubt, aber er habe trotzdem die Ehre der Nation durch seine Handlungsweise geschädigt, und sich selbst unwiederherstellbar in der öffentlichen Meinung des Landes ruinirt. Andere wollten dagegen behaupten, er habe nach dem verlornen Treffen von Custozza völlig den Kopf verloren, und seine Anordnungen, seine Zurückrufung Garibaldi's, sein Befehl an Cialdini, vor allen Dingen Florenz zu decken, hätten eine Erneuerung des Kampfes unmöglich gemacht. Die hier lebenden Deutschen meinten indessen, der Ausgang des Kampfes könne den Italienern als Lektion nichts schaden. Es habe beim Beginne des Krieges nicht an solchen gefehlt, — man nannte selbst Cialdini — die sich gar zu arg ihrer zu vollbringenden Thaten im Voraus überhoben und es öffentlich ausgesprochen hätten: noi siamo sicuri dei nostri fatti, ma i poveri Prussiani! (das heißt: wir sind unserer Erfolge sicher, aber die armen Preußen!) Darum sei es gut, daß diese Selbstüberschätzung einen Dämpfer erhalten habe. An diesem Urtheile ist sicherlich etwas Wahres. Ob aber aus einer so gedrückten, mit sich selbst, mit ihrer Regierung unzufriedenen Stimmung des Volks etwas Gutes für die nächste, sehr schwierige Zukunft zu erwarten ist, das ist eine andere Frage.

Von Como über Camerlata nach Mailand, wo wir nur etwa eine Stunde verweilten, und mit der Eisenbahn über Lodi, Piacenza, Parma, Reggio und Modena nach Bologna weiter eilten. Das schönste Wetter blieb uns treu auf dieser Fahrt durch die große fruchtbare lombardische Ebene, und der Aufenthalt an den Stationen war gerade ausreichend, einen Blick auf die genannten Städte zu werfen, unter denen besonders das freundliche thurm- und kuppelreiche Parma, am gleichnamigen Flusse gelegen, vom Glanze der späten Nachmittagssonne überglänzt, einen überaus heitern Eindruck machte. Unsere Gefährten im Coupé waren wieder zwei Garibaldi'sche Offiziere, beide Gutsbesitzer und verheirathete Männer, die in ihre Heimath zu den Ihrigen zurückkehrten. Der eine von ihnen, ein Edelmann aus Guastalla, Don Pietro Bonetti, war ein Mann von dreiundsechszig Jahren, der alle Kämpfe Garibaldi's seit 1859 mitgemacht hatte, Vater von zehn Kindern, von denen zwei Söhne als Offi-

ziere im stehenden Heere und vier unter den Freischaaren Garibaldi's an dem diesjährigen Feldzuge Theil genommen hatten. Es war ein schöner würdiger Mann; noch im vollen kriegerischen Anzuge, dem rothen Hemde von Wollenstoff, drei Medaglien auf seiner Brust, voll Begeisterung für den von Allen angebeteten Führer, und voll Trauer über das Loos, das ihm in diesem letzten Kampfe zugefallen, oder, wie er sagte „zugeschoben" sei. Als ich ihm die kleine Locke zeigte, die ich von Garibaldi durch seine treue Pflegerin im Varignano nach dem Unglückstage von Aspromonte erhalten, konnte er sich nicht enthalten, mit Thränen in den Augen seine Lippen darauf zu drücken. „Er ist der wahre Heilige unserer Zeit," rief er aus, „è un vaso di perfezione, wie ihn unser glorreicher Märtyrer Ugo Bassi genannt hat." Ich fragte, ob er den großen Barnabitermönch, den Volksapostel der italischen Freiheit, persönlich gekannt habe? „Freilich," erwiederte er, habe ich ihn gekannt und oft genug seine feurigen Predigten die Herzen entflammen hören." Und nun erzählte er mir von dem merkwürdigen Genossen der Gavazzi und Ciceruacchio eine Menge der interessantesten Züge. „Ihr geht nach Bologna, Signor, so schloß er; dort in seiner Vaterstadt, wo ihn vor siebzehn Jahren die Oesterreicher, die Schergen der Pfaffen, grausam hingemordet, werdet ihr sein Denkmal in der Certosa vor dem Thore sehen. Versäumt nicht es zu besuchen, und grüßt sein Andenken von mir, wenn Ihr davor steht." Ich versprach es und habe Wort gehalten, wie ich seiner Zeit berichten werde. In Modena, wo ihn auf dem Bahnhofe seine dort verheirathete Tochter erwartete, verließ uns der treffliche Mann, nicht ohne uns einzuladen, ihn nach der Rückkehr in Guastalla zu besuchen. Sonderbar! wie mir der Name Guastalla Lessing's Emilia Galotti in's Gedächtniß rief, glaubte ich in dem kriegerischen Graukopfe das Ebenbild des alten Obersten Galotti vor mir zu sehen.

Abends bei der Ankunft in Bologna unangenehm überrascht durch die Nachricht, daß mein Koffer es vorgezogen habe, mich nicht hierher zu begleiten. Eine telegraphische Depesche hatte jedoch bereits die Nachricht gebracht, daß derselbe in Mailand zurückgeblieben sei. Die Administration bei den Eisenbahnen läßt übrigens, wie in den meisten anderen Dingen, in Italien noch viel zu wünschen übrig. An Beamten und Dienstpersonal fehlt es nicht, eher ist deren zuviel; aber wohl an einfacher Ord-

nung und Promptheit. Die Scheererei in Camerlata mit dem Gepäck war noch ganz dieselbe wie vor acht Jahren. Dagegen hatten wir in Chur die republikanische Einfachheit des Verfahrens bewundert, wo der schöne und aufgeweckte „Knecht" des Gasthofes, der unser Gepäck zur Post brachte, ohne alle Umstände, da das Postpersonal durch die eben eingetroffene stark besetzte Bernardinpost in Anspruch genommen war, selbst die Koffer abwog, das Gewicht dem schreibenden Beamten zurief und dann das Gepäck mit den aus einem offenen Fache genommenen gedruckten Adressen ebenso selbst beklebte. Man fand das alles ganz in der Ordnung, während in einem deutschen Postbureau sich bei solchem Anblicke jedes Haar auf dem Haupte eines regelrechten Postbeamten emporsträuben würde.

IV.

In Bologna.

Bologna, 18. Oktober 1866.

Es ist mir gar nicht unlieb, daß äußere Umstände uns nöthigen, hier länger zu verweilen, als wir ursprünglich vorhatten. Ich hatte vor zwanzig Jahren Bologna nur streifend berührt. Damals jagte mich meine Ungeduld vorwärts, d. h. zurück über die Alpen, da ich doch in dem geliebten Lande nicht mehr weilen sollte, und ich nahm mir nicht Zeit, auch nur das Nothdürftigste zu sehen; denn ich kam von Rom, überfüllt von den größten Eindrücken, von Rom, das ich mit Schmerzen, ja mit Verzweiflung im Herzen verlassen. Jetzt liegt Rom vor mir, und ich darf mir Zeit nehmen — was ich immer gern thue, wenn mich ein Großes, Erfreuliches in nächster Nähe erwartet.

Der Eindruck der Stadt ist ein überwiegend ernster und mächtiger. Außer Mailand kann sich in ganz Italien keine Provinzialstadt ihr ver-

gleichen. Man fühlt sich in dieser alten Etruskerhauptstadt, deren Existenz nahezu drei Jahrtausende umfaßt, auf Tritt und Schritt von historischem Hauche umwittert, und nirgends, außer in Florenz, tritt so wie hier das Mittelalter mit seiner Gewaltigkeit, seinen blutigen Fehden und seiner wilden Leidenschaft dem Beschauer vor die Augen. Auf Schritt und Tritt empfindet man hier eine historische Vergangenheit voll Kraft und Größe, und die Geister der Kämpfer im Streite der Guelfen und Ghibellinen scheinen uns überall zu umschweben. Hier saß Kaiser Friedrichs des Zweiten geliebter Sohn, „der König Enzio," gefangen bis an seinen Tod zweiundzwanzig lange Jahre, und alle Bemühungen seines Vaters vermochten die starren Bürger von Bologna nicht zu bewegen, ihn loszulassen. Sie hielten fest, was sie hatten; eine der größten Tugenden freier Bürger gegenüber monarchischen Gegnern. Zuletzt entbrannte in ihrem eigenen Innern der Kampf zwischen den Ghibellinischen Lambertazzi's und den Welfischen Gieremei's über dem Grabe der beiden Liebenden Ismelda Lambertazzi und Bonifazio Gieremei, deren tragisches Geschick an das Veronesische Liebespaar erinnert, bis der alte Fuchslöwe auf dem päpstlichen Stuhle, der zweite Julius, Rafael's Freund und Beschützer, die herrschenden Familien der Visconti und Bentivoglio stürzte, und Bologna, Stadt und Gebiet, dem päpstlichen Reiche einverleibte. Aber wie der italienische Dichter sang:

„Bologna's Volk ist voll dämonischer Kraft,
Kein Zügel ist im Stande es zu bänd'gen!" —

so war Bologna auch immer und immer wieder voran im Kampfe der neuesten Zeit für die Unabhängigkeit. Es schlug im Jahre 1848 den österreichischen Feldmarschall Welden tapfer zurück, und vertheidigte sich im Jahre 1849 zehn Tage lang gegen die Oesterreicher, die es mit 15,000 Mann angriffen und von den Höhen beschossen. Die alte Furia des Volks von Bologna brach aus; es entsetzte seinen Magistrat, der, aus Gemäßigten bestehend, zur Ergebung rieth, und kämpfte tapfer fort, in Hoffnung auf Entsatz durch die römische Republik und Garibaldi, die selbst von den französischen Schergen bedrängt, keine Hülfe zu leisten vermochten. Erst am 17. Mai ergab sich Bologna in sein Schicksal. Es war hart genug. Noch zehn Jahre schmachtete es unter der Geißel der

verhaßten Fremdherrschaft, bis auch ihm 1859 die ersehnte Stunde der Erlösung schlug.

Bologna heißt unter den großen Städten Italiens, die bekanntlich alle seit Jahrhunderten ihre Beinamen haben, la grassa, die fette; ich möchte sie lieber die massige nennen. Denn massig ist Alles in ihr: ihre Architektur, ihre Thore und Paläste, ihre Thürme und Portiken, Kirchen und Rathhäuser, die Körperbildung ihrer Menschen und die Produkte ihres Bodens; selbst der Dialekt der Sprache nimmt Theil an diesem Charakter der Massivität. Stark, kräftig und groß, sind wie die Männer, so die Frauen, ein tüchtiges Menschengeschlecht in jedem Betrachte. Wir sahen auffallend viel schöne Frauen des Volks, mit dunklen mächtigen Augen und edel geschnittenen Gesichtszügen, ganz entsprechend den Gestalten der Bilder der alten Malerschule von Bologna, die sich in der Gallerie der Bologneser Akademie der schönen Künste so ausgezeichnet vertreten findet. Die zwölf Säle dieser ächt nationalen Sammlung enthalten den Kern von allem, was diese Schule geleistet hat, und wir haben bisher täglich ein Paar Stunden der Betrachtung dieser Schätze gewidmet. Hier ist denn auch das Meisterwerk Guido Reni's, des größten Meisters, den diese Schule hervorgebracht hat, seine unvergleichliche Madonna della pietà. Es ist ohne Frage das gewaltigste und in seiner Totalwirkung ergreifendste Werk, welches dieser Meister geschaffen hat, und wer es nicht gesehen, darf nicht sagen, daß er Guido Reni kenne. Ich weiß kein anderes Bild zu nennen, in welchem der Schmerz der Mutter an der Leiche des göttlichen Sohnes in so erhabener und herzerschütternder Weise ausgedrückt wäre. Das Bild, in zwei Abtheilungen getheilt, ist etwa einundzwanzig Fuß hoch bei einer Breite von zehn, elftehalb Fuß. Die Figuren der unteren Abtheilung, die fünf Schutzheiligen der Stadt, Petronius, Domenicus Gußmann, Carlo Borromeo, Franz von Assisi und den kriegerischen Proculus darstellend, sind von kolossaler Dimension, gegen neun Fuß hoch; die der obern, die von zwei weinenden Engeln umgebene Madonna und der vor ihnen ausgestellte todte Leib Christus, ein herrlicher Leib in der Fülle männlicher Jugendschönheit und Kraft, gleichfalls überlebensgroß. Die Madonna in braunem Kopftuche, violettem Unter- und blauem Obergewande mit violettem Aufschlage, ist der vollendetste Ausdruck des unfaßbaren, hoffnungslosen Mut-

terschmerzes. Ganz unten, zu Füßen der Heiligen, zwischen vier Engelgenien, deren Schönheit man dreist den Rafaelischen Engeln der Sixtinischen und der Fuligno-Madonna vergleichen darf, hat der Maler ein kleines Modell der Stadt Bologna mit ihren beiden schiefen Thürmen und einer Menge anderer viereckter Thurmbauten hingemalt, — wohl zu Ehren der Stadt, deren Magistrat es bei ihm bestellte und, zum Zeichen seiner vollkommenen Zufriedenheit mit dem Werke, den Meister über den geforderten Preis von 450 Dukaten hinaus noch mit einer kostbaren goldnen Ehrenkette und Medaille beschenkte.

Außer diesem Bilde enthält die Gallerie noch elf andere größere Werke desselben Meisters; unter ihnen seinen Simson, den Philisterbesieger, von dem ich vor fünf Jahren eine gute Kopie in Turin sah. Es ist ein schöner Jüngling, jugendlich bartlos, nackt bis auf ein die Lenden umwallendes rothes Tuch, die Linke in die Seite gestemmt, hoch in der Rechten den Eselskinnbacken, aus welchem ihm der Wunderlabetrank herabquillt, um ihn her die Leichen der erschlagenen Philister, auf deren Einem sein linker Fuß steht. — Von großer Wirkung ist auch sein Bethlehemitischer Kindermord, in welchem nur die vielen zum Schreien geöffneten Münder stören. Wunderschön aber ist die nicht völlig ausgeführte Farbenskizze eines heiligen Sebastian, ein schönster Jünglingsleib, noch ohne Pfeile und Wunden, und ein Christuskopf in kolorirter Rothstiftzeichnung, der Studienkopf zu seinem berühmten Bilde der Louvregallerie in Paris.

Die Gallerie von Bologna ist jungen Datums. Sie entstand erst gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aus den Bildern aufgehobener Kirchen und Klöster, und ward 1805 mit der Akademie vereinigt. Die Franzosen fanden hier viel zu plündern, und die Hauptwerke wurden erst 1815 mit deutschem und zumal preußischem Blute wieder ausgelöst und von Paris zurückgebracht. Zu ihnen gehört denn auch Rafael's berühmte heilige Cäcilie, welcher mit Recht ein ganz eigner Raum angewiesen ist, der jedoch meist von Kopisten besetzt zu sein pflegt. Zum erstenmale sah ich diese unvergleichliche Komposition in der Gluth und Pracht eines Kolorits, das unter den Rafael'schen Werken einzig dasteht. Nur in dem Haupthaar des Apostels zu ihrer Rechten und in dem blauen Wolkenhintergrunde, von dem sich die fünf

Figuren abheben, schienen uns Spuren einer Uebermalung bemerkbar zu sein.

Die Gallerie ist nicht allzugroß — (der Katalog zählt Alles in Allem nicht mehr als 362 Nummern) — aber eben deswegen desto leichter übersehbar und genießbar. Ich erwähne nur noch die sechs schönen Francesco Francia's, zu denen sich noch fünf andere seiner Söhne, Giacomo und Giulio, gesellen, und ein Portrait Guido Reni's von dem Pesareser Simone Cantarini. Es stellt den Künstler im Greisenalter dar, mit weißgrauem Haar und Bart, das Herbstroth des Lebens auf den Wangen des feinen, sanften grundehrlichen Gesichts, dessen vorwiegender Ausdruck eine milde Traurigkeit zeigt. Es ist ein Kopf, den man täglich um sich haben möchte.

Auch einheimische Frauen sind als tüchtige Künstlerinnen in dieser Gallerie vertreten: Lavinia Fontana und Elisabetta Sirani. Von der zuerst genannten, geboren 1550 in Bologna, gestorben 1614 in Rom, Tochter und Schülerin des Bologneser Malers Prospero Fontana, sahen wir bereits in der Kirche S. Trinita in der Straße S. Stefano ein Altarbild, die Geburt der Madonna darstellend. Die Gallerie besitzt von ihr ein zweites historisch interessantes Bild: die Segnung des jungen Sohnes der Herzogin Louise von Savoyen, des spätern Königs Franz I. von Frankreich, durch den heiligen Franz von Paula, dem die schöne überaus reich gekleidete, von vier Ehrendamen begleitete junge Fürstin ihr Kind präsentirt. Elisabetta Sirani war die Tochter eines Schülers von Guido Reni, des Giov. Andrea Sirani, und wie dieser eine Anhängerin der Manier ihres großen vaterländischen Meisters. Die Gallerie zählt sieben größere und kleinere Werke der begabten Künstlerin, die auch in Kupfer zu stechen verstand. Unter denselben ist besonders ein heiliger Antonius, der das Füßchen des Christkindes küßt, bemerkenswerth, ein Bild, das die Künstlerin im Jahre 1662 für die Kirche der Nonnen von S. Leonardo malte. Elisabetta starb jung, nur sechsundzwanzig Jahre alt, wie es heißt vergiftet von einem hochadeligen Bewunderer ihrer Anmuth und Schönheit, dessen Hochmuth sich durch ihre Sprödigkeit beleidigt glaubte. Ihr Portrait zeigt man heute in einer Figur ihres großen Bildes, die Taufe Christi, in der Kirche der Certosa, das sie in ihrem zwanzigsten Jahre (1658) malte.

Diese Künstlerinnen schließen sich würdig den ausgezeichneten Frauen an, welche auch in andern Fächern Bologna aufzuweisen hat. Weltbekannt ist der Name jener Novella d'Andrea, der Tochter eines berühmten Rechtslehrers des vierzehnten Jahrhunderts, die oft für ihren Vater das Katheder betrat. Alte Chroniken berichten, daß sie bei solchen Gelegenheiten hinter einem leichten Vorhange ihre Vorträge hielt, damit die Studiosen nicht durch den Anblick ihrer Schönheit von dem Inhalte ihres Vortrages abgelenkt würden. Jüngeren Datums ist Laura Bassi, welche als Professor der Naturwissenschaft und promovirter Doctor juris auch zahlreiche Frauen aus Frankreich und Deutschland zu ihren Zuhörern zählte, die als Mitglieder der Studentenschaft von Bologna recipirt wurden. Sogar als Professor der Anatomie und Wundarzt finden wir eine Frau in Bologna, Madonna Manzolina, und die Freundin und Vorläuferin des berühmten Sprachkundigen Mezzofanti, Matilda Tambroni war zu Anfang dieses Jahrhunderts Professor des Griechischen an der Universität. Das erinnert an die Zeiten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, wo man in Italien überall die Töchter des Hauses an den humanistischen Studien Theil nehmen ließ, die ja als das edelste Gut des menschlichen Daseins galten. Die biographischen Werke und Stadtgeschichten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind voll von Beweisen dafür. Der Bildungstrieb begabter Frauen, den unsere Zeit noch so oft in roher Weise zu verspotten liebt, galt damals als ein zu Ehrendes; und in dem lateinisch geschriebenen Werke des Scardeonius über Geschichte und Alterthümer Padua's haben nicht nur die kühnen Heldenfrauen, die politischen Rathgeberinnen, die Aerztinnen Padua's, sondern auch die gelehrten Frauen, Dichterinnen und Novellistinnen der berühmten Stadt einen ehrenvollen Platz gefunden.

V.

Bologna, 19. Oktober 1866.

Bologna ist ebensowohl eine Stadt der Paläste als der Kirchen. Wo man geht und steht ist man von beiden umgeben. Wir haben außer der Hauptkirche, der Kathedrale von St. Peter, nur einige wenige von den hundert und zwei Kirchen auf gut Glück besucht, und selbst bei flüchtiger Umschau bestätigt gefunden, daß kaum eine derselben für den Kunstgeschichtsfreund ohne Ausbeute sein dürfte. Aber eine solche zu gewinnen sind eben soviel Monate erforderlich, als wir Tage auf die interessante Stadt verwenden können. Auch die Paläste, die öffentlichen wie die privaten, sind theilweise nicht ohne Sehenswürdigkeiten im Innern, namentlich reich an Fresken, die nicht so leicht veräußert werden konnten wie andere Bilder und Kunstgegenstände. Wir haben indessen von den zweiundzwanzig Hauptpalästen, welche Murray aufzählt, keinen einzigen im Innern gesehen; sie sind aber in ihrem äußeren Bau von einer wahrhaft imponirenden Gewaltigkeit der Verhältnisse. Eine einzige Familie, die der Malvezzi, besitzt vier solcher Paläste, von denen drei in derselben Straße liegen, und jeder derselben könnte die Residenz eines Königs sein. Selbst unser Albergo ist ein alter Palast, einst der Familie Malvasia gehörig, und wie alle diese italischen Patrizierwohnungen mit einem weiten inneren Hofe versehen und mit einer Raumverschwendung im Innern gebaut, die für uns Nordländer an Verrücktheit gränzt. In dem Zimmer, das wir bewohnen, könnte seinem kubischen Inhalte nach unsere ganze Berliner Wohnung und ihre vier Zimmer, Küche und Korridor ganz bequem Platz finden; und von den Gründen, welche das Vorhandensein von dieser Menge von Vorsälen, Fluren, Gängen und halb oder ganz lichtlosen Räumlichkeiten aller Art für den Baumeister motivirt haben, vermögen wir uns bei allem Nachdenken keine Vorstellung zu machen. Die Menge einer müßig lungernden Schaar von Dienern, Klienten und sonstigen Hausangehörigen wird vielleicht ein Hauptmotiv für diese Bauart gewesen sein, die ich in allen großen Häusern Italiens wiedergefunden habe. Die Straßen eng, das Haus und seine Räume weit, das ist die Regel in allen alten italienischen Städten. Ein Stück Eitelkeit der bauenden Edelherren mag auch mitgespielt haben; sind doch die

beiden sogenannten schiefen Thürme Bologna's und die zahlreichen andern Thürme ähnlicher Art, von denen man noch hier und da Reste bemerkt, gleichfalls nichts anderes als Zeugnisse der Eitelkeit mächtiger und reicher Familien, die sich mit diesen riesigen Pfeilern Denkmäler ihres Ansehens und ihres Reichthums errichten wollten. Denn es ist erwiesen, daß sie ebensowenig zur Befestigung als zum Bewohnen gedient haben, wie es denn auch jetzt allgemein angenommen wird, daß die schiefe Richtung der beiden noch dicht neben einander stehenden Hauptthürme, des Torre degli Asinelli und des Torre La Garisenda, von denen der erstere über dreihundert Fuß hoch ist, nicht beabsichtigt, sondern Folge einer Erderschütterung oder des Nachsinkens des Grundes gewesen ist. Mein Urtheil, das ich darüber vor einundzwanzig Jahren aussprach (S. Ein Jahr in Italien, I. S. 83) ist also ein richtiges gewesen.

Nachmittags fuhr ich hinaus nach der berühmten Certosa, dem prächtigsten Gräberhofe von Oberitalien, den man seit Anfang dieses Jahrhunderts in den Klosterhallen und Höfen der zwei gewaltigen Karthäuserklöster errichtet hat, welche in den Revolutionsjahren des vorigen Jahrhunderts aufgehoben wurden. Die Wände der alten Klostergänge, durch Anbauten erweitert, sind bedeckt mit Tausenden von marmornen Monumenten, Grabtafeln und Inschriften der Reichen, die einen solchen Ruheplatz bezahlen können. Für die Armen sind die weiten grünen Plätze der ehemaligen Klostergärten bestimmt. Eine eigene Abtheilung der Klosterhallen ist bestimmt, die berühmten Professoren der Universität aufzunehmen, deren Büsten die Wände schmücken. Unter den zahlreichen Prachtmonumenten neueren Datums zeichnen sich besonders zwei durch ihre Kolossalität und künstlerische Bedeutung aus. Zunächst in einer großen Kuppelhalle das Denkmal König Joachim Mürats, erst vor ein oder zwei Jahren ihm von der verwandten in Bologna ansässigen fürstlichen Familie Pepoli errichtet. Auf einem marmornen Unterbau erhebt sich die kolossale Marmorstatue des kühnen Reiterkönigs von dem großen Mailänder Meister Vela, dem Schöpfer des Spartakus, gearbeitet. Die Behandlung ist ganz realistisch. Er steht da, den linken Fuß auf einem Kanonenrohr, in Husarenuniform mit übergeworfenem Dolman, das krauslockige Haupt unbedeckt, ohne Schwert an der Hüfte, dafür aber in der Rechten eine — Reitpeitsche mit kostbar verziertem Griff, die er so hält, daß sie

nach hinten in die Höhe steht. Wahrscheinlich wurde dem Künstler diese Darstellungsweise von der Tochter des Königs angegeben, die ihn ganz so sehen wollte, wie er in ihrer Erinnerung lebte; aber es macht doch einen ganz eigenthümlichen Eindruck, eine moderne Genrefigur in kolossaler Größe ausgeführt zu sehen. Das zweite Denkmal, gleichfalls ganz neuen Datums, das des bekannten polnischen Generals Grabinsky, ist dafür völlig antik-ideal gehalten. Fast völlig nackt mit einem bloßen Mantelüberwurfe drapirt, die Fahne Polens in seiner Linken, etwas theatralisch, aber dennoch bedeutend, steht er da auf dem noch unfertigen Marmorpostamente, noch im Tode ein Mahnruf für seines Vaterlandes Geschick.

Aber meine Augen suchten unter der wahrhaft unübersehlichen Menge der die Wände bedeckenden und die Nischen füllenden Statuen, Büsten, Reliefs und Inschriftentafeln nach dem bescheidenen Denkmale, das fromme Dankbarkeit vor sieben Jahren unmittelbar nach der Vertreibung der österreichischen Gewaltherrschaft im Jahre 1859 einem der edelsten Märtyrer der Sache Italiens, dem herrlichen Priester Hugo Bassi, errichtet hat. Ich fand die einfache Marmortafel, welche die Gebeine des großen Barnabiten deckt, mit welken und frischen Kränzen geschmückt, und mein Führer, ein schöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, sagte mir mit leuchtenden Augen: „Es kommen viele Forestieri, um das Grab des Padre Bassi zu besuchen, und sie bringen immer Blumen und Kränze mit!“ Voll Rührung entblößte ich mein Haupt während ich die kurze Inschrift las, welche also lautete: Ugo Bassi, nuovo archetipo dei due testamenti, eroe della vita terrena e celeste, martire dello amor patrio e religioso, memorate, onorate, imitate, d. h. zu deutsch: „Hugo Bassi, neues Urbild des alten und neuen Testaments, ein Held des irdischen und göttlichen Lebens, Märtyrer seiner Liebe für Vaterland und Religion. Gedenkt seiner, ehrt ihn, ahmt ihm nach!“

Und diese Inschrift sagt die Wahrheit. Die folgende kurze Skizze seines Lebens und seines Schicksals mag es beweisen. Das letztere erinnert lebhaft an die Hauptfigur des vielgelesenen neueren französischen Romans: Le Maudit, nur mit dem Unterschiede, daß der französische Priester, bis zum Tode von seinen ihm feindlichen Obern verfolgt und müde gehetzt, in Unterwürfigkeit und Ergebung in den Willen der be-

bekannten „providence“ endet, während der feurige und thatkräftige Sohn Bologna's sich zum Widerstande und zuletzt zum offenen Kampfe mit den Waffen des Geistes und des Leibes gegen seine Verfolger und Unterdrücker wendet, in denen er zugleich die Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes und des freien Menschenthums überhaupt erkannt hat, und daß er unterliegend in diesem Kampfe, sterbend unter den Folterqualen seiner grausamen Gegner noch den Hoffnungsruf des über seinem Grabe zu erneuenden Kampfes erhebt. Denn sein Wahlspruch war und blieb im Leben wie im Tode jenes Wort seines Landsmannes Enrico Tazzoli: „Die Menge der Opfer schreckt den Kämpfer für die Freiheit nicht zurück. Denn die Sache der Völker ist wie die der Religion; sie triumphirt nur durch die Tugenden ihrer Märtyrer.“

VI.

Ugo Bassi der Barnabit von Bologna.

Bologna, Oktober 1866.

Ugo Bassi, einziger Sohn einer geachteten Bürgerfamilie in Bologna, geboren am 12. August 1801, zeigte schon in frühester Jugend eine so ungewöhnliche geistige Begabung, daß die Barnabitenpriester, unter deren Leitung er auf dem Gymnasium seine Studien machte, alle Mittel in Bewegung setzten, ihn zu bewegen, in den geistlichen Stand einzutreten, um ihrem Orden so ein auserwähltes Rüstzeug zu gewinnen. Sie benutzten eine unglückliche Liebesleidenschaft des Jünglings zu einer Schwester seines Freundes aus dem Hause der Bentivoglio, deren früher Tod den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling in Verzweiflung stürzte, um den leidenschaftlich erregten, zur Schwärmerei geneigten Ugo durch geschickte Steigerung seiner selbstquälerischen Stimmung in ihr Netz zu ziehen. Vergebens widerstrebten die Eltern und weigerte sich zuletzt der Vater, die nicht

unbedeutende Summe von etwa vierhundert Thalern als Eintrittsgeld zu bezahlen. Den Barnabitenpatres war ihre Beute mehr werth. Sie schossen ihrem Neophyten das Geld vor, und am 24. Oktober wurde Ugo Bassi, siebzehn Jahr alt, in ihre Kongregation als Novize aufgenommen.

Sein Noviziat, obschon man während desselben alles anwandte, um ihm seine Illusionen über das Klosterleben zu erhalten, war indessen nicht ohne schwere Seelenkämpfe, und es bedurfte aller Klugheit und aller Anstrengungen von Seiten seiner Obern, den feurigen Geist des strebsamen Jünglings zu bändigen. Man hatte ihm Freiheit der Studien gelassen, die er leidenschaftlich liebte; zu diesen gehörte die Lektüre der Bibel und des Dante. Aus der ersteren gewann er Ansichten, die schlecht zu der von ihm erwählten Bestimmung paßten; aus dem letzteren erfüllte er sich mit der Begeisterung für Italien, für die Größe, die Erhebung seines Vaterlandes, das er von aller Art von Tyrannei der Fremdherrschaft unterdrückt sah, und für das er schon als vierzehnjähriger Jüngling, dem Aufrufe König Murats an die italische Jugend folgend, sich als freiwilliger Kämpfer gemeldet hatte. Daneben studirte er alte und neuere Sprachen. Thucydides und Plutarch, Livius und Tacitus bildeten neben Alfieri, Byron und Shakspeare seine Hauptlektüre. Ein Besuch Roms steigerte seine Begeisterung für die einstige Größe seines Vaterlandes, während ihm dort zugleich, wie einst Luthern, die Augen aufzugehen begannen über die Dinge der geistlichen Welt, der er sich und sein ganzes Dasein hinzugeben im Begriff war. Noch in der Nacht vor seiner Einkleidung hatte er einen furchtbaren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Aber — es war zu spät! Am andern Tage war der Würfel geworfen, sein Loos entschieden.

Kaum war es geschehen, als sich die Kehrseite der Medaille vor seinen Blicken aufthat. Seine Ueberwindung hatte den Barnabiten allzuviel Mühe gekostet, seine geistige Unabhängigkeit flößte ihnen schwere Besorgnisse ein. Dafür begannen sie jetzt ihn zu hassen. Die Honigmonate des Noviziats wichen einer drückenden, ja grausamen Behandlung. Die ihn bisher als Brüder behandelt ließen ihn jetzt fühlen, daß er ihr Sklave sei. Der junge Ordensbruder, an Leib und Seele erschöpft und krank, erklärte zuletzt, aus dem Orden treten, das Klosterleben verlassen

und mit seiner Familie in Bologna leben zu wollen. Die erschreckten Patres wandten sich an ihren gelehrtesten und berühmtesten Mitbruder, den Pater Mauro Capellari, den späteren Pabst Gregor XVI., um Hülfe. Es gelang ihm, den aufgeregten jungen Pater zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Er verstattete ihm einen Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit, und empfahl den Barnabiten, dem jungen Feuergeiste Freiheit seiner Studien zu gewähren. Pater Ugo war eine jener vielseitig begabten Naturen, an denen kein Land und Volk reicher war und ist, als das italienische. Er sprach und schrieb die alten Sprachen und las französische und englische Werke mit Leichtigkeit. Nicht minder begabt war er für Musik und Malerei, die er leidenschaftlich liebte. Er komponirte in Neapel eine Missa solennis, die von dem Orchester des Theaters von S. Carlo unter seiner Leitung aufgeführt wurde. Er selbst spielte meisterhaft das Klavier und die Guitarre, neben Flöte und Violine. Seine zahlreichen Kompositionen sind jedoch sämmtlich verloren, ebenso wie seine Malereien später von seinen geistlichen Brüdern nach seinem Abfalle vernichtet wurden. Neben allem diesen war er ein Dichter von ungewöhnlichem Talente. Ein großes episches Werk „der Sieg des Kreuzes" (La Croce vincitrice), das die Geschichte der Märtyrer des Christenthums unter Roms Herrschaft enthalten sollte, begleitete ihn durch sein ganzes Leben, und noch jetzt ist das mehr als dreißig Gesänge umfassende Manuskript in den Händen seiner in Bologna lebenden Schwester. Bruchstücke aus demselben, die ich gelesen, zeugen vom edelsten Formensinn, Kraft und Schönheit des Ausdrucks und Schwung der Gedanken, bei denen die Hoffnung auf die Wiedererhebung Roms und Italiens aus ihrer Versunkenheit zu der von ihm idealisirten ehemaligen Herrlichkeit überall hervorleuchtet.

Ugo Bassi's öffentliches Auftreten begann im Jahre 1833, wo er zuerst als geistlicher Redner die Kanzel in Neapel bestieg. Noch heute spricht man von den Erfolgen, die er bald in allen Hauptstädten Italiens, von Turin bis Palermo, durch seine hinreißende, geisterfüllte Beredtsamkeit erwarb. In der Blüthe männlicher Jugend, das lockige Haar gescheitelt, in den Augen des schönen Gesichts das Feuer schwärmerischer Begeisterung, in seiner ganzen Erscheinung das Gepräge eines gläubigen Verkünders der sittlichen Grundwahrheiten des Evangeliums tragend, von

einer Beredsamkeit, wie sie sein Volk liebt und mit Enthusiasmus bewundert, waren die nächsten Jahre für ihn ein wahrer Triumphzug. Seine Erfolge erhöhten seinen Muth. Zuerst in versteckten Anspielungen, dann immer offener, wagte er sogar die römischen Zustände der Gegenwart anzugreifen und eine Besserung derselben von innen heraus als nothwendig hinzustellen. Die hohen Würdenträger der Kirche in Bologna wurden aufmerksam auf den kühnen Barnabiten, der sogar dem Gedanken an ein „Italien" — er zuerst auf einer italienischen Kanzel — Sprache zu geben wagte, indem er der Jugend Bologna's die Liebe zum Vaterlande an's Herz legte, und seine letzte dortige Predigt mit den Worten schloß: benedetta Italia, benedetto chi la benedice, chi la maledice non benedetto! — Schon früher waren Denunziationen Bassi's von Seiten des Kardinal Spinola und des Erzbischofs von Bologna beim Papste angebracht worden, die auf Suspendirung von der Predigtbefugniß antrugen. Merkwürdigerweise aber hatte Gregor XVI. eine Vorliebe behalten für den jungen, einst von ihm auf den rechten Weg zurückgebrachten Barnabiten. Er ließ ihn nach Rom kommen, lobte seine rednerischen Erfolge, beschenkte ihn mit einer kostbaren Medaille, und entließ ihn mit einer Umarmung, zur Fortsetzung seiner Predigerlaufbahn. Aber das Ende derselben war nahe. Der Neid der anderen Prediger, ja selbst des eigenen Ordens, über die immer steigende Beliebtheit und Berühmtheit des jungen Prädikanten, der Haß der Jesuiten, einzelne Unvorsichtigkeiten, die er nicht immer klug genug war zu vermeiden, der Geruch des Freimaurerthums und der Demagogie, in den ihn seine Feinde bei den Obern zu setzen wußten, die giftigen Gerüchte, die sie über ihn und über die Begeisterung der Frauen für den berühmten Redner ausstreuten, machten ihm viele bittere Stunden. Aber sein liebevolles Herz, das des Hasses selbst gegen seine Feinde unfähig war, ließ ihn alle Verfolgungen und Kränkungen überwinden. Er war, wenn jemals einer, ein wahrer und aufrichtiger Apostel und Verkünder der Religion der Liebe, und er bewies dies nicht nur in seinen Predigten, sondern auch in seinem Handeln. Als bald nach seiner Abreise von Palermo, wo ihn das Volk mit Ehrenbezeugungen überhäuft hatte, die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in Palermo nach Neapel gelangte, die in jenem Jahre (1837) zu Palermo in einer bis dahin in

Europa unerhörten Weise wüthete, kehrte er augenblicklich wieder von Neapel nach Palermo zurück, um sich dort Monatelang der leiblichen und geistlichen Wartung und Pflege der Kranken und Sterbenden zu widmen. Er nahm in dem größten Spitale seine Wohnung, um Tag und Nacht zu seinem Dienste bereit zu sein. Ein Wunder erschien es, daß er, in dessen Armen Hunderte an der Seuche verschieden, leben blieb. Die Zeitungen Palermo's waren voll begeisterter Anerkennung für den hingebenden „Thäter des Worts," sein Name war in aller Munde, und das Volk trug ihn im wörtlichen Sinne auf Händen, und breitete seine Kleider aus, um sie ihm als Teppich hinzulegen, wenn er aus der Kirche schritt. Bei seiner endlichen Abreise begleiteten ihn Tausende zu dem Schiffe, welches ihn nach Neapel zurücktrug, von wo aus er seine Rundreisen als Prediger fortzusetzen gedachte.

Sechs Jahre später stieg eine halbverhungerte, in ein zerlumptes schmutziges Priestergewand gehüllte Menschengestalt mit allen Spuren körperlicher- und geistiger Erschöpfung in Palermo an's Land und schleppte sich mühsam nach der Toledostraße bis an eins der Kaffees, welches von glänzender Gesellschaft beider Geschlechter besucht war, die dort ihr Sorbetto oder ihren Kaffee schlürften. Niemand beachtete den bettelhaften Unbekannten — sind doch seinesgleichen in Italien ein allzu gewöhnlicher Anblick — dem Noth und Hunger aus den Zügen sprachen und aus dessen zerrissenen Schuhen die Zehen der Füße hervorschauten. Plötzlich sah man ihn, sich gewaltsam wie zu einem Entschlusse zusammraffend, an eine Dame wenden, die er mit den Worten ansprach: „Signora, ich bin der arme Padre Ugo Bassi, und wie Ihr seht, völlig hilflos; im Namen Jesu Christi bitte ich Euch um ein Almosen!"

Es war Ugo Bassi, der verfolgte, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz gehetzte, vom Predigtamte suspendirte Barnabitenpriester. Die Leidensgeschichte dieser Jahre ist schon darum interessant, weil sie einen Einblick gewährt in die absolute Rechtlosigkeit des niedern Klerus gegenüber dem hohen und in das grausame Schicksal eines von seinen Obern übel angesehenen Priesters. Ugo Bassi war in diesem Falle. Der mächtige Kardinal Lambruschini war sein persönlicher Feind geworden, seitdem der berühmte Kanzelredner sich geweigert hatte, seine Predigten einer vorhergehenden Durchsicht und Reinigungscensur zu unterwerfen. Er hatte im Bunde mit den Jesuiten die Berufung Bassi's

nach Turin verhindert, obschon König Carlo Alberto, der den großen Redner persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, sich selbst dafür verwandte. Lambruschini hatte ihn überall polizeilich überwachen lassen, als Bassi sich im Jahre 1839 in Rom befand. Endlich fiel der Schlag. Unter der Anschuldigung, daß seine Predigten das Volk aufregten, daß er ein Liberaler sei und mit Liberalen Verkehr habe, ja sogar im Verdacht stehe, der Freimauerei anzugehören, ward ihm zunächst untersagt, in den päpstlichen Staaten zu predigen. Seine Ordensobern vermochten nicht ihn zu stützen. Er ward in ein abgelegenes, ungesundes Städtchen Umbriens, San Severino, verbannt. Der Schmerz über die gezwungene Unthätigkeit, die Verzweiflung über seine Zukunft warfen ihn auf's Krankenlager. Vergebens verwandte sich der General seines Ordens Padre Spini für seinen unschuldigen Mitbruder bei dem stolzen Kardinal. Lambruschini blieb unerbittlich und taub gegen alle Vorstellungen. Ugo Bassi ward aus den päpstlichen Staaten verbannt, und zwar verbannt für immer.

Er ging nach Neapel, wo er zwei Jahre blieb und in dem wackern Kardinal-Erzbischofe von Neapel, aus dem berühmten fürstlichen Hause Caraccioli, einen Freund und Beschützer fand. Hier begann er sein Werk „Licht und Liebe," eine Darstellung seiner Ideen über den Inhalt des Evangeliums. Aber schon nach zwei Jahren starb sein Beschützer, und der Nachfolger desselben, ein eifriger Anhänger Lambruschini's, beeilte sich, die Verfolgung Bassi's fortzusetzen. Ein Dekret des neuen Erzbischofs verbannte den unglücklichen Barnabiten auch aus dem Königreiche Neapel. So kam er nach Sicilien: flüchtig, krank und arm. Denn einem nicht angestellten Priester, wie er war, waren durch die über ihn verhängte Suspension von seinen geistlichen Verrichtungen zugleich die Quellen des Lebensunterhaltes, die kargen Einnahmen für Predigten und Messelesen abgeschnitten.

In Sicilien fand er jedoch überall offene Hände und Herzen. Sein Verhalten in der Schreckenszeit der Cholera vor sieben Jahren, sein Ruf als Redner waren dort noch im besten Gedächtnisse. Die Leiden der Verfolgung hatten nicht vermocht, seinen Freiheitssinn zu beugen und den Schwung seines Geistes zu brechen. Als im Jahre 1845 der Selbstherrscher aller Reussen, Kaiser Nikolaus, der Vernichter Polens

nach Palermo kam und das arme Volk von Palermo demselben aus den von mir in meinem Buche „Ein Jahr in Italien“ berichteten Grunde, weil es sich von seiner Freigebigkeit märchenhafte Dinge versprach, mehrfach öffentlich zujubelte, strafte Bassi es in einem Gedichte, welches damals in Abschriften umlaufend, auch mir zu Gesichte kam, sich aber seines starken Inhalts wegen der Veröffentlichung entzog.

Endlich kam das Jahr 1846 und mit ihm die große politische Wetterwende Italiens. Pius IX. bestieg den Thron des XVI. Gregor, er schien ein Nerva nach Domitian. Seine Amnestie, seine Reformen schienen eine neue Aera des Glücks und der Freiheit einzuleiten. Ganz Italien begeisterte sich für den neuen Papst, in welchem es seinen verheißenen Messias sah. Es hatte nun den Papst, den Gioberti prophezeit, neben dem Könige, den einst Macchiavelli verlangt hatte, neben Carlo Alberto, dem Schwerte Italiens.

Ugo Bassi gehörte zu den feurigsten Anhängern Pius IX. Die Amnestie erlaubte ihm die Rückkehr nach Rom und dem Festlande Italiens. Er war es, der für die marmorne Ehrensäule, welche Bologna Pius IX. aufrichtete — sie ward erst im Jahre 1860 wieder niedergerissen — die begeisterte Inschrift verfaßte. Papst Pius selbst verlangte den berühmten Volksredner, der jetzt mit verdoppeltem Feuereifer seinen Beruf wieder aufgenommen hatte, zu sehen und persönlich kennen zu lernen. Ugo Bassi eilte nach Rom. Der Papst forderte seine Ansicht über die Lage der Dinge in Italien zu hören. Bassi gab sie ihm mit aller Begeisterung des Freimuths und der glühenden Vaterlandsliebe. Der leicht erregbare Papst schien erschüttert. Thränen standen in seinen Augen, als er beim Abschiede zu einem neben ihm stehenden Kardinal gewendet ausrief: „Welch ein schönes Herz hat der Padre Bassi!“ (Che bel cuore ha il padre Bassi!). Ein Jahr später zerrissen österreichische Kugeln, auf desselben Papstes Geheiß, dieses selbe, von ihm für seine Vaterlandsbegeisterung gepriesene Herz. Vom Frühlinge 1847 bis zum Frühlinge 1848 war Padre Bassi neben dem bekannten Pater Gavazzi, gleichfalls einem Barnabiten, die Seele der Volkserhebung von Mittelitalien. Bisher hatte er für die Religion gepredigt, jetzt predigte er im Namen und für die Sache des Vaterlandes, für Italien, dessen Namen er früher zuerst und allein ausgerufen, als noch kein

Mund für die „gemeinsame Mutter aller Italiener" sich zu öffnen wagte. In Bologna schloß er sich den Schaaren an, die Pater Gavazzi von Rom aus in den „heiligen Krieg" gegen die fremden Unterdrücker führte. Der Papst selbst hatte demselben dazu ein verhülltes Kruzifix übergeben, mit der Verordnung: es erst zu enthüllen, wenn Italien frei sein werde von seinen Drängern.

Mit diesem Augenblicke beginnt die glorreiche Zeit des priesterlichen Helden, die ihn zum Märtyrerthume führen sollte. Bei Treviso lernte ihn Garibaldi kennen. Während er mit Wort und That die dort gegen die Oesterreicher kämpfenden ungeübten Schaaren der Freiwilligen ermuthigte, zerschmetterte eine Kugel ihm den Arm und drang durch denselben in den Leib. „Ich sah den Padre Ugo Bassi" — so schrieb Garibaldi später an einen Freund — „vor dem Thomasthore von Treviso auf der äußersten Linie der Vorposten sich hinunter bewegen und hochaufgerichteten Hauptes, sein langes Haupt- und Barthaar im Winde flatternd, die Kämpfer anfeuern, während er den General Guidotti begleitete, der zum sichern Tode ging. Guidotti fiel tödtlich verwundet, Bassi empfing drei Wunden von einer Kugel, aber das hinderte ihn nicht, den sterbenden General mit seinem Talar zu bedecken und unter dem Thomasthore ihm das letzte Sterbegebet zu sprechen." Kaum geheilt, nahm Bassi, nachdem Treviso und Padua in die Hände der Oesterreicher gefallen waren, an allen Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren der tapferen Vertheidiger Venedigs Theil. Sein Beispiel, sein todesfreudiger Muth hielten überall die Begeisterung der Vaterlandsstreiter aufrecht. Ohne selbst mit Schwert oder Feuerwaffe zu kämpfen, war er immer in den vordersten Reihen, Verwundete zu unterstützen, Sterbende zu trösten, — gleichviel ob die einen oder die andern Freunde oder Feinde waren. Soldaten und Bürger hingen an seinen beredten Lippen, wenn er in öffentlicher Versammlung dem Volke das Evangelium von der Befreiung Italiens predigte. Republik oder Monarchie, war für ihn keine Frage der Gegenwart. „Laßt Euch nicht verführen," rief er seinen Zuhörern zu, „von denen, die über solche Dinge streiten, die der Zukunft angehören. Das alles sind für jetzt Formen und Namen ohne Bedeutung. Unsere gegenwärtige Regierungsform ist der Krieg für Italiens Befreiung. Der König, der mit seinem Herzen für Italiens Unabhängigkeit kämpft,

wird der Wohlthäter Italiens sein. Ist Italien erst befreit, dann werden seine Völker über die Regierungsform berathen!" Der herrliche Manin liebte den begeisterten Priester wie einen Sohn. Mehr als einmal zügelte Bassi's Rede und Ansehen die Volkswuth, welche in Bologna und Venedig die österreichisch Gesinnten, unter andern auch den berüchtigten Kardinal Monico, Patriarchen von Venedig, mit dem Tode bedrohte.

Bassi's begeisterter Glaube an Pius IX. war längst entschwunden, die Flucht des Papstes aus Rom ins feindliche Heerlager zu dem Bombenkönige von Neapel vollendete seine Enttäuschung. So feurig er früher für den neuen Messias mit der dreifachen Krone gepredigt hatte, um so stärker waren jetzt die Worte zornigen Schmerzes, mit denen er den Verrath des Italieners an der Sache Italiens in seinen Predigten brandmarkte. In Rom war die Republik erklärt und die römischen Freiwilligen zu ihrem Schutze zurückgerufen worden. Ugo Bassi eilte mit ihnen über Ravenna und Bologna nach Rom. Eben dorthin ging Garibaldi mit seiner kleinen Heldenschaar. Bassi, von den Triumvirn zum Feldkaplan Garibaldi's ernannt, ging demselben von Rom aus nach Rieti entgegen. Hier begegneten sich beide Männer, die sich bisher nur durch ihren Ruf kannten, zum Erstenmale persönlich, und jeder von ihnen fand in dem andern einen Mann nach seinem Herzen. Garibaldi's Legion empfing den berühmten Priester der Freiheit mit Jubel. Nur das schwarze Priesterhabit, das Bassi noch immer trug, war Garibaldi nicht recht, und er bat seinen neuen Freund, dasselbe mit einem seiner eigenen Anzüge zu vertauschen, den er ihm schenkte. So predigte der Feldkaplan des Nationalhelden von da an in der rothen Blouse der Garibaldiner, und nur das Kruzifix, das er an silberner Kette über derselben trug, bezeichnete ihn als Geistlichen. Er war der rechte Prediger und Priester einer Heldenschaar, die zum Sterben entschlossen fast allein noch die Fahne Italiens aufrecht hielt. „Italien ist hier in unserem Feldlager" — schrieb er seiner Mutter — „Italien ist Garibaldi und wir!" (Italia è Garibaldi, e siamo noi.) — Für Garibaldi zu sterben war fortan sein höchster Wunsch, und Garibaldi selbst fand es nöthig, ihn mit Bitten anzugehen sich nicht allzusehr und überall dem feindlichen Feuer auszusetzen. Bei einem Ausfalle gegen die Franzosen ward Bassi's Pferd unter ihm er-

schossen, er selbst gefangen, aber Tags darauf gegen einen gefangenen französischen Offizier ausgewechselt.

Der Heldenkampf der Vertheidiger Roms gegen die ungeheure Uebermacht der Franzosen, zu denen sich noch die Schaaren des Königs von Neapel gesellten, ist mit unauslöschbaren Zügen eingezeichnet in das Buch der geschichtlichen Ehre des nach Verjüngung ringenden Italiens. Viele Schlachten und Kriegskämpfe unserer Zeit werden vergessen sein, wenn man noch Hoffstetter's „Tagebuch" dieses römischen Heldenkampfes einer kleinen todesmuthigen Schaar und ihres Führers mit Rührung und Ehrfurcht lesen wird. Ueber Bassi finde ich in demselben folgende Stelle bei Gelegenheit eines heftigen Angriffs der Franzosen, bei welchem ein Freund desselben, der Kapitain Laviron, fiel und in Hoffstetter's Armen verschied: „Hugo Bassi war diesesmal der Decharge glücklich entronnen, doch machte er dem General (Garibaldi) vielen Kummer, weil er deutlich merken ließ, daß er den Tod suche. Sie glauben nicht, was dieser Mann mich bekümmert, sagte mir der General eines Tages, denn er will sterben. In Bassi erkannte man auf den ersten Blick den edlen Schwärmer: die sanften Augen, die hohe Stirn, die wallenden Locken seines Hauptaares und Barts, die ungewöhnliche Macht, die begeisterte Rede und die Todesverachtung dieses Priesters überraschten Jeden. Niemandes Händedruck that mir so wohl als der seine. Zu dem General hegte er eine leidenschaftliche Liebe. „Nichts," sagte er mir einige Male, „nichts würde mir erwünschter sein, als für Garibaldi zu sterben!"

Diese Worte eines tapferen deutschen Mitstreiters sind das schönste Ehrenzeugniß des italienischen Märtyrers!

Wohl sollte ihm sein Wunsch erfüllt werden, für seinen Garibaldi zu sterben, aber nicht, wie er gedacht, im freien Felde, im Kampf an seiner Seite und inmitten seiner tapferen Genossen!

Rom war der Uebermacht erlegen. Es hatte, zum Tode erschöpft, mit Bomben überschüttet, von Seuchen verheert, vor dem letzten Sturme kapitulirt. Aber Garibaldi hatte jede Kapitulation ausgeschlagen. Am 2. Juli 1849 zog er mit seiner kleinen Schaar — nur noch 2500 zu Fuß und 400 Reiter — aus dem Thor San Giovanni, um jenen berühmten Rückzug durch einen zwanzigfach überlegenen Feind anzutreten,

der allein hinreichen würde, ihm in der Kriegsgeschichte dauernden Ruhm zu sichern. Zu den wenigen Getreuen gehörte auch Ugo Bassi, der fortan bis zum letzten Augenblicke stets an Garibaldi's Seite blieb.

Am 31. Juli entließ Garibaldi zu San Marino den Rest seiner Schaar, nur noch 1900 Mann im Ganzen stark, da die Oesterreicher denselben Leben und Freiheit zusicherten. Er selbst aber von nur wenigen Getreuen begleitet, setzte seine Flucht weiter fort, da er unter keiner Bedingung den Oesterreichern sich in die Hände geben wollte. Der treue Bassi folgte ihm auch hier. Aber auf dem Wege von Nachtwachen erschöpft, auf dem Pferde einschlafend, verlor er die Spur der vorwärtseilenden Genossen in den wilden Gebirgsschluchten. Nur ein Offizier Garibaldi's, der Lombarde Livraghi, fand sich zu ihm, und beide versuchten jetzt auf eigene Hand den Oesterreichern zu entkommen, deren Soldaten und Gensdarmen das ganze Gebiet, in welchem sie sich befanden, besetzt hielten und durchstreiften. Bald sahen sie sich daher in einer abgelegenen Herberge, wo sie Zuflucht und Stillung ihres Hungers gesucht, ergriffen und vor den Governatore des nächsten Orts geführt. „Ich habe kein anderes Verbrechen auf mir, als das, ein Italiener zu sein, wie Ihr es seid, und mein Leben für unser Vaterland auf's Spiel gesetzt zu haben!“ — mit diesen Worten redete Bassi den Ortsvorsteher an. Es war kein böser Mann, aber die Angst vor den Oesterreichern überwog sein Mitgefühl. Noch war Aussicht auf Rettung. Ein patriotischer Gutsbesitzer, Giuseppe Bonnet, derselbe, der später Garibaldi rettete, versuchte die Gefangenen zu entführen, aber die Dazwischenkunft der päpstlichen Carabinieri verhinderte das Rettungswerk. Auf dem Transport nach Bologna überhäuften die Geistlichen der Ortschaften, durch welche man die Gefangenen, von zwölf Kroaten begleitet, führte, den gefesselten Priester mit unwürdigen Schmähungen.

Sein Schicksal war bald entschieden. Nur wenige Stunden blieben ihm zwischen Verhör und Hinrichtung. Der österreichische Kommandant hatte gefordert, daß der Klerus von Bologna sich über das Schicksal des Gefangenen ausspreche. Der Ausspruch desselben lautete auf Tod. Nur die drei österreichischen Feldkaplane, welche Theil an dem Gerichte nahmen, stimmten gegen das grausame Urtheil; man sah sie mit Thränen aus der Versammlung gehen.

Am Morgen des 8. August 1849 führte eine starke Bedeckung von Kavallerie und Infanterie den Märtyrer zum Richtplatze. Die entmenschten Priester hatten darauf gedrungen, daß dem Verurtheilten vor der Hinrichtung die Weihen entzogen würden, damit er nicht als Geistlicher sterbe. Man schnitt ihm mit einem Rasirmesser die Tonsur vom Haupte und die Haut von den Fingerkuppen. Blutend und von Schmerz gepeinigt hatte er dennoch die Kraft, seinen Schicksalsgenossen, der minder ergeben zum Tode ging, mit tröstendem Zuspruche aufzurichten. Ein Blatt Papier, um den Seinen ein letztes Lebewohl zu schreiben, ward ihm verweigert, auch durfte er nicht, wie er bat, zu der versammelten Menge sprechen. Da warf sich der unglückliche Mann auf seine Knie, und die Augen nach der Kirche von San Luca gewendet, die von der Höhe hinab in der Morgensonne glänzte, sprach er ein kurzes Gebet „für Italien und für sich." Dann drückte er das kleine Kruzifix, das ihm die Mörder gelassen, an seine Brust, und sprach: „Ich bin bereit!" Dem Offizier, der Feuer zu kommandiren hatte, versagte vor Bewegung die Stimme; ein anderer mußte an seine Stelle treten. Bassi's letzte Worte waren: „Ich sterbe unschuldig, aber ich vergebe meinen Mördern, und ermahne meine Brüder, nicht nachzulassen in dem heiligen Werke der Erlösung des Vaterlandes. Viva Italia!"

Und sie haben seinen Zuruf erfüllt. Heute, wo ich dieses schreibe, ist Italien erlöst vom Fremdenjoche, weht seine Tricolore vom Markusthurme in Venedig, und zittern die Priester, die den Märtyrer gemordet in ihrer letzten Burg, in der Siebenhügelstadt ihrem eigenen Untergange entgegen. Discite justitiam moniti! — —

Ugo Bassi's von Kugeln zerrissener Leib ward auf dem Richtplatze verscharrt. Aber als Tag und Nacht die Verehrung und Liebe zu seinem Grabe wallfahrtete und es mit Kränzen und Blumen schmückte, ließ der Bischof von Bologna heimlich bei Nacht den Leichnam ausgraben und an einem unbekannten Orte einscharren. Dafür dichtete die Volksphantasie, daß der Geist des Märtyrers in weißem Gewande und mit einer Strahlenkrone Nachts von der Höhe der Madonna die San Luca niederschwebe, um Italiens Kinder zu segnen. Am 7. August 1859 aber, zehn Jahre nach seinem Tode, wurde seine Asche feierlich beigesetzt in der Halle der Certosa von Bologna.

VII.

Nach Florenz.

Florenz, 20. Oktober 1866.

Von Bologna nach Florenz fährt man jetzt mit der Eisenbahn in etwa fünf und einer halben Stunde, während ich vor zwanzig Jahren mit dem Vetturin zwei Tage brauchte, um denselben Weg zurückzulegen. Das ist nun allerdings ein Vortheil für den italienischen Schnellreisenden, der als bloßer Fortkömmling nur irgend ein Endziel im Auge hat; aber für denjenigen, für den der Weg zugleich mit das Ziel ist, wird diese neue Eisenbahn ein Gegenstand des Mißbehagens. Sie ist sicherlich eine der interessantesten und zugleich schwierigsten Bahnen Europas. Immer im Gebirgsthale des Renoflusses entlang sich windend, den sie neunzehnmal auf hohen Steinbrücken überschreitet, gewinnt sie erst ein etwas breiteres, größere Aussicht verstattendes Terrain, wenn sie bei dem Flecken Vergato den reißenden Vergatello überschritten hat. Ueberall bieten sich die herrlichsten Ausblicke dar auf Gebirgshöhen, gekrönt mit Ruinen mittelalterlicher Feudalburgen, auf Bergzüge, geschmückt mit Wein- und Oelpflanzungen, aus deren Grün die hellen lachenden Villen hervorleuchten — am schönsten bei La Porretta, einem Badeorte, der elfhundert Fuß über der Meeresfläche liegt, — auf dunkelschattige Eichenwälder, die aus dem Querthale bei La Capanna, wo früher die Grenze zwischen Toskana und dem päpstlichen Staate war, sich bergaufwärts ziehen. Mit einem Worte, es ist eine Straße so voll von romantischer landschaftlicher Schönheit, daß man sie am liebsten zu Fuße schlendernd durchwandern möchte. Uud nun denke man sich den jetzigen Reisenden diese Gegend auf einer Eisenbahn dahinfliegend, die obenein durch mehr als vierzig — ein paar dänische Damen, die mit uns fuhren, zählten achtundvierzig — Tunnels zu passiren hat! Es ist eine reine Quälerei, und man kommt zu keinem Genusse der zahlreichen schönen Querthäler bei diesem

unaufhörlichen rasch aufeinander folgenden Wechsel zwischen Licht und Finsterniß. — Von den Tunnels ist der von Casale eine starke Drittelmeile, die dreiundzwanzig Tunnels, die man bis Pracchia passirt, zusammen über fünfviertel bis anderthalb deutsche Meilen lang, und hinter der genannten Station kommt noch erst der längste von allen, dessen Stollenbau den Apennin in einer Länge von ziemlich einer halben Meile durchbricht. Von Pracchia bis Pistoja senkt sich die Bahn 1820 Fuß tief durch achtzehn Tunnels und über mehrere gewaltige Viadukte hinab in das Thal zwischen Piteccio und Pistoja, vorüber an dem Schlachtfelde, wo der von Cicero so rabenschwarz gemalte wilde Catilina, der minder glückliche Vorläufer Cäsars, im heldenhaften Kampfe der Uebermacht erlag. „Aber um's Himmelswillen! Sie werden doch nicht auch noch den Catilina, diesen Unhold aller Unholde, in Schutz nehmen gegen einen Ehrenmann wie Cicero!" hör' ich Sie rufen. Nun warum nicht? wer weiß! — Doch vorerst wollen wir machen, daß wir nach Florenz kommen.

Das eigentliche Italien fängt erst an, wenn man den Apennin im Rücken hat und das Ombronethal sich bei Pistoja mit dem weiten herrlichen Arnothale vereinigt, das an diesem sonnengoldnen Herbstnachmittage sich in all seiner unvergleichlichen Schönheit vor unsern Blicken ausbreitete. Weinstock und Feigenbaum beginnen hier ihre Herrschaft zu zeigen. Der ganze farbenbunte Herbstzauber des Südens lag über Thal und Höhen gebreitet, als wir vorüber an der alten Bergveste von Monte Murlo, dem Schauplatze des letzten Kampfes der republikanischen Partei von Florenz gegen die Herrschaft der Medici, von Pistoja und San Piero nach Prato zu fuhren. Das Kastell ist jetzt im Besitze eines Grafen Gherardesca, eines Abkömmlings des berühmten Grafen Ugolino, wie ein mit uns fahrender junger Florentiner bemerkte. Noch vier kleine Stationen von Prato an, jede von der andern immer nur etwa kaum eine Viertelmeile entfernt, und wir landeten innerhalb der Thore von Florenz an dem Bahnhofe, der etwa einen Pfeilschuß weit von der Kirche Santa Maria Novella sich hinstreckt.

Vor einundzwanzig Jahren hatte ich in der Trübe brodelnden Regenwetters meinen Einzug gehalten in die alte Mediceerstadt; heute schwamm sie in rosig goldenem Abendlichte, ganz entsprechend ihrem

Namen, der uns anklingt wie Licht und Sonnenhelle, wenn wir im grauen Norden an das italienische Athen gedenken. „Jetzt ist Florenz unser, auf acht und mehr Tage, auf so lange wir wollen!" rief mir Fanny fröhlich erregt zu, als wir durch den neuen Stadttheil die Garibaldistraße hinab, den schimmernden Lungarnokai entlang, der wohlbekannten Piazza della Trinita zufuhren.

Ein paar Stunden später, nachdem wir uns durch ein gutes Mahl ein wenig erfrischt hatten, begannen wir unsere erste Wanderung durch die Straßen. Die Nacht war herabgesunken, aber des Mondes volle Scheibe glänzte vom Himmel nieder, als wir aus der Via di Porta rossa rechts in die Via de' Calziaioli einbiegend, hinaustraten auf den Platz der Plätze, die Piazza del Granduca. Da lagen sie wieder vor uns: der zinnengekrönte Palazzo Vecchio mit seinem schlanken Thurme, der sich wie ein Federbusch auf einem Sturmhut keck und trotzig in die Lüfte schwingt; der Wunderbau der Loggia dei Lanzi, diese schönste Halle Italiens, Orgagna's Meisterwerk, das Michelangelo's gewaltiger Geist fortsetzen wollte rund um den ganzen Platz, weil ein schönerer Schmuck des letzteren nicht zu denken sei; die Marmorkolosse, Michel Angelo's David und Bandinelli's Herkules, die Wächter am Eingange der alten Stadtburg; der marmorne Neptun Ammanati's, mit seinem Viergespann von brausenden Seerossen in der „Riesenfontaine," wie das Volk sie nennt, neben der einst die Rednerbühne der Republik stand, von welcher herab Savonarola's glühender Redestrom sich ergoß, ehe er auf demselben Platze den Märtyrertod am Galgen erlitt; die bronzene Reiterstatue Cosimo's des ersten, des Begründers der Herrschaft und des Thrones der großherzoglichen Mediceer, jener klugen Erwürger der alten republikanischen Freiheit der mächtigen Arnostadt — — alles, alles wie es war vor jenen einundzwanzig Jahren, als mein freudetrunkener Blick diesen Platz zuerst im hellen Tageslichte erschaute, jetzt sanft verklärt im milden Mondenlichte, und wie es sein wird, wenn längst unser Staub verweht sein und andere Geschlechter redender Menschen sich freuen und leiden werden auf der Nahrungsprossenden Mutter Erde.

Schweigend verließen wir den Platz und schritten die breite Straße der Calziaioli hinab, vorüber an Orcagna's Or San Michele, von dessen Außenwand herab der marmorne St. Georg Donatello's gleichsam grüßend

auf uns niederblickte, dem Domplatze zu. Denn es trieb mich, noch am ersten Abend einen Blick zu werfen auf den Dom mit Brunelleschi's Kuppel und auf meinen Liebling, Giotto's Campanile, diesen schönsten Glockenthurm der Welt, der seine schlanke Marmorbildung fast dreihundert Fuß hoch in die Lüfte des Himmels streckt. Wie oft ich auch meine Augen an ihm geweidet in den achtzehn Tagen, die ich in Florenz verlebte, — schöner und herrlicher erschien er mir niemals, selbst nicht an jenem Abende, wo ihn das Freudenfest der Befreiung Venedigs mit tausenden von Flammenlichtern umstrahlte, — als in dieser ersten Mondscheinnacht unserer Ankunft; und voll frommer Dankempfindung gegen mein Lebensgeschick, das mir dieses Wiedersehen gewährt hatte, kehrte ich zurück in unser Hotel de l'Europe, wo wir für's Erste nach mehrfachem Umherirren ein leidliches Unterkommen gefunden hatten. Hätte ich geahnt, daß mein alter Freund père Ponson, — wie ihn seine Gäste nannten, der Besitzer des Hotels du Nord, noch lebe und jenseits des Arno in der stillen Straße der Via Maggio eine Fremdenpension halte, ich würde ihn ohne alle Frage aufgesucht und mich unter seine Flügel begeben haben, da ich der freundlichen Aufmerksamkeit, mit der er sich vor einundzwanzig Jahren des Kranken angenommen hatte, ein dankbares Andenken bewahrte. Ich sollte bald genug Ursache haben, diese Versäumniß aus mehr als einem Grunde zu bereuen.

VIII.

Achtzehn Tage in Florenz.

Florenz, 27. Oktober 1866.

Wir sind jetzt bereits acht Tage in Florenz und haben so ziemlich Alles wiedergesehen, was uns dort in der Erinnerung lieb geblieben war; aber obschon es uns allmählig zu drängen beginnt, dem Winterquartiere in Rom zuzueilen, so ist doch dazu noch keine Aussicht. Denn die Regierung des Kirchenstaates hat unserer Ungeduld einen schlimmen Riegel vorgeschoben.

Wir hatten nämlich bereits auf der Fahrt von Mailand nach Bologna in einer der auf gut Glück unterwegs gekauften Zeitungen die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in Rom gelesen und die Bestätigung derselben durch ein Mitglied unserer Gesandtschaft in Florenz erhalten. Trotzdem hatten wir uns, nach dem ersten Schrecken, darüber mit dem Gedanken getröstet, daß jetzt wenigstens die von der Weisheit des pontifizischen Staates angeordnete Cholerasperre aufgehoben und wir im Stande sein würden, ohne Aufenthalt nach Rom gehen und uns an Ort und Stelle von dem Zustande der Dinge dort unterrichten zu können. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das römische Governo erkannte die Existenz der Krankheit in der ewigen Stadt nicht an, sondern fand vielmehr für gut, im Interesse der Beruhigung der ihm anvertrauten Heerde, die fünfzehntägige Quarantäne für alle Reisende aufrecht zu erhalten, die nicht nachweisen konnten, daß sie funfzehn Tage in einem cholerafreien Orte zugebracht hätten! Wir sehen uns also gezwungen, unsern Florentiner Aufenthalt um mehr als das Doppelte unserer ursprünglichen Absicht zu verlängern, zumal da das italienische Gouvernement, obschon von der Thorheit jener römischen Maßregel überzeugt, es doch im Interesse der Hauptstadt findet, die Durchreisenden möglichst lange in derselben festzuhalten, statt denselben durch

nachsichtige Praxis die Sache zu erleichtern. Und so will ich denn hier gleich berichten, daß uns die Beschaffung der zur Reise nach Rom nöthigen Gesundheitsatteste eine Menge von Mühen und Zeit- und Geldkosten verursachte, wobei wir immer noch in der sehr wenig angenehmen Aussicht blieben, daß ein oder ein Paar gegen das Ende unseres Aufenthalts in Florenz ausbrechende Cholerafälle uns wieder in die Nothwendigkeit der Abhaltung einer wirklichen Kontumaz in irgend einem kleinen Grenzneste des heiligen Staates zurückwerfen könnten. Und doch eilt es uns, in ein wärmeres Klima zu kommen, denn wir finden Florenz — wenige Tage ausgenommen — in diesem Herbste bedeutend kälter, als wir erwartet hatten. In unserm Zimmer im Gasthofe der Porta rossa in der gleichnamigen Straße haben wir, obschon es Sonnenseite ist, nicht mehr als höchstens 12—13 Grad Reaumur, und die Schattentemperatur im Freien schwankt Vormittags zwischen 8½—10 Grad, was denn von dem milden Herbste des sonnigen „Südens" wenig spüren läßt. Unser Kamin in dem riesengroßen Zimmer des alten Palastes, den man eben zu seiner jetzigen Bestimmung umzubauen beschäftigt ist, giebt gleichfalls wenig Trost, da er die äußerst schlimme und hartnäckige Neigung zeigt, das, was er an Wärme nicht leisten kann, durch desto mehr Rauch zu ersetzen. Wir setzten ihn daher bald außer Dienst, und so habe ich denn an meinem Geburtstage, den 22. Oktober, niemals mehr gefroren, als in der sonnigen Blumenstadt am Arno im Jahre des Heils 1866.

Aber ein Blick an einem schönen Nachmittage von den Terrassen des Giardino Boboli, oder von den Höhen Bellosguardo's und Fiesole's hinab auf dies unvergleichliche Arnothal mit der Prachtblüthe seines Florenz in seinem Schooße läßt uns Alles wieder vergessen! Diese unzählbare Masse von Villen und Landhäusern, so weit das Auge reicht, vom Thale aufwärts bis hinauf zu den Höhen der Bergzüge, macht einem den Eindruck, als ob der größte Theil der Häuser von Florenz zu allen Thoren an einem Festtage hinausspaziert seien und nur die gewaltigen Kirchen und die altersgrauen schwerfälligen Paläste es vorgezogen hätten, unten am Arno in den alten Mauern und Bastionen zu bleiben. Diese Liebe der Italiener überhaupt und der Florentiner im Besonderen für das Villenleben ist ganz antik römisch und findet sich bereits im Mittelalter von Florenz, während in unserem Vaterlande das Landhäuserwesen

der Städte sehr modernen Ursprungs ist. Schon im Jahre 1440 heißt es in einer Schrift Agnolo Pandolfini's (Trattato del Governo della famiglia) von der Villenumgebung von Florenz: „Um Florenz liegen zahlreiche Villen in kristallheller Luft, in heiterer Landschaft mit herrlicher Aussicht. Da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind; alles ist gut, auch das reine gesunde Wasser, und von den zahllosen Bauten sind manche wie Schlösser und Fürstenpaläste anzuschauen, prachtvoll und kostbar.“ Es sind das jene herrlichen kunstgeschmückten Landhäuser, von denen die meisten im Jahre 1529 von den Florentinern selbst der Vertheidigung der Freiheit ihrer Stadt — leider vergebens — geopfert wurden.

Bellosguardo vor Porta Romana ist übrigens nichts als ein Stückchen Terrasse inmitten der hochummauerten Gärten und Weinberge, wo man, ich weiß nicht ob durch Zufall oder Absicht, vermuthe aber das erstere, ein Fleckchen Erde freigelassen hat, auf dem keine 16—20 Fuß hohen Mauern dem Spaziergänger, wie sonst überall, jede Möglichkeit einer Aussicht versperren, — ein Umstand, der einem das Spazierengehen in der Umgegend von Florenz förmlich verleiden kann. (S. Ein Jahr in Italien, I. S. 119—120.) So bietet denn der Giardino Boboli hinter Palazzo Pitti für die Florentiner, welche keine eigenen Villen haben, die einzige Möglichkeit des Naturgenusses in nächster Nähe, und auch diese ist ihnen, seit Florenz die Hauptstadt Italiens und der Palast Pitti Residenz des Königs von Italien geworden ist, bedeutend verkümmert. Während nämlich, als ich vor einundzwanzig Jahren zum ersten Male Florenz besuchte, dieser herrliche Terrassengarten mit seinen hohen Lorbeergängen, Piniengruppen und Statuengeschmückten Alleen, seinen Wasserwerken und Belvederes täglich den Bewohnern der Arnostadt sowie allen Fremden offen stand, ist jetzt der Besuch desselben nur zweimal wöchentlich, in den Nachmittagsstunden des Sonntags und Donnerstags, gestattet; an allen andern Tagen bedarf es einer Eingabe an das königl. Hofmarschallamt, wenn ein Fremder den Garten besuchen will; denn der piemontesische schwerfälligsteife Hofadelszopf hat nicht die Lässigkeit der ehemaligen großherzoglichen Verwaltung, und selbst wenn Victor Emanuel — wie eben jetzt — nicht in Florenz residirt, bleibt der Garten außer an jenen festgesetzten Tagen, dem Publikum verschlossen. Auch der Pa-

laſt Pitti ſelbſt bildet nicht mehr den alleinigen Eingang zu den dort befindlichen Schätzen der Kunſt, ſondern man gelangt jetzt zu denſelben auch von der Gallerie des Uffizienpalaſtes aus durch einen langen, Treppe auf und ab führenden bedeckten Gang, der von den Uffizien über den Arno hinweg an den Häuſern der Straße Guiciardini fortlaufend in das obere Geſtock des Palaſtes Pitti führt, und aus den Vorrathsmagazinen der ehemaligen großherzoglichen Kunſtſchätze mit Werken aller Art, beſonders mit prachtvollen Teppichgemälden, ausgeſchmückt iſt, die bis dahin, aus Mangel an Raum, nirgends aufgeſtellt werden konnten.

Daß unſere erſten Beſuche in den erſten Tagen den beiden oben genannten Gallerien vorzugsweiſe gewidmet waren, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Mit einer Art von Andacht ſtieg ich die hundertundſechsundzwanzig Stufen der breiten Steintreppe zur Uffiziengallerie hinauf, um das Wiederſehen meiner Lieblinge in der Tribuna und in den andern, mir ſo wohlbekannten Räumen zu feiern. Die Welt hatte ſich ſeitdem in ungeheuren Revolutionen mehr als einmal umgewendet, — ſie aber, die Juwelen der bildenden und malenden Kunſt, hatten ihre ſtillen Räume nicht verlaſſen. Sie ſtanden und hingen noch alle an derſelben Stelle, wo ich von ihnen einſt Abſchied genommen, die nackten Göttergeſtalten Tizians, die marmorne Herrlichkeit der Medizeiſchen Venus und ihre vier Genoſſen in dieſem himmliſchen Rundbau: der tanzende Faun und der zauberhafte „Apollino,“ der horchende Sichelſchleifer und die wildverſtrickte Gruppe der „Ringer.“ Und was für mich das Befriedigendſte war, — ich fand, daß auch meine Eindrücke von damals im Ganzen dieſelben geblieben waren, obſchon ſo viele Jahre darüber hingegangen. Es iſt etwas Eigenes mit allem Wiederſehen nach langer Zeit. Der Genuß, den es gewährt, iſt in vielen Fällen, namentlich wenn es Menſchen, alte Freunde und Bekannte, Oertlichkeiten und Verhältniſſe, die lange nicht geſehene Vaterſtadt, die Freunde der Jugend, der Schul- und Univerſitätszeit gilt, ein ſehr zweifelhafter, und es dürfte in den meiſten Fällen weiſe ſein, denſelben eher zu vermeiden als aufzuſuchen, um die Erinnerung mit ihren reizenden Illuſionen ſich rein und ungeſtört zu erhalten. Aber auch bei einem Wiederſehen, wie dasjenige, welches ich jetzt erlebte, darf es immerhin als ein Glück gelten, wenn durch daſſelbe kein weſentlicher Widerſpruch zwiſchen dem Sonſt und Jetzt, zwiſchen

unserem vergangenen und gegenwärtigen Ich und seinen Anschauungen, seinem Fühlen und Empfinden hervorgebracht, wenn mit einem Worte die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit unseres Wesens uns nicht allzu empfindlich fühlbar gemacht wird. Da ich den Vortheil habe, in meinem eigenen Buche die unmittelbar im Momente des Schauens damals empfangenen Eindrücke objektiv vor mir zu haben und mit den gegenwärtigen vergleichen zu können, so überrascht es mich freundlich, zwischen beiden kaum einen Widerspruch und keine andere Verschiedenheit zu bemerken, als diejenige, welche hinsichtlich der Begeisterung des ersten Kennenlernens und Erstaunens und der ruhigeren Betrachtung des bereits Bekannten, sich als naturnothwendig ergiebt, und mich zu überzeugen, daß die gereiftere Einsicht fast in allen Fällen die Empfindung und das Urtheil der Jugend bestätigt. So erschien mir denn auch noch heute die Aufstellung der kostbaren Niobidengruppe in dem großen Saale der Uffizien eben so barbarisch wie damals, eine wahre Schande für Florenz, und auch die Vereinigung von Plastik und Malerei, wie sie die Tribuna der Uffizien zum großen Nachtheile der Werke der ersteren bietet, trat mir in gleicher Weise unerfreulich und störend wie vor zwanzig Jahren entgegen.

Da ich mich während der letzten sechs Jahre fortwährend mit den Persönlichkeiten des Julischen Kaiserhauses beschäftigt hatte, so war es mir natürlich sehr interessant, die Portraitbüsten derselben in der Sammlung der Uffizien zu studiren, — eine Sammlung, welche bekanntlich nur der berühmten Kapitolinischen nachsteht. Aus beiden die vorzüglichsten Exemplare in guten Abgüssen zu gewinnen, würde für unser Museum in Berlin eine dem Historiker wie dem Kunstgeschichtsschreiber wünschenswerthe Ergänzung desselben sein. Ich bemerke unter der großen Anzahl derselben vor allem die treffliche, fast völlig unversehrt erhaltene Marmorbüste des großen Agrippa, des ahnenlosen Gemahls von Augustus Tochter Julia, ein Portrait, welches den düster-ernsten Ausdruck, die torvitas der Gesichtszüge dieses gewaltigen Helden und Staatsmannes, der das Schwert und der Schild seines kaiserlichen Jugendfreundes in allen seinen Kriegen um die Weltherrschaft und zugleich der Wohlthäter und Verschönerer Roms war, in wunderbar ergreifender Weise wiedergiebt. Nicht weit von ihm stehen die Büsten seiner Gemahlin, der schönen,

leidenschaftlichen, geistreichen Julia und ihres Vaters, sowie die Portraits der beiden Drusus, des Bruders und des Sohnes vom Kaiser Tiberius, von denen das letztere eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Vater zeigt, nur ist der Ausdruck leidenschaftlicher und heftiger, — ganz übereinstimmend mit demjenigen, was wir aus den Alten über den Charakter dieses einzigen Sohnes des gewaltigen Claudier's auf dem Kaiserthrone wissen. Eine überaus charakteristische Büste ist ferner die des Caligula, dessen Portraitbüsten wie die des Agrippa selten sind. Der Gesichtsausdruck hat etwas Unruhigunheimliches, Geziertprätentiöses, die Züge des jugendlichen bartlosen Antlitzes sind hocharistokratisch, fein bis zum Kleinlichen, aber in ungewöhnlicher Weise geistreich und nicht ohne Schönheit. Ich kann ihn mir vorstellen, daß er so aussah, als er bei der uns von Philo so dramatisch geschilderten Audienz, die er den Abgesandten der Alexandrinischen Juden und ihren Anklägern zugleich gewährte, mit seinen hin- und herfahrenden witzigen Sarkasmen die ihm lächerlichen Bekenner des mosaischen Gesetzes zum Besten hatte. Sein Oheim und Nachfolger, der vielgeschmähte und vielverkannte Claudius, hat in seiner sanfttraurigen Physiognomie, der man den langen Druck der Jugend und der später auf seinen schwachen Schultern ruhenden Regentenlast und des schweren häuslichen Unglücks ansehen zu können meint, Etwas, was unwillkürlich für ihn einnimmt und zur Theilnahme auffordert. Nero ist in zwei Büsten vertreten, deren eine ihn als Knaben, die andere im Mannesalter zeigt. Dicht neben ihm steht sein Busenfreund, der spätere Kaiser Otho, der Verderber seiner Jugend, sein Rival in der Leidenschaft für die verrufene Poppaea Sabina, der erste Stutzer und der vollendetste Wüstling seiner Zeit. Das glatte, bartlose, jugendlich weiche, fast weibische Gesicht, eingerahmt von jener künstlichen Haartour, mit der er den durch Schlemmerei früh des Haares beraubten Kopf geschickt zu bedecken pflegte, trägt den Stempel jener raffinirten Sorgfalt, die er auf seine Toilette verwendete. Man fragt sich bei seinem Anblick unwillkürlich: woher nahm dieser Mann, dieser Weichling — mollis Otho nennt ihn ein zeitgenössischer Dichter — die Energie zu seinem Catonischen Tode? Allerdings vereinigten sich in ihm, wie kaum in einem andern Römer jener Tage, die Widersprüche der heterogensten Eigenschaften, aber die richtigste Erklärung seines, selbst von Tacitns viel zu sehr bewunderten Selbstmordes

dürfte doch weit weniger in einer Catonischen Charakterkraft als vielmehr in jener schlaffen Lebensmüdigkeit zu suchen sein, die dem mit vierunddreißig Jahren von allen Genüssen übersättigten blasirten Schwelger es leichter und wünschenswerther erscheinen ließ, das erschöpfte Dasein von sich zu werfen, als den blutigen und beschwerlichen Entscheidungskampf um die Weltherrschaft, die in den zweiundneunzig Tagen des Besitzes bereits den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, männlich auszukämpfen. Das Urtheil eines Martial, der von Otho's Selbstmorde sang:

War auch Cato, so lange er lebte, größer als Cäsar,
Ist er im Tode darum größer als Otho es war? —

dies schiefe Urtheil charakterisirt eben nur den Geist einer Zeit, die bereits unfähig geworden war, die wahre von falscher Größe, den Schein vom Wesen zu unterscheiden.

IX.

Florenz, Ende Oktober 1866.

So oft ich, wie eben heute, von der Gallerie der Uffizien niedersteigend die riesige Halle betrete, welche von den drei Seiten des Uffizienpalastes gebildet wird und die, wenn man sie mit einem Glasdache versähe, den kolossalsten Saal der Welt bilden würde, — sie mißt nämlich nicht viel weniger als zweihundert und einige dreißig meiner Schritte, fühle ich mich erhoben durch den Anblick der Marmorstatuen großer Florentiner, welche jetzt die vierundzwanzig Nischen der Säulenzwischenräume bis zur letzten füllen. An der Außenseite nach dem Arno zu gesellen sich zu ihnen noch vier andere: die Statuen der großen Florentiner Staats- und Kriegsmänner, Farinata degli Uberti, Giovanni delle Bande nere, der heroische Francesco Ferrucci, in der Linken die Fahne,

in der Rechten das entblößte Schwert haltend, und Pier Capponi in bürgerlicher Magistratstracht, ein edelkräftiger Kopf, hohe geistreiche Stirn, von der das Haar nach hinten gestrichen ist. Er hält in beiden Händen die Stücke eines zerrissenen Blattes; — es ist jener stolzeste Moment seines Lebens dargestellt, in welchem das Haupt des freien Bürgerthums dem Uebermuthe des Franzosenkönigs den Trotz der Bürgertapferkeit in's Angesicht schleuderte.

Tritt man von der Wasserseite ein in die Halle selbst, so reihen sich die Gestalten der Gefeierten nach rechts hin in folgender Ordnung aneinander. Zunächst Amerigo Vespucci der Entdecker, und Guicciardini der Historiker; dann der feine Macchiavelli, die Linke nachdenklich am Kinn, in der Rechten ein Buch; der behagliche Boccaccio ruhig eine seiner reizenden Novellen vortragend, der glühende Liebesdichter Petrarca, begeistert eines seiner Gedichte niederschreibend, der prophetische Dante, der Altissimo Poeta Italiens. Es folgen die Meister der bildenden und malenden Kunst: der ernste fast düster sinnende Michel Angelo Buonarotti und der nicht minder gewaltige, ritterlich schöne Lionardo da Vinci — alles Namen, bei denen jedem gebildeten Menschen unsers Welttheils das Herz höher schlägt, die der ganzen Menschheit gehören, und die alle dies eine kleine Florenz hervorbrachte! Es folgen der Kunstschriftsteller Alberti, der Bildhauer Donatello, Hammer und Meißel in der Hand, ein Reliefportrait ihm zu Füßen, Giotto im weiten Kapuzmantel; die Architekten Nicolo Pisano und Andrea Orcagna bilden den Schluß dieser Seite.

Unter der Halle nach dem Palazzo Vecchio zu begegnet der Blick zuerst den Standbildern des pater patriae, des ehrwürdigen Cosimo und des feinen, schlauen, geistreichen Lorenzo il magnifico. Der erstere hat in der Haltung der Hände und des gesenkten ältlichen Hauptes etwas, das so aussieht, als ob er einen Klienten belehre; Lorenzo hat eine Herme mit einem Minervakopfe neben sich, das lange weitfaltige Talargewand und das lange Haar verstärken den Eindruck der breiten slavischen Gesichtsbildung, die weniger an einen Italiener als an einen altrussischen Handelsherrn gemahnt. Benvenuto Cellini, mit dem Modell seines Perseus aus Erz in der Linken, das Barett in der Rechten, hat eine seinem Charakter entsprechende Raufboldphysiognomie. Guido Aretino, Accorso, S. Antonio, Andrea Cesalpino, Paolo Majagni, Francesco Redi,

Pier Antonio Michele — berühmte Musiker, Aerzte, Anatomen, Juristen, Botaniker u. s. f. machen den Beschluß, und — last not least — die edle, rührende, zum Himmel aufblickende Gestalt des großen Märtyrers der Wahrheit und Wissenschaft, der Mann des Eppur' si muove, Galileo Galilei. Man muß gestehen, daß keine Stadt der Welt solch' einen monumentalen Aufzug welthistorischer Größen aufzuweisen hat, als ihn hier der Patriotismus eines Vereines vaterlandsliebender Florentiner, und zwar auf ihre Kosten — hört, hört! lieben Landsleute — zur Ehre und Zierde ihrer Vaterstadt hingestellt hat.

Von da trieb es uns nach Santa Croce, die Monumente der großen Florentiner zu sehen, die dort begraben liegen, ältere und neuere in bunter Reihe, obenan Michel Angelo, der, wie die Sage geht, selbst sich seine Grabstätte so aussuchte, daß er, wenn die gegenüberliegende Thüre sich öffnete, die Kuppel des Domes sehen könnte! Dante und Alfieri, Machiavelli mit der Inschrift: Tanto nomini nullum par elogium, Filicaja, Lanzi, Leonardo Bruni der Aretiner, Cavalcanti, Michele Nobili, Signorini, Lami, Fossonbroni, Marsupini, Targioni, Cocchi, Raphael Morghen, dessen Monument, im Jahre 1854 errichtet, das jüngste von allen ist, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Philosophen, Historiker, Naturforscher, — das ist auch eine Gesellschaft, wie sie sich selten in einer Kirche zusammenfindet. Und fast hätte ich ihn vergessen, zu dessen Grabe ich zuerst vor allem meine Schritte lenkte, Galileo Galilei, dem der Papst Clemens XII. Corsini, ein Florentiner, im Jahre 1737 endlich den Wunsch erfüllte, seinen Gebeinen bei denen seines Lieblingsschülers und Freundes Viviani eine Ruhestätte zu gestatten. Was ist aller Glanz und alle kolossale Schaupracht der Medizeer Grabmonumente in der Kapelle von San Lorenzo gegen den Eindruck, den das Hin- und Herwandeln in dieser wahren Ruhmeshalle des Florentinischen Geistes auf den Beschauer macht! Nur vor den Monumenten der Sagrestia Nuova, wo Michel Angelo's Riesengeist zwei wenig bedeutende Mitglieder der Herrscherfamilie unsterblich gemacht hat, fühlt man sich wieder in erhobener Stimmung, weil man seines Geistes Hauch empfindet. Ich verweise meine Leser auf Hermann Grimm's vortreffliche Schilderung der Grabmonumente Giuliano's und Lorenzo's von Medizi in seiner Biographie Michel Angelo's, die zu dem Gelungensten des geistvollen Werks

gehört, und setze dafür nur einen Versuch einer Uebersetzung der beiden Gedichte her, welche sich auf die berühmte Gestalt der „Nacht“ an dem Denkmal Lorenzo's beziehen, von der ein Zeitgenosse Giovanni Battista Strozzi sang:

La notte, che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso, e perchè dorme, ha vita,
Destala, se nól credi, e parlerati!

worauf Michel Angelo, in tiefem Grame über den Verlust der Freiheit seiner Vaterstadt, mit den Zeilen antwortete:

Grato m' è 'l sonno, e piu l'esser di sasso,
Mentre che il danno e la vergogna dura
Non veder, non sentir m' è gran ventura;
Però non mi destar; deh, parla basso.

Zu deutsch:

Die Nacht, die du so lieblich hingegeben
Dem Schlafe siehst, ein Engel schuf in Stein
Sie hier vor dir; der Schlaf muß Leben sein!
Weck', Zweifler, sie, und sie wird Antwort geben.

Lieb ist der Schlaf mir, lieber daß ich Stein;
Es mag, so lange Schmach und Schande währen,
Nicht sehn, nicht fühlen, einzig Trost gewähren;
Drum weck' mich nicht! Laß leis' dein Reden sein.

X.

Florenz, 30. Oktober 1866.

Im Aegyptischen Museum sahen wir das aus dem Kloster San Onofrio dorthin versetzte, erst im Jahre 1845 aufgefundene Abendmahl Rafael's, über dessen Aechtheit die Kunstgelehrten streitig sind. Ich möchte mich entschieden für dieselbe erklären, nicht wegen des auf dem Gewande des St. Thomas — ein merkwürdig symbolischer Umstand das! — eingezeichneten Monogramms des Meisters, sondern weil der Geist, der in dem Ganzen der Komposition wie in ihren einzelnen Theilen lebt, durchaus dem Rafaelischen verwandt ist. Freilich erwähnt keine Biographie diese Arbeit des Künstlers, aber das ist immer noch kein absoluter Beweis gegen die Aechtheit. Es liegt über dem Werke durchaus der Hauch jener ersten jugendlichen Florentiner Epoche Rafaels, und selbst die sehr stark aufgetragenen Heiligenscheine, welche die Köpfe der sämmtlichen, an der Tafel versammelten Personen umgeben, und die ich für übermalt halte, können mich darin nicht irren. Geradezu bewundernswerth und einzig in ihrer Art ist die feine Kunst, mit welcher die sechsundzwanzig Füße, die man wegen der Kürze des Tafeltuches sammt und sonders sieht, so behandelt und arrangirt sind, daß sie in keiner Weise unangenehm störend auffallen. Eine unsagbare Anmuth und jenes „sympathische" Etwas, das keiner Schöpfung Rafaels fehlt, ist über die Physiognomien der einzelnen Apostel ergossen, und selbst der arme Judas, der ganz im Vordergrunde sitzt, ist davon nicht ganz ausgeschlossen. Man fühlt eher Mitleid als Widerwillen und Haß bei seinem Anblicke.

Von dort gingen wir Michel Angelo's Haus in der Via Ghibellina 64 sehen, das sich jetzt durch Testament des letzten Besitzers, des ehemaligen Unterrichtsministers Cosimo Buonarotti, vom 9. Februar 1858, im Besitze der Stadt Florenz befindet und dem Publikum an zwei Tagen der Woche unentgeltlich geöffnet ist. Michel Angelo hatte es einst für seinen Neffen Lionardo angekauft, und einer von dessen Nachkommen,

Michel Angelo Buonarotti der jüngere, Poet und Literat des siebzehnten Jahrhunderts, hatte aus pietätvoller Verehrung für seinen großen Ahnherrn alle Räume des kleinen Hauses von den besten Florentiner Meistern seiner Zeit mit Wandgemälden schmücken lassen, welche sämmtlich Scenen und Begebenheiten aus dem Leben des großen Meisters darstellen. Mehr als zwanzigtausend Scudi, — für damalige Zeit ein großes bürgerliches Vermögen — hat dieser Michel Angelo, „il giovane," wie er zum Unterschiede von seinem Ahnherrn heißt, auf diesen monumentalen Schmuck des Familienhauses verwendet und nicht genug damit, hat er auch alle irgend aufzutreibenden Modelle, Zeichnungen und Entwürfe Michel Angelo's, sowie eine nicht kleine Anzahl von Bildern, besonders von Bildnissen, und vor allen Dingen den ganzen handschriftlichen Nachlaß, die Briefe und Poesien desselben zusammengebracht und zu einem Michel Angelo-Museum vereinigt, welches dann ein anderer späterer Nachkomme der Familie, der um den Anfang des 18. Jahrhunderts lebende Senator Filippo Buonarotti, ein geschätzter Antiquar jener Zeit, noch bedeutend vermehrte.

Es ist ein schöner Zug von italienischem Patriotismus, daß der letzte Nachkomme des berühmten Geschlechts dafür gesorgt hat, dies Haus der Nachwelt zu erhalten, und mit Schmerz mußte ich daran gedenken, wie wenig Aussicht dafür zu sein scheint, daß dasselbe einst mit einem deutschen Hause geschehen wird, an das sich noch weit mehr, als an das Haus Michel Angelo's, das Interesse und die Verehrung der gesammten gebildeten Menschheit knüpft, — mit dem Goethehause in Weimar! Niemand, der Florenz besucht, möge dieses Michelangelo'sche Haus unbesehen lassen, das uns nebenbei in seinem Innern auch den Einblick in die Lebensverhältnisse und Zustände der vergangenen Jahrhunderte gestattet. Selbst die kleine Sammlung des Museums — sie enthält nur 125 Nummern —, ist der Beachtung nicht unwerth, und hat wie jede beschränkte Sammlung den Vortheil, die Aufmerksamkeit besser als eine große zusammen zu halten und vertieftere, liebevollere Betrachtung des Einzelnen zu gestatten. Für mich war schon die Rekapitulation des ganzen Lebenslaufs von Michel Angelo in den oben erwähnten bildlichen Darstellungen von hohem Interesse. Aber auch unter den Oelgemälden, Zeichnungen und Marmorwerken, welche die Zimmer füllen, ist, wie ge-

sagt, manches Beachtenswerthe, ja einiges Vorzügliche. Auch die zahlreichen Portraits der Familie Buonarotti sind sehr interessant. Dicht vor der Hauskapelle ist ein ganz kleines Schreibkabinet, welches, wie der Custode behauptete, Michel Angelo selbst benutzt habe. Es ist das seltsamste Grübelwinkelchen, das sich denken läßt. Von Außen glaubt man einen Wandschrank zu sehen, und wirklich ist es innen nicht viel größer als ein solcher. Ein kleines rundscheibiges Fenster läßt von links her genügend Licht auf die Schreibhand einfallen. Ein kleines auf Stein gemaltes weibliches Portrait — der Katalog sagt, es sei das Portrait der Vittoria Colonna, der Freundin Michel Angelo's, — ist der einzige Schmuck dieser Schreibekajüte.

Unter den Werken Michelangelo's selbst zeichne ich folgende an. Zunächst ein höchst geistreicher Entwurf einer Kreuzabnahme, ein Gypsbasrelief (Nr. 75). Ferner eine Madonna mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, umgeben von mehreren Heiligen, die Figuren halbe Lebensgröße (Nr. 55), und ein Marmorrelief, leider, wie so vieles von Michelangelo, nicht vollendet, eine Kampfscene zwischen Centauren und Lapithen. Ein Wachsmodell des nackten David, erster Entwurf zu dem David vor dem Stadtpalaste (Nr. 10), viel schöner als die ausgeführte Statue. Unter den Handzeichnungen Michelangelo's fiel mir eine Madonna auf (Nr. 123), welche dem kleinen Jesus die Brust giebt: eine realistische Darstellung, der ich mich kaum sonst begegnet zu sein erinnere; und zwar saugt der kleine künftige Heiland mit einem Eifer und einer Vehemenz, daß es ordentlich eine Freude zu sehen ist. — In einem der kleineren Zimmer steht auch das Schwert, das der ritterliche Freiheitskämpfer so tapfer zu führen wußte, und zwei seiner Wanderstäbe, deren er sich als Greis bediente; sie sind über drei Fuß lang, mit Krückengriffen und unten mit starken eisernen Stachelspitzen versehen. Ob jetzt endlich Aussicht dazu ist, die Korrespondenz M. A.'s und überhaupt seine Papiere endlich veröffentlicht zu sehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Abends gingen wir mit Frau v. T. und den Ihrigen in's Theater Pagliano, um zu erfahren, wie Shakspeare's Hamlet italienisch ausschauen möchte. Denn nichts Geringeres als diese nordischste aller nordischen Grübeltragödien hatte Signor Ernesto Rossi mit seiner Gesellschaft

seinen Landsleuten vorzuführen unternommen. Es war die zweite Vorstellung des Stücks. Zum Grunde lag Rusconi's freilich sehr verstümmelte Uebersetzung des Werks. Wir waren natürlich mit den allergeringsten Erwartungen hingegangen, aber gerade deshalb fanden wir uns mehrfach angenehm überrascht. Zunächst von dem Darsteller des Hamlet, Signor Ernesto Rossi selbst, der, soweit dies einem Italiener möglich ist, sich wirklich in gewisser Weise eines Hauchs der Hamletnatur bemächtigt hatte und seinen Helden nicht allzuviel schlechter spielte, als mancher seiner nordischen Kollegen. Dann aber bewegte mich der Gedanke an die weiter und weiter umsichgreifende Wirkung des gewaltigen Briten, der nun auch seinen Eroberungseinzug in den Süden zu halten beginnt. Das Publikum folgte sehr aufmerksam und war ausdauernder als wir, die wir am Schlusse des vierten Aktes denn doch von diesem „Amleto“ (der Name klang in der vibrirenden Aussprache zuweilen genau wie Ommeletto) genug gesehen zu haben glaubten, um uns sagen zu können, daß Shakspeares Dichtung für uns, in dieser Sprache und Darstellung immer etwas Fremdartiges, Ungehöriges behalten werde. Auch für das Nordische in Kostüm und sonstiger scenischer Ausstattung hatte man keinen Sinn und für dessen Nothwendigkeit kein Verständniß gehabt, wie denn überhaupt die Gesellschaft selbst, außer dem Hauptakteur, nur schwache dramatische Kräfte zeigte. Aber, trotz alledem und alledem ist und bleibt Shakspeares Hamlet auf Italiens Bühne ein Beweis für das eppur' si muove der geistigen Welt.

XI.

Florenz, 29. Oktober 1866.

Was mir ganz besonders auffällt, so oft ich mit dem Florentiner Volke in Berührung komme, ist die Verschlechterung des so gepriesenen toskanischen Dialekts. Das lingua toscana in bocca romana hat, wie es scheint, seine Gültigkeit verloren. Ein Geistlicher, dem ich meine Verwunderung darüber mittheilte, gab dafür als Erklärung das Einströmen zahlloser Bewohner aus allen Theilen Italiens, aus der Lombardei und dem Genuesischen, aus Piemont vor allem, und selbst aus dem Neapolitanischen an, woraus ein wahres bastardume von Bevölkerung, wie er es nannte, in dem Florenz von heute entstanden sei. Damit wird es seine Richtigkeit haben, wie denn diese Erklärung mir von verschiedenen andern Seiten als zutreffend bezeichnet wurde. Auch das sprach dafür, daß immer erst der zweite, dritte Mensch, den ich auf der Straße nach dem Namen eines Palastes, einer Kirche fragte, im Stande war, Auskunft zu geben, während ich vor zwanzig Jahren nie eine Fehlfrage nach solchen und ähnlichen Dingen zu thun hatte.

Auch das Freundliche, Sanfte, Gefällige im Charakter des Florentiners hat sich durch dieselbe Ursache wesentlich verändert. Es ist mir z. B. niemals in Italien vorgekommen, daß sich der Hotelwirth so gar nicht um uns gekümmert, so wenig Aufmerksamkeit und Gentilezza gezeigt hätte, wie es in dem Hotel das wir bewohnen, der Fall ist; aber — die Unternehmer sind eben auch Einwanderer, ich glaube Comasken. Ein deutscher Kaufmann, Herr Julius Sonnemann, der an der Piazza della Trinita ein großes Leinen- und Wollwaaren-Geschäft hat, und in welchem Fanny einen ehemaligen Commis ihres Königsberger Vaterhauses wieder fand, sagte uns, daß bereits zahlreiche Florentiner Geschäfte seit den letzten sieben Jahren von fremden Einwanderern übernommen seien, da es den alten Florentinern an Energie und Rührigkeit, wie an Gewandtheit und Kenntnissen gebreche, sich in dem neuentstandenen Leben behaupten zu können. Er selbst hatte in seinem großen Geschäfte fast nur deutsche

Gehülfen. — Das niedere Volk in seiner jetzigen Mischzusammensetzung ist übrigens von einer auffallenden Rohheit und Spektakelsucht. Das Schreien und Lärmen, das brüllende Singen der meist angetrunkenen Nachtschwärmer, das oft bis nach 3 Uhr in unserer Straße tobt und uns die Nachtruhe verstört, ist schlimmer als ich es früher irgendwo in Italien und nun gar in dem stillen Florenz von 1845 und 1846 gefunden habe, und bei aller Freiheitsliebe wünschten wir doch zuweilen, wenn es gar zu arg wurde, eine gut preußische „Ruhe- und Ordnungspolizei," wenigstens für die nächtliche Schlafenszeit herbei.

Eine weitere Folgerung der unnatürlich und plötzlich angewachsenen Bevölkerung der Stadt ist die außerordentliche Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse. Deutsche Bekannte, welche seit funfzehn und mehr Jahren hier wohnen, versicherten, daß die Preise der Lebensmittel um das Doppelte und Dreifache gestiegen seien, und daß von den Wohnungen dasselbe gelte. Die Hotelpreise sind allerdings gegen sonst außerordentlich aufgerückt; allein trotz alledem kann der Fremde, der sich auf das Nothwendige beschränkt, hier noch immer bedeutend wohlfeiler auskommen, als bei uns in Norddeutschland oder gar am Rheine, wenn er sich, wie wir es thun, an die meist sehr gut geführten italienischen Trattorien und Gasthäuser hält. Wenn ich bedenke, welche Preise man an den Gasttafeln Rheinischer Hotels für die äußerst winzige halbe Flasche eines meist sehr geringen Mosel- oder Rheinweins zahlt, so habe ich immer Vergnügen daran, wenn uns hier bei jeder Mahlzeit, die wir machen, je nach dem Lokale, in welchem wir sie einnehmen, die Krystallkaraffe oder das mit Schilf umflochtene altherkömmliche bauchigrunde Fiaschetto voll guten Landweins auf den Tisch gesetzt und als Vino nostrale (heimischer Wein) mit höchstens 4 bis 5 Silbergroschen berechnet wird. Darüber finden wir allerdings auf den Weinkarten eine Rubrik fremder Weine, die als Vini di lusso (Luxusweine) bezeichnet waren, und sie lieferte ein Verzeichniß, das Gelegenheit zu großen Ausgaben bot, wenn wir geneigt gewesen wären, eine solche zu machen. Aber der Italiener begnügt sich sogar an den Tafeln der großen Hotels, wo der Wein mit zum Couvert gehört, mit jenem Landwein, und man thut wohl daran, es eben so zu machen, da derselbe dem Burgunder ähnlich und sehr gut ist. Die Lebensmittel sind billiger als bei uns. Für ein

ganzes am Spieße gebratenes Huhn zahlen wir z. B. in dem neuen sehr eleganten Restaurant Rossini in der gleichnamigen Straße einen Franken achtzig Centimes (etwa 14 Sgr.), für welchen Preis ein solches Huhn bei uns in Berlin nicht einmal ungebraten zu haben ist. In älteren Trattorien, wie in der uns von hiesigen Bekannten empfohlenen Trattoria delle antiche Carozze, sind die Preise sogar noch billiger. Auch die Wohnungen, obschon allgemein über Theuerkeit geklagt wird, sind noch immer weit billiger als bei uns. Aber freilich würden wir uns an dieselben auf die Dauer nicht leicht gewöhnen können, denn den alten Häusern, den Palästen wie den bürgerlichen Wohnungen der Gelehrten, Schriftsteller, Professoren und Beamten, die wir besuchten, fehlt ungefähr Alles, was uns an Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten zum Bedürfniß und zur Gewohnheit geworden ist. Gasbeleuchtung auf Fluren und Treppen scheint hier noch wenig vorhanden zu sein, denn bei der überwiegenden Mehrzahl der Besuche, welche wir bei Leuten unserer Verhältnisse am Abend zu machen hatten, fanden wir Flure und Treppen theils gar nicht, theils nur spärlich mit einer Oellampe erleuchtet, und von Oefen, die man schon jetzt recht gut brauchen könnte, ist auch nicht die Rede. Aber das Alles sind Dinge, welche sich ändern werden, sobald das Bedürfniß einer solchen Aenderung empfunden wird. Die Italiener leben für sich und nicht für uns, und wir haben uns einzurichten wie wir können, um mit unseren Bedürfnissen und Gewohnheiten in ihrem Lande zurecht zu kommen. Sie selbst haben nach so langen Jahren heißer und blutiger politischer Kämpfe und Anstrengungen hoffentlich jetzt eine Zeit vor sich, wo sie auch an andere Dinge denken und nachholen können, was ihnen fehlt. Dazu gehört aber vor allen Dingen eine Periode festen Friedens, der es ermöglicht, daß das jetzt Verbundene zusammenwachsen, und daß sich Vertrauen in die Dauer des Bestehenden bilden kann. Der Mangel an diesem Vertrauen bei den Menschen ist es, der sich jetzt noch überall fühlbar macht und allen friedlichen Unternehmungsgeist niederhält und lähmt. Zu plötzlich, zu unverhofft, zu gewaltsam ist das Neue gleichsam über Nacht emporgewachsen; jenes Unvermittelte, was uns in der äußeren Erscheinung des heutigen Florenz entgegentritt, macht sich auch in der ganzen Entwicklung und in den Zuständen des Volks fühlbar, das in mehr als einer Hinsicht für das ihm

so plötzlich gewordene Neue seiner Verhältnisse und Zustände nicht gehörig vorbereitet war und ist. Wie das Hotel, in welchem wir wohnen, im Umbau begriffen ist und das Leben in demselben dadurch einen unbehaglichen Charakter annimmt, so habe ich auch in dem neuen Italien, soweit ich es bisher sah, immer ein ähnliches Gefühl. Das alte Wesen ist gestört und zerstört, und das neue in einer Umformung begriffen, die immer etwas Wüstes und Unbehagliches hat.

Ein Mangel, der sich in Florenz für den Fremden sehr fühlbar macht, ist der Mangel eines Adreßbuchs, eines Wohnungsanzeigers; und dazu kommt noch obenein, daß viele Straßen in allerneuester Zeit umgetauft und theilweise auch die Hausnummern verändert sind, so daß einem bei Nachfrage nach der Wohnung irgend eines zu Besuchenden immer nur eine weitläufige Beschreibung gegeben wird, die man unterwegs vergißt. So ist es mir z. B., trotz aller Mühe, bisher nicht gelungen, den Historiker Villari, den Verfasser der Lebensgeschichte Savonarola's, aufzufinden, da die Nummer seiner Wohnung eben erst umgeändert war. Sichere Auskunft ist überhaupt hier nicht leicht über irgend Etwas zu erhalten. Die meisten, die man fragt, wissen nicht, sondern „glauben," daß u. s. w. Und dies erstreckt sich selbst auf öffentliche Beamte und auf Anstalten, wie die Eisenbahn, wovon wir bald die wunderlichsten Proben erhalten sollten. Eine unglückliche Eigenthümlichkeit in Italien ist ferner die Vorliebe für Alles, was auf den Schein geht und äußerlich Parade zu machen geeignet ist. Dafür ist das Annuario dell instruzzione publica del regno d'Italia vom Jahre 1864 — 1865, herausgegeben vom Ministerium des Unterrichts, welches mir neulich ein junger Gelehrter mitbrachte, um mich eine Uebersicht des öffentlichen Unterrichtswesens daraus gewinnen zu lassen, ein schlagender Beweis. Neunthalbhundert Großoktavseiten stark, (wovon 120 allein auf den Index kommen) prachtvoll gedruckt und ausgestattet, ist es das unnützeste Ding, das sich denken läßt. Mit den Kosten dieser Annuarien, deren jedes Ministerium jährlich eins herausgiebt, könnten gute Volksschulbücher, ja ganze Schulen geschaffen werden, und man begreift wirklich nicht, was eine Uebersicht soll, die alle alten verrotteten literarischen Gesellschaften, Staatsakademien mit ihren wirklichen und emeritirten Mitgliedern alljährlich immer wieder auf's Neue aufzählt. Das einzige, was ich mir aus demselben als

wichtig notirte, war die Liste der Minister des öffentlichen Unterrichts, aus welcher hervorgeht, daß das piemontesische Italien seit zwanzig Jahren zweiundzwanzig Unterrichtsminister gehabt hat! Dabei kann denn natürlich nichts Gescheutes und Folgerichtiges in der Leitung dieses allerwichtigsten Bereichs der öffentlichen Dinge herauskommen. —

XII.

Sonst und Jetzt.

Florenz, 28. Oktober 1866.

Der Eindruck, den Florenz im Ganzen gegen sonst auf mich macht, ist ein ganz absonderlicher. Es ist, wie gesagt, gleichsam das Abbild des Uebergangszustandes und der Unfertigkeit, in welchem sich das neue, zu einem einheitlichen Reiche vereinigte Italien selbst befindet.

Die neuen Zustände sind mit einer Art von Gewaltsamkeit in die urplötzlich zur Reichshauptstadt Italiens gewordene Residenz der Mediceer eingebrochen. An die Stelle des friedlichen engumschränkten Daseins, in welchem sich die auf den Lorbeern ihrer Vergangenheit behaglich ausruhende Arnostadt vor zwanzig Jahren, — man kann kaum sagen, bewegte, sondern vielmehr ein stilles Pflanzenleben führte, ist eine unruhige, fast stürmisch zu nennende Bewegtheit getreten, die sich dem vergleichenden Beobachter auf Schritt und Tritt fühlbar und oft nicht gerade angenehm fühlbar macht. Nicht nur, daß gegen Westen hin, nach der Seite der Cascinen zu, ganz neue Stadtquartiere mit breiten Straßen und großen Plätzen theils schon entstanden, theils im Entstehen begriffen sind, auch die Straßen der inneren Stadt selbst, deren mittelalterliche Enge dem Verkehrsbedürfnisse des neuen, durch rasch entstandene Eisenbahnen und eben so schnellen Bevölkerungszuwachs unglaublich gesteigerten Lebens und

Treibens nirgend mehr genügt, sind theilweise in erweiterndem Umbau begriffen, und Abbruch und Neubau begegnen dem Wanderer fast auf Tritt und Schritt. Da kann denn auch so manches werthvolle Alterthum nicht dem Schicksale entgehen, den Anforderungen der Gegenwart Platz machen zu müssen, und eben jetzt ist man daran, das an die Kirche Santa Maria Novella anstoßende Dominikanerkloster abzubrechen, um den zum Bahnhofe führenden Weg zu erweitern. Hoffentlich werden auch in nicht allzuferner Zeit, wenn erst einmal der Kriegswahnsinn Europa's und der daraus hervorgehende Zustand der permanenten Unsicherheit allen Daseins beseitigt sein wird, die Festungswerke der Stadt dasselbe Schicksal erfahren, und ebenso werden die alten Umfassungsmauern fallen, die die Stadt noch immer einschnüren, obschon sie, ihrer zahllosen festen Thürme längst beraubt und ohne jeden Sinn und Nutzen der Vertheidigung gegen feindliche Angriffe, jetzt zu nichts mehr dienen, als um die Erhebung des ebenso lästigen als ökonomisch fehlerhaften Octroi's zu sichern, für die an allen Thoren eine Unmasse müßig lungernder Beamten postirt sind. Bei alledem wird es schwer sein, diese Stadt, in welcher sich das Mittelalter mit seinen kastellartigen Burgen und finster drohenden, wie geharnischte Krieger ausschauenden Adelsschlössern, seinen zahlreichen Kirchen und Klöstern, seinen von der Noth jener Zeiten in unglaubliche Enge zusammengekeilten Gassen und Straßen in einer kaum irgendwo sonst wiederzufindenden Weise stabil erhalten hat, dem modernen Leben zu gewinnen und seinen Bedürfnissen anzupassen. Fanny, welche eine geschworene Feindin der Romantik des Mittelalters ist, weil ihr, wie sie sagt, in jedem Augenblicke die barbarische Unterlage desselben gegenwärtig sei, behauptet geradezu, daß die Städte wie Florenz in ihrer jetzigen Gestalt, mit den riesigen, raumverschwenderischen Prachtpalästen einiger Weniger und den engen, höhlenhaften Wohnungen der großen Mehrzahl gar keine Berechtigung des Bestehens mehr hätten, und daß sie eigentlich nichts lebhafter daran interessire, als sich vorzustellen, wie und wann die nothwendige Umwandlung sich vollziehen werde. Ich nehme mir die Freiheit, hier ein Bruchstück aus ihrem Tagebuche einzuschalten, das die Eindrücke, welche ihr die Betrachtung des gegenwärtigen Florenz in dieser Hinsicht macht, lebhaft ausspricht. Es heißt daselbst:

„Jetzt, da ich Bologna wiedergesehen habe, und da ich seit Tagen

und Tagen wieder die Straßen von Florenz durchwandere, frage ich mich in jedem Augenblicke, welches waren die Zustände, in und aus welchen diese Paläste entstanden, die eigentlich lauter Festungen sind? und das Mittelalter wird mir, je mehr ich darüber nachdenke, immer unheimlicher und unbegreiflicher. Wenn man sie so vor sich liegen sieht, den Palazzo Vecchio und den Bargello, die Paläste der Strozzi, Riccardi und so manche andere, deren cyklopisch aufgethürmte Steinmassen sich oft bis zu vierzig Fuß über der Erde erheben, ehe auch nur das Fenster eines Wohngemachs sichtbar wird, so kann man sich das alte Florenz kaum anders als unter dem Bilde eines stehenden Feldlagers vorstellen, in welchem die Anführer, statt der Zelthütten, sich zu ihrem Aufenthalt Festungen errichteten. Und wie in einem solchen Raume, in solchen Zuständen sich die höchste Blüthe der Kunst und Poesie entwickeln konnte, erscheint auch wieder räthselhaft, obschon man den leuchtenden Beweis der Möglichkeit sichtbar und greiflich vor Augen hat. Ich kenne keine Stadt, in welcher die verschiedenen Zeiten, in welcher Vergangenheit und Gegenwart anscheinend so unvermittelt neben einander stehen, wie eben in dem Florenz von heute. Paris hat seine alten römischen Thermen, hat sein Hotel Cluny, hat das Haus der Diana von Poitiers, die Dome von Saint Denis und Saint Germain l'Auxerrois, das Louvre und die Tuilerien und die stillen Paläste seines Adels im Faubourg Saint Germain. Aber alle diese Bauten, die Tour de Nesle, die ganze mittelalterliche Vergangenheit verschwinden in den Häuserreihen der modernen Stadt. Die Bastille ist zerstört, und die Julisäule erhebt sich an ihrer Stelle, der Temple ist von der Erde verschwunden wie das Haus des Schusters Simon, diese Martyriumsstätten des sechszehnten Ludwig und der Seinen. Das Alles ist von dem gegenwärtigen, dem bürgerlichen Leben verschlungen, die bürgerliche Stadt der neuen Zeit ist Herr geworden über die Vergangenheit. Hier aber, in Florenz, wie auch in Bologna, habe ich diesen Eindruck nicht. Das Mittelalter ist noch da, es ist noch herrschend in dem Charakter dieser Städte. Florenz ist noch immer die Stadt der festungsartigen mittelalterlichen Palastburgen, und das Leben der Gegenwart sucht sich in und zwischen denselben erst mühsam seinen Platz zu schaffen.

„Nur in einigen wenigen, zum Theil neuen Straßen, in der Via

Cavour, wo das Ministerium des Innern in dem prachtvollen Palast Riccardi an der Ecke der Piazza della Anunziata seinen Sitz hat, in der Via Ghibellina, wo das Haus des Michel Angelo jetzt durch das Legat des letzten Nachkommen ein Besitz der Stadt geworden ist, in der Via dei' Cerettani, deren brillante Magazine und Kaufläden es mit allen Hauptstädten Europa's aufnehmen können, sieht man Häuser, die man für von unseres Gleichen bewohnt halten kann; und auch an dem unteren Theile des Lungarnokai's, der die ganze Länge des Flusses auf der Sonnenseite begleitet, sehe ich Bauten aufführen, die auf das Bedürfniß und damit auf das Dasein eines wohlhabenden Bürgerstandes deuten; im Uebrigen sind es kolossale stilvolle Paläste und elende, alte steinerne Häuser, aus denen die Straßen sich für das Auge zusammensetzen. Die Mehrzahl dieser Straßen ist eng und windet und krümmt sich durcheinander, wie es eben die Beschränktheit des Raums in der Vorzeit gestattete. In Gassen, in denen kaum ein einspänniger Karren passiren kann, thut sich nicht selten plötzlich zwischen schmalen, kaum zwei Fenster breiten Häusern mit kleinen, von Steinquadern eingefaßten, eisenvergitterten Fenstern — fast alle Fenster des Untergestocks haben solche schwere Eisengitter — das weite Eingangsthor eines Palastes auf. Ein ansehnlicher Thürsteher hält dort Wache, durch ein geschlossenes, schön gezeichnetes Eisengitter sieht man in einem Hofe Orangen-, Myrthen- und Oleanderbäume stehen, eine Statue schmückt die Nische, vor der sich meist ein Springbrunnen befindet, und tritt man in einen solchen alten Palazzo ein, so ist die Raumverschwendung, die man in demselben gewahrt, neben der Enge der Straßen und Plätze doppelt auffallend.

„Im Palast Strozzi wohnen heute noch die Nachkommen jenes Filippo Strozzi, der diesen Gigantenbau von Steinquadern im Wetteifer mit dem Erbauer des Pittipalastes, mit dem stolzen Luca Pitti, emporthürmen ließ; aber man kann sich nicht recht vorstellen, wie eine Familie mit den Lebensgewohnheiten des neunzehnten Jahrhunderts sich in einem solchen Festungsbau zurecht finden, es sich behaglich machen kann, da dergleichen einst offenbar zum Aufenthalte für ganze Geschlechter angelegt worden ist. Vierflügelig, einen offenen, von Säulenhallen eingefaßten Hof umgebend, ist in diesen Palästen der fensterlosen Hallen, der riesigen Flure und Vorsäle, der Verbindungsgänge, der Seiten- und Nebentreppen gar kein Ende;

und selbst in dem schönen Hotel Brun in Bologna, wie in dem Gasthofe der Porta rossa, den wir hier bewohnen, und die beide alte Paläste sind, hat man beim Umhergehen immer die Vorstellung, daß hier überall die Schaaren von Menschen, von Söldnern und Dienern, Klienten und Angehörigen des Hauses fehlen, aus denen sich der Haus- und Hofhalt eines solchen mittelalterlichen Großen zusammensetzte.

„Dabei werden einem in diesen Palästen die massigen Trachten der altitalienischen Bilder sehr verständlich. Die riesigen, oft weit über zwanzig Fuß hohen Zimmer und Säle, die kirchenartigen Fenster, die steinernen Fußböden, die offenen, zugigen Gallerien, Loggien und Hallen verlangten die weiten, faltenreichen, pelzverbrämten Gewänder von schweren Stoffen, die Kapuze, die Kopf und Nacken schützte, die Schuhe mit Pelzwerk verziert. Unsere leichten Kleider, und vollends die knappe heutige Männertracht, die eben nur ein nothdürftiges Futteral für den Körper ist, sehen hier eben so dürftig aus, als sie unzureichend sind, dem Bedürfnisse der Erwärmung in der kalten Jahreszeit ausreichend zu genügen. Der Widerspruch der modernen Tracht und Erscheinung der Menschen mit dem Charakter der sie umgebenden Architektur der Stadt ist nirgends so auffallend wie in Florenz, und die einzigen Gestalten, welche hineinpassen, sind noch die Geistlichen und vor allen die Mönche, denen man auch nicht mehr so häufig wie vor zwanzig Jahren begegnet. Ueberhaupt hat sich das Straßenleben in Florenz seit damals auffallend geändert. Das Florenz der toskanischen Großherzoge hatte etwas Stilles, Sanftbehagliches, das uns an Dresden mahnen konnte. Das jetzige Florenz erinnert an das Paris, welches Napoleon der Dritte im Interesse der Säbelherrschaft zerstört hat. Trotz der Unzahl von Polizeibeamten, von Konstablern, von Nationalgarden, denen man hier aller Ecken auch und Enden begegnet, wo sie am wenigsten nothwendig wären, fühlt das Volk sich doch völlig heimisch und bei sich zu Hause in den Straßen; und sei es, daß die Volkszahl seit der Erhebung der Stadt zur italischen Hauptstadt so wesentlich gewachsen, oder daß das Leben der Bevölkerung mehr in die Außenseite getreten ist: wir erstaunen noch immer über das Menschengewühl in den Straßen, und der Lärm, der uns umgiebt, macht uns oft meinen, daß wir uns nicht in Florenz, sondern etwa auf dem Toledo von Neapel befänden. Nicht allein in der Markthalle, an

jeder Straßenecke, in allen Gassen werden Eßwaaren, Früchte, Austern, Backwerk feilgeboten und gekauft, Kastanien geröstet, Gemüse gesotten, hier Käse, dort Früchte abgewogen. Kleiderstoffe und Kleider, Tabuletwaaren, Quincallerien, Bücher, Karten, Bilder, Photographien geringer Art werden auf Karren umhergefahren und mit lautem Ausrufe angepriesen. Jeder schreit so laut er kann; Jeder will sich bemerklich machen, und alles andere Rufen und Schreien wird wieder übertönt von den Kolporteuren der Zeitungen, die von früh bis spät ihre Blätter und Blättchen ausbieten, da dieselben zu verschiedenen Tageszeiten erscheinen. Jungen von sieben bis acht Jahren wetteifern dabei in ihrem Schreien mit Männern und Greisen, und man ist ordentlich verwundert, wenn Einem einmal ein Paar Minuten lang nicht die schrillenden Rufe: Vuol' Corrière! — La Nazione! — L' Indipendenza! — il Diritto! il Diritto nuovo! — L' Italia! und wie die Blätter weiter heißen, trommelfellerschütternd an das Ohr schlagen. —

„Zwischen den Zeitungsverkäufern laufen die Wechsler herum, die ihr Gewerbe, zumal den Fremden gegenüber, sehr einträglich finden mögen, seit der Unterschied zwischen den Werthen des Metall- und des Papiergeldes so beträchtlich geworden und in stetem Auf- und Abschwanken befindlich ist. Sie tragen einen offenen Kasten um den Hals gehängt, in welchem sie die Gold- und Silberstücke und die verschiedenen Sorten Papiergeld zur Schau bieten, und da das Zwanzigfrankenstück jetzt über 21 ¼ Franken gilt, so lohnt es immer, von diesem Zustande zu profitiren. Aber es hat doch für uns Norddeutsche, die wir glücklicherweise an solche Finanzverhältnisse noch nicht gewöhnt sind, mit dieser Papiergeldwirthschaft etwas Unbehagliches, das sich jeden Augenblick fühlbar macht. In Bologna, wo wir Gold gegen Fünffrankenscheine der italienischen Nationalbank eingewechselt hatten, fanden wir durchweg Schwierigkeiten, diese Scheine im Kleinverkehr zu verwerthen, sobald es nöthig war, daß man darauf herausgab. Höchstens bot man uns in diesem Falle ein anderes Papiergeld an, nämlich einzelne Frankenscheine, die nur in der Stadt Bologna Cours hatten, und die, wie man eingestand, weder an den Landeskassen noch an den Eisenbahnen in Zahlung angenommen wurden, welche letzteren ebenfalls selbst das Papiergeld des Staats nur annehmen, wenn sie nicht nöthig haben, darauf herauszugeben. In

Florenz ist es im Ganzen ebenso; man hat jeden Augenblick, bei der Bezahlung eines Fiakers, eines Speisewirthes, eines Café's mit dem Papiergelde kleine Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, und ein Fremder, welcher dergleichen nicht gewohnt ist, mag sich — wenn er kann — mit dem Gedanken trösten, daß er doch in der Sache selbst unter Umständen nicht zu kurz kommt, da er bei dem Umsatze seines Goldes immer noch ein Geschäft von fünf Procent macht. Während des Krieges war die Entwerthung des Papiergeldes noch viel bedeutender. —

XIII.

Florenz, 29. Oktober 1866.

Donatello's Judith mit dem abgeschlagenen Haupte des Holofernes sah ich diesmal, wo ich ihre Geschichte kannte, noch mit größerem Interesse als vor zwanzig Jahren. (S. Ein Jahr in Italien I. S. 93.) Dies Werk des großen Erneuerers der Bildhauerkunst in Italien — er hieß eigentlich Donato di Betti Bardi und Donatello war nur sein Jugendname — hat nämlich in der That eine Geschichte, die mit den wichtigsten Momenten der Geschichte von Florenz eng verbunden ist. Donatello war ein Schützling und Anhänger Cosmo's von Medici, und seine Judith war ursprünglich Eigenthum der Mediceer. Nach der Wiederherstellung der republikanischen Freiheit und Verfassung von Florenz durch Savonarola stellte ein Beschluß des souveränen Volks diese Bildsäule auf die Rhingiera, die öffentliche Rednerbühne des Staatspalastes, als symbolisches Zeichen der über die Unterdrückung siegreichen Freiheit, und noch heute liest man an dem Postamente die darauf bezügliche Inschrift in den Worten:

Ex(emplum) Sal(utis) pub(licae) cives posuere. MCCCCXCV.
Als Wahrzeichen der Errettung des Staats gesetzt von den Bürgern. 1495.

Nach der Restauration der Mediceer versetzte man die Statue an ihren gegenwärtigen Standort, wo ihr die zurückgekehrten Tyrannen als symbolisches Gegenstück Benvenuto Cellini's Perseus mit dem abgeschlagenen Haupte der Medusa zur Seite stellten; denn allerdings war die republikanische Freiheit von Florenz für die Mediceer das Haupt der Medusa gewesen. Die Anhänger der ersteren aber sahen in diesem Bilde das Symbol des an der Republik vollzogenen Mordes. —

Die in derselben Halle befindliche verstümmelte Marmorgruppe des Ajax mit der Leiche des Patroklus ist eine wiederholende Kopie des in Rom befindlichen unter dem Namen des Pasquino bekannten Originals,*) und zwar, wie einer der ersten jetzt lebenden Bildhauer, der geniale Amerikaner W. Story in Rom, in seinem Buche Roba di Roma ausspricht, in der Ausführung weit nachstehend (far inferior in execution) dem Originale, das, trotz der fürchterlichen Verstümmelungen die es gelitten habe, doch noch Partieen zeige, welche denselben meisterlichen Styl wie der Belvederische Torso verriethen, so daß fast anzunehmen sei, daß der Pasquino, wenn nicht von der Hand desselben Meisters, so doch aus derselben Schule stamme. Auch Bernini stellte bekanntlich beide Werke fast einander gleich an Kunstwerth.

---

*) S. Ein Jahr in Italien. I. S. 93, III. S. 133 u. 153.

XIV.

Florenz, 1. November 1866.

Die Nachrichten über den Ausbruch der Cholera in Rom werden immer beunruhigender, so daß unsere hiesigen Freunde uns ernstlich zureden, den Winter in Florenz zu bleiben. Sie rühmen alle das hiesige Leben, und an geselligen Anknüpfungen würde es uns nicht fehlen. Wir haben davon auch bereits das Beste zu rühmen. Die Deutschen sind hier ziemlich zahlreich vertreten, und die Gesellschaftsabende bei mehreren derselben, wie bei dem berühmten Physiologen Professor Schiff, bei Frau von Treskow, bei Varnhagens Nichte, Frl. Ludmilla Assing, sowie in der Alexander Herzen'schen Familie gewähren uns mannigfaltigen Genuß und vermitteln zahlreiche Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden, Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern, unter welchen letztern der Freund Garibaldi's, der Dichter und Literaturhistoriker dall Ongaro, jetzt Professor an der hiesigen Universität, Verfasser des Almanaco di Giano, einer Chronik des Jahres 1849, uns durch die Frische seines Geistes und seine ausgebreitete Kenntniß der Literatur vorzugsweise interessirte. Auch einheimische Häuser, wie das des Marchese P., in dessen Salon wir uns musikalischer Genüsse bester Art zu erfreuen hatten, und andere, versprächen einen angenehmen Winter in der beliebten Arnostadt. Dazu kommt, daß Florenz eigentlich noch immer für eine Hauptstadt klein, die Wege nicht weit und die Menschen daher weit mehr, als z. B. in Berlin, „beisammen" sind, wie Varnhagen es nannte, wodurch die Geselligkeit so wesentlich erleichtert wird. Aber mein Sinn steht doch allzu sehr auf Rom gerichtet, als daß wir uns entschließen könnten, dem freundlichen Zureden nachzugeben.

Nun heißt es zwar im Sprichworte: „Alle Wege führen nach Rom," und jetzt bieten sich sogar drei Eisenbahnwege dar, die alle nach der ewigen Stadt führen. Allein sie sind erstens alle drei unfertig — und, so komisch es auch klingen mag, — es ist durchaus keine genügende

Nachricht darüber zu erhalten, auf welchem von ihnen man die Reise am sichersten und am wenigsten unbequem — denn beschwerlich und unbequem sind sie noch alle — zurücklegen kann. Ein gedruckter Winterfahrplan existirt nicht, oder vielmehr das „Orario" für den November ist gleich nach dem Erscheinen zurückgezogen worden, weil es zahlreiche Fehler enthielt. In den Gasthöfen ist keine Auskunft zu erhalten, und selbst auf der Direktion der Eisenbahn lauteten die Angaben so ungewiß und widersprechend, daß wir uns nicht daraus zu vernehmen vermochten. Wären wir allein in dieser Lage, so möchten wir vielleicht glauben, daß die Schuld an uns liege. Aber mehrere Personen unserer Bekanntschaft, wie Herr v. A., der mit seiner Familie gleichfalls nach Rom will, hatten dieselbe Klage zu führen. Zwischen Neuitalien und dem Papststaate sind nämlich alle Beziehungen und gegenseitigen Mittheilungen über solche Dinge aufgehoben. Ein Brief, von mir nach Rom geschrieben, kam dort, wie der Empfänger berichtete, erst am fünften Tage in dessen Hände, während sein Antwortbrief nach 24 Stunden bereits in den meinigen war. Aber auch von Rom aus erhielten wir keine sichere Kunde, wie weit die der Vollendung am nächsten stehende Eisenbahn über Perugia denn eigentlich fertig und fahrbar sei, und wie man sich mit Nachtquartieren u. dgl. einzurichten habe. Heute endlich hat Herr v. A. einen Courier aufgetrieben, der soeben diese Tour mit einer englischen Familie zurückgelegt hat, und von ihm erfahren, daß man, um den Weg von hier aus über Perugia nach Rom zurückzulegen, wenn man frühes Aufbrechen von Florenz scheue, zwei Nachtquartiere, in Perugia und in Foligno, zu machen habe; und so haben wir uns denn entschlossen, diesen Weg einzuschlagen, zumal es uns dadurch möglich wird, in Perugia einen italienischen Freund aufzusuchen, der, wie ich gestern im Kriegsministerium erkundete, jetzt seit vier Wochen mit seinem Regimente in Perugia garnisonirt. Es ist der Cavalière Giuseppe Vandone, von dem ich in meinen „Herbstmonaten in Oberitalien" erzählt habe, und der damals, im Jahre 1858, noch Kapitän, jetzt, den Kugeln der Schlachten von 1859 und 1866, so wie den Briganten von Kalabrien glücklich entgangen, bereits als Oberst ein Regiment kommandirt.

Ich habe übrigens an mir selbst und meinem Verhalten zu den Menschen und Dingen, die mich hier umgeben, die Bemerkung gemacht,

daß ich an den jetzt befreiten und uns gegenüber politisch sogar frei zu nennenden, selbstbewußten, einer neuen großen Zukunft entgegengehenden Italienern von heute nicht mehr den Herzensantheil nehme, wie an den unglücklichen, geknechteten, von fremder und einheimischer Tyrannei gepeinigten Italienern vor einundzwanzig Jahren; daß ich sie strenger kritisire, für ihre Nationalfehler, ihre Schwächen und Mängel ein schärferes Auge und Urtheil habe, und daß sie mir in ihren gegenwärtigen Zuständen weniger interessant, weniger liebenswürdig erscheinen als damals. Ich fand jedoch darin bald nur eine Bestätigung für die alte Wahrheit, daß wir Menschen eben alle ein Stück Egoismus in uns beherbergen, und daß wir nur deshalb mehr Interesse für die Unglücklichen und Unterdrückten, für die Schwachen und Leidenden haben, weil ein solches Mitgefühl immer zugleich mit einem heimlichen, uns schmeichelnden Bewußtsein unserer eigenen Ueberlegenheit verbunden ist. Und wie hoch erhaben über jeden Italiener von 1845 erschien sich damals jeder Deutsche in den vielversprechenden Anfängen unserer nationalen Bewegung. Jetzt ist das Ding freilich ein wenig anders. Die verachteten Italiener haben auf demselben Felde Riesenfortschritte gemacht und der erstaunten Welt plötzlich gezeigt, was sie sind und was sie können. Sie haben einen Cavour und Garibaldi und einen Victor Emanuel aufzuweisen und eine zehnjährige Geschichte, in deren Verlaufe es ihnen durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände gelungen ist, den „geographischen Begriff" Italien fast über Nacht zu einer großen nationalen Staatseinheit zu machen, innerhalb deren die Freiheit weiten Spielraum der Bewegung gefunden hat, während wir — aber basta! Zwar haben sie noch unermeßlich viel zu thun, um das Schnellgewonnene auf sicheren Grundlagen dauernd zu befestigen. Aber Rom ist auch nicht in einem Tage gebaut worden, und ich möchte wohl sehen, wie hier nach einem Menschenalter die Dinge stehen werden, wenn Italien während eines solchen Zeit behalten wird für die Arbeit des Friedens, die schwerer ist, als die des Krieges. Ich finde darüber in einem Theile der hiesigen Presse ein sehr klares Bewußtsein, daß die eigentliche Arbeit für Italien jetzt erst beginne, daß es hohe Zeit sei, nach den ungeheuren Opfern, die das Land für seine nationale Unabhängigkeit hat bringen müssen, jetzt endlich alle Kräfte anzuwenden, um den Nationalreichthum zu erhöhen, die Volks-

erziehung zu fördern und jene industrielle und kommerzielle Selbständigkeit zu gewinnen, die seit den Jahren, wo Alles auf die Erkämpfung der politischen Unabhängigkeit gewendet werden mußte, im steten Abnehmen gewesen ist.

Die Stimmung ist übrigens auch hier, wie überall, in Betreff der letzten Kriegsereignisse und der geringen Resultate aller aufgewendeten Begeisterung und materiellen Mittel der Nation, eine sehr gedrückte und niedergeschlagene. Das zeigte sich recht deutlich bei Gelegenheit der von den Stadtbehörden angeordneten Festlichkeiten zur Feier des Tages, an welchem der in Turin weilende König Victor Emanuel das Resultat der Venetianischen Abstimmung empfing. Die Illumination war fast nur eine offizielle zu nennen, und eben weil diese sehr glänzend war, stach sie um so mehr ab gegen die Düsterniß der Privathäuser und Straßen. Wir schlenderten Abends umher, vom Palazzo Pitti, dessen drei thurmhohe Stockwerke mit eben so viel Reihen von Glaslampen erleuchtet, — ich zählte derselben gegen vierthalbhundert — die breiten Massen dieses hochgelagerten gigantischen Baues in ihrer ganzen Mächtigkeit zeigten, über den Ponte Vecchio nach dem Palaste der Signoria, dessen Thurm bis zur äußersten Spitze von flatterndem Feuer gestirnt, mit der tageshell erleuchteten Loggia dei Lanzi, dem Wasserstrahl des Neptun und den in Lichtglanz gebadeten Marmorriesen vor der Palasttreppe einen unvergleichlichen Anblick boten. In den Straßen dichtestes Menschengewühl, auf allen Plätzen Musikchöre, die von bunt behängten und erleuchteten Tribünen herab ihre lustigen Tonströme ergossen; trotz der Enge der Straßen und Plätze und der zahlreich kursirenden Wagen und Omnibus keine Unordnung, kein Polizeispektakel; aber auch keine Spur von Volksbegeisterung. Und doch feierten sie ein historisches Ereigniß, das vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren selbst nur zu hoffen halber Wahnsinn schien, ein Ereigniß, das Millionen Herzen in der letzten Zeit so heiß ersehnt hatten, für das Ströme des edelsten Bluts vergossen und so zahlreiches Märtyrerthum der Besten der Nation erlitten worden war. Aber das Gefühl, das Endresultat nicht der eignen Kraft zu verdanken, geschenkt nehmen zu müssen, was sie mit dem Schwerte zu erringen gehofft, dies drückende Gefühl war stärker, als die Freude über den Gewinn. Während der zwei Stunden meines Umherwanderns hörte ich

nicht einen Vivatruf, nicht ein lautes Zeichen begeisterter oder auch nur freudiger Theilnahme. Aber ich selbst wünschte mir Glück, daß ich diesen Tag erlebt, der mich zugleich von dem Gelübde entband, das ich vor acht Jahren fast an demselben Tage in der geknechteten Vaterstadt Manin's gethan: Venedig nicht wiederzusehen, wenn und bevor nicht das Banner der Freiheit niederwehe vom Markusthurme über die uralte Stadt der Lagunen.

XV.

Von Florenz nach Rom.

Perugia, 7. November 1866.

— Endlich sind wir wieder auf dem Wege! Es kostete uns doch Mühe, uns von Florenz loszureißen und die letzten Blicke von Fiesole's und San Miniato's zaubervollen Höhen und der allerletzte von der Terrasse des Boboligartens auf Stadt und Thal und die von Villen schimmernden Berge fielen uns schwer auf's Herz.

Der Bahnhof von Florenz mit seiner riesigen glasgedeckten Prachthalle, in deren Mitte die Kolossalbüste Victor Emanuels, ist, wie die Säle des Bahnhofs von Mailand, der Anfang der Verwirklichung eines vor funfzehn Jahren in meinem Buche „Weimar und Jena" ausgesprochenen Gedankens zur künstlerischen Benutzung solcher Räume für Wandgemälde großen Stils. Denn in Mailand fand ich mehrere der Wartesäle mit Fresken geschmückt, welche die Städtebilder von Rom, Neapel und Venedig in kolossalen allegorischen Gestalten darstellten, die wir während unseres Verweilens in diesen Räumen mit Genuß zu betrachten Zeit hatten. So sind diese Italiener doch immer voran, da wo

es gilt, das Schöne der Kunst zum Gemeingut aller zu machen. Es ist das ein antiker Zug, der ihnen von ihren Ahnen geblieben ist. Ich erinnere mich nicht, weder in Deutschland, noch in Frankreich oder in England dergleichen gesehen zu haben.

Seit vorgestern sind wir hier in Perugia. Die Fahrt von Florenz hierher ist herrlich. Lange blieb uns Fiesole im Gesicht. Val d'Arno gab Petrarchische Erinnerungen. Aber ganz besonders prächtig präsentirte sich Arezzo im glühenden Abendscheine der scheidenden Sonne. Weiße Wolkenmassen, auf den Bergeshäuptern zu unserer Linken ruhend, die Gebirgsrücken selbst von sanften Schatten des Himmels überschwebt und die wahrhaft zauberischen Lichtwirkungen energischer Beleuchtung in der Ferne machten diese Abendstunden in dieser Landschaft zu den schönsten, die wir bisher erlebt. Weiterhin die altberühmte Grenzburg Castiglion' Fiorentino, in stolzer Mächtigkeit ihrer über den Ruinen aufrecht stehenden Thürme, umleuchtet vom letzten Abendschimmer, sich auf steilem Bergrücken erhebend. Wo sind heute die stolzen Burgherren, die mit ihren Schaaren von Gewappneten wie Fürsten Jahrhunderte lang auf diesen Burgen saßen? Es giebt keine „Burgherren" mehr, und es wird eine Zeit kommen, in der auch unsere modernen Trutzburgen, Festungen genannt, das Schicksal ihrer Vorgänger in Europa getheilt haben werden; nur daß nicht, wie bei diesen alten Kastellen, ihre Trümmer an ihr einstiges Dasein mahnen, sondern daß sie vom Erdboden verschwinden werden, spurlos, restlos, ohne ein Zeichen romantischer Erinnerung an ihr Dasein, überdeckt von den friedlichen Wohnstätten einer glücklichen Menschheit, die mit gleichem Grauen zurückblicken wird auf die Zeit der riesigen Festungen und stehenden Kriegsheere in dem so nah zusammengerückten Kultureuropa, mit welchem wir heute zurückschauen auf die mittelalterliche Barbarei der Feudalburgen und des Raubritterthums jener Zeiten, von denen diese ausgewitterten Thurmgerippe so lebendig zu uns sprechen. Ich habe für diese meine Ansicht nur einen einzigen Grund, den, daß bei der Annahme des Gegentheils, die in's Unendliche fortwachsende Aufwendung aller Volkskräfte auf das Kriegswesen, Europa nothwendig zur Erschöpfung derselben, zum Untergange aller Kultur und zur Barbarei hingeführt werden müßte.

Vorüber in dunkelnder Sternennacht an dem Trasimenischen See, der

von dichtem Nebel überzogen einen gespenstischen Anblick gewährte, nach Ellera. Hier endete die fertige Strecke der Eisenbahn, die erst zwei deutsche Meilen jenseits Perugia wieder fahrbar ist. Die Strecke von Ellera nach Perugia beförderte uns eine sogenannte Diligence, und wieder wie vor einundzwanzig Jahren schleppten uns die durch Ochsenvorspann verstärkten Pferde den steilen Weg hinauf zu der uralten Bergveste, an deren Mauern einst in dem beginnenden Kampfe Octavians mit Antonius, seinem Rivalen um die Weltherrschaft, das Schicksal der Welt hing. Nach fast zweistündiger Fahrt erreichten wir endlich unser Ziel.

Der Gasthof zur Post, stattlichen aber wüsten und unerfreulichen Ansehens, zugig, weit und leer im Innern; und doch haben ihrer Zeit die Herrscher von halb Europa in dieser kolossalen Palastspelunke verweilt, wie das die Inschriften und die Wappen derselben in dem riesigen Treppenflure verkündeten, die der Wirth von einem Nachfahrer Perugino's auf die Wände hat malen lassen. Auch Preußen war darunter vertreten und wir lasen es nicht ohne eine Art von patriotischer Bewegung, daß Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1822 und Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in den dreißiger Jahren hier genächtigt und sich beholfen hatten. Dicht neben dem letzteren standen Wappenschild und Namen des Königs von Neapel, dessen Sohn jetzt, ein länderloser Exilirter, von fremder Gnade lebt. Daß man hier seine Erinnerung nicht aus italienischem Patriotismus ausgetilgt hatte, sprach für die weltbürgerliche Gesinnung, die einem Gasthofsbesitzer eigen zu sein pflegt. Unser Peruginer Postwirth hat das freilich nöthig. Schon jetzt kommen wenig Fremde mehr nach Perugia; und wenn in den nächsten Monaten die Eisenbahn fertig sein wird,*) dürften die Stadt und ihre Gasthöfe noch verödeter werden, als es jetzt bereits der Fall ist. — Die Ankunft eines Fremden in solchem Gasthofe einer italienischen Landstadt hat übrigens für den unvorbereiteten, an deutsche Zuvorkommenheit und Beflissenheit des Empfangs gewöhnten Reisenden etwas außerordentlich Unbehagliches. Es herrscht eine absolute Unbekümmertheit aller Welt in dem düstern Hause gegen den neuen Ankömmling. Kein Portier, keine Kellner springen diensteifrig entgegen. Man sucht lange beim Eintritt in irgend einem

*) Sie ist es bereits seit dem Januar 1867.

der untern Räume, bis man einen dienstbaren Geist oder den Wirth selber findet, der im Gespräche mit irgend Jemand begriffen, weder Auge noch Ohr unserer Person und Anrede zuwendet, bis endlich ein kräftiger italienischer Fluch des müden, Erholung bedürftigen Ankömmlings ihn bewegt, uns Audienz zu geben, nach welcher er dann irgend einen Namen ein paarmal laut ruft, ohne daß diesem Rufe zunächst das Erscheinen des Gerufenen entspräche. Ist man aber endlich glücklich eines Aufwärters habhaft geworden und durch ihn in den Besitz eines Zimmers gekommen, so thut man wohl, sich seiner Freundschaft gleich durch das Versprechen eines Extratrinkgeldes bei guter und schneller Bedienung zu versichern, und kann dann des Erfolges ziemlich sicher sein. Natürlich gilt dies Alles wie gesagt nur für die italischen Karawanserais kleiner, vom Verkehr abgelegener Städte; denn in den Gasthöfen der großen findet man Alles glänzend und auf europäischem Fuße eingerichtet.

Wir hatten Glück mit Perugia, denn der Tag nach unserer Ankunft, der siebente November, war von einer glorreichen Schönheit. Perugia ist wegen seiner hohen Lage auf dem Gipfel eines nach allen Seiten hin steil zu Thale abfallenden Bergplateaus berufen, zumal um diese Zeit, wegen der Rauhheit seines Klimas und der unerträglichen schneidend scharfen Windstürme, welche die völlig unbeschützte Stadt zu einer wahren Residenz des Aeolus machen. Statt dessen schien die goldenste Herbstsonne herab von dem blauesten Himmel, und kein Lufthauch bewegte die zahllosen Fahnen und Flaggen, mit denen wir am Morgen die Straßen geschmückt fanden zu Ehren Italiens und Victor Emanuels, der heute seinen Einzug hielt in das befreite, durch preußische Waffenthaten befreite Venedig. Wie wenig haben Friedrich Wilhelm der dritte und vierte, als sie aus diesen Fenstern auf die Hauptstraße Perugia's niederschauten, es sich träumen lassen, daß ein solcher Tag so bald kommen und durch die Thaten des preußischen Volkes kommen würde!

Wir gingen gleich am andern Vormittag, unsern Freund von Genua her, den Obersten Vandone aufzusuchen. Ein Major seines Regiments, den wir auf der Straße ansprachen, führte uns in einen der stattlichen alten Paläste, den Palast des Marchese Baglioni Malatesta, in dessen gewaltigen Räumen unser Freund mit seiner Frau seine Residenz genommen hatte. Unser Wiedersehen nach acht Jahren — und welche

Jahre voll großartigster Ereignisse lagen zwischen unserm Begegnen zu Sampier d'Arena und dem Heute! — war das herzlichste, die Freude der beiden liebenswürdigen Menschen die innigste. Wir verlebten mit ihnen die genußreichsten Stunden, und kaum konnten wir ihrem Andringen wiederstehen, bei ihnen Gastlichkeit anzunehmen und unsern Aufenthalt in Perugia zu verlängern. Des Erzählens und Berichtens über die Vergangenheit seit den schönen, friedlichen Herbsttagen von 1858 in Genua war kein Ende. Als Geschäfte ihn auf eine Stunde abriefen, mußte Signora Vandone uns erzählen, wie ihr Gatte alle die mörderischen Schlachten von 1859 mitgemacht, wie er in den Jahren in Calabrien gegen die Briganten gesendet worden, und wie er an dem blutigen Tage von Custozza an der Spitze seines Regiments sich hervorgethan und vom Könige selbst dekorirt worden sei. Das Fürchterlichste aber hatte die treffliche Frau, die dem Gatten überall hin gefolgt war, — sie ist kinderlos, und hatte also für Niemand anders zu denken und zu sorgen — von der Expedition nach Calabrien gegen die Brigantenschaaren und von ihren dortigen Erlebnissen zu berichten. Länger als vier Wochen war sie einmal, während ihr Mann sich in den Gebirgen mit den Banden herumschlug, genöthigt gewesen in einer kleinen Bergveste bei Benevent zurückzubleiben, wo zu ihrem Schutze und zur Bewachung mehrerer Hunderte von Gefangenen nur einige vierzig Mann des Regiments hatten zurückgelassen werden können. Zwei kleine Geschütze mit Kartätschen geladen standen Tag und Nacht vor dem Thore des Gefängnisses, und die Wachtposten hatten Befehl, auf jeden Gefangenen zu schießen, der Miene machte, aus einem Fenster mit draußen befindlichen Personen ein Verständniß anzuknüpfen. Mehr als einmal rückten starke Banden vor das Kastell und forderten die Freilassung ihrer Genossen unter Drohungen der fürchterlichsten Rache und unter der Angabe, daß ihr Mann gefangen sei und ihn das schrecklichste Loos erwarte, wenn man jener Aufforderung nicht nachkomme. Der beherzte junge Offizier aber, der die kleine Besatzung befehligte, blieb taub gegen Alles, und erwiederte nur, daß er bei dem ersten Versuche die Veste anzugreifen, die Gefangenen niederschießen lassen werde. „Alle Angst und Seelenpein," so schloß sie ihre Erzählung, „die ich um meinen Vandone ausgestanden, als ich ihn im Feldlager und in Schlachten und Gefechten wußte, ist Kinderspiel gegen das,

was ich dort gelitten, wo ich oft Wochen ohne Nachricht blieb, und wo die Greuel der entmenschten Banden gegen unsere Gefangenen alle Vorstellung überstiegen." — So waren denn auch diese schweren Jahre nicht spurlos an den beiden schönen stattlichen Menschen vorübergegangen. Allein wenn auch die sturmvolle Zeit ihr Haar etwas gebleicht und die Schrift des Lebens tiefer auf ihre Stirnen gegraben hatte, so fanden wir sie Beide doch an geistiger Frische und Warmherzigkeit vollkommen die Alten geblieben. Nur seine geliebte Kunst, die Malerei, hatte unser Freund aufgeben müssen, seitdem acht Jahre ununterbrochenen Kriegs- und Feldlagerlebens ihn durch ganz Italien umher geworfen, und sein Vaterland hat dadurch einen großen Künstler verloren.

Von allen Italienern, die ich in meinem Leben kennen gelernt, ist dieser Kriegsmann einer der edelsten und vor allen der vorurtheilsfreieste. Das erwies sich auch in unseren politischen Gesprächen über die letzten Ereignisse. Dieselben hatten ihn durchaus nicht niedergeschlagen, und ich war freudig überrascht, ihn offen zu mir aussprechen zu hören, was ich gegen ihn zu äußern Bedenken trug: daß er bei ernster Ueberlegung die erlittenen Mißerfolge als heilsam für die Zukunft seines Vaterlandes ansehen müsse. „Im Kampfe selbst," sagte er, „da fühlte ich freilich anders, da hätte ich mich in Stücke hauen lassen, um bei Custozza den Unseren den Sieg gewinnen zu helfen. Jetzt aber, wenn ich alles erwäge, sehe ich es für kein Unglück an, daß wir den Erfolg nicht gehabt, von dem unser Volk so zu sagen im Voraus berauscht war. Der Säbel hat jetzt an seinem Ansehen etwas verloren, und das ist gut. Er würde sonst gar zu sehr Oberwasser erhalten haben." Italien habe auch so schon Ungeahntes, Ungeheures in kaum einem Jahrzehnt erreicht. „Wenn wir, in Piemont, vor zehn bis zwölf Jahren von Italien sprachen, so schlossen wir unser Vaterland Piemont davon aus. Wir gehen nach Italien, sagten wir Offiziere damals zu einander, als wir uns zum Feldzuge rüsteten. Jetzt aber — jetzt ist das anders selbst bei dem gemeinen Manne. Der Name Italien hat für uns den Klang des gemeinsamen Vaterlandes gewonnen, und diese Veränderung ist von ungeheurer Tragweite."

Wir durchwanderten dann in Gemeinschaft die Stadt, um die Sehenswürdigkeiten im Cambio und vor allem Rafael's lieblichste Ma-

donna im Palaste Connestabile-Staffa aufzusuchen, von denen ich in meinem Italienischen Reisebuche berichtet habe, und ich genoß an der Seite des ausgezeichneten Künstlers und Kenners die Werke der alten Meister mit verdoppeltem Empfinden und Verständniß. Leider giebt es nur sehr unvollkommene Nachbildungen des Rafael'schen oben genannten Bildes, Photographien nach einer Zeichnung. Das Original ist bekanntlich ein Rundbild, etwas über neun Zoll hoch, auf Holz gemalt, durch das leider ein Spalt geht, den ich im Jahre 1846 nicht bemerkte, so wenig wie eine kleine Beschädigung über dem linken Auge. Die Fassung ist sehr alt, das Bild, durch Glas geschützt, wird von der Familie wie ein Heiligthum bewahrt, trotz der Preise von fabelhafter Höhe, die ihr von reichen Kunstfreunden geboten sind. Es ist etwas Schönes in diesem Festhalten eines idealen Kunstbesitzes, zumal wenn man erwägt, daß die Besitzer des Palastes Connestabile nichts weniger als reich sind, was auch der Anblick des Innern deutlich genug aussprach. Außer dieser Rafael'schen Madonna sind in der übrigen Sammlung nur noch ein Paar Engel bemerkenswerth, die ein Wappen auf einem Freskobilde umgeben, und die man ebenfalls Rafael zuschreiben möchte.

Der vorwiegende Charakter dieser merkwürdigen uralten Stadt ist ein düsterer, ja finster zu nennender Ernst, eine dräuende Austerität, die sich selbst bei dieser hellen Herbstbeleuchtung nicht ganz verleugnete. Von dem Bergplateau herab, auf dessen ein wenig eingesatteltem Rücken die beiden Hauptstraßen und Plätze liegen, senken sich nach allen Richtungen hin steil abfallende, düstere, enge, oft von riesigen Verbindungsbogen überwölbte und durch sie noch mehr verdüsterte, höhlenartige Gassen, wie Gänge, die in einen Fels gehauen, thalwärts nieder, in die schwerlich jemals ein Sonnenstrahl gedrungen ist. Man athmet ordentlich frei auf, wenn man aus ihnen, nach unten oder nach oben steigend, wieder zum „rosigen Lichte" emportaucht. Auf dem großen, von den öffentlichen Hauptgebäuden rings umgebenen Platze, dessen eine Seite die Kathedrale bildet, tummelte sich das erregte Leben eines Markttages, gegen dessen lustige Buntheit der Ernst der umgebenden Architektur nur noch stärker abstach. Die altersgraue Kathedrale, ein mittelalterlich gothischer Bau mit seiner bis in's Kleinste durchgeführten Steinornamentik, als wäre der harte Marmor zu weichem Wachs geworden unter der Hand der

phantasievollen Architekten; die hohen Paläste, welche ihre gewaltigen Stockwerke gen Himmel thürmen, graubraun und verwitternd, aber dennoch trotzig noch ebensoviel Jahrhunderte herausfordernd, als sie bereits gestanden; und vor allen das wahrhaft riesige Stadthaus mit seiner alten Gallerie, seiner langen Reihe von steingefaßten byzantinischen Bogenfenstern, seinen gothischen Bogenthoren, seiner alten von Perugino und Rafael geschmückten Börsenhalle (il Cambio), geben diesem Platze ein Gepräge der Großheit, das ihn würdig macht, die Hauptstadt eines großen Reichs und Volks zu schmücken, und vergegenwärtigen uns Zeiten einer Macht und eines Reichthums dieser Provinzialstadt, gegen welche die Gegenwart derselben klein und kümmerlich erscheint. Den Eindruck des prächtig Erhabenen, Monumentalen verstärken noch die herrliche Marmorfontaine in der Mitte des Platzes und die Bronzestatue Papst Julius des Dritten aus dem Hause del Monte, der im Schmuck der reichen päpstlichen Gewänder, die Tiara auf dem Haupte, die rechte Hand segnend ausgestreckt, mildernsten Blickes und Ausdrucks von seinem hohen Erzsitze niederschaut auf das Gewimmel der Menschen, das sich unter ihm auf dem Platze tummelt.

„Aber jetzt müssen Sie die Aussicht in das Thal und auf das Gebirge genießen, die an einem Tage wie der heutige wenige ihres Gleichen hat!" Mit diesen Worten führte uns unser Freund in einen der nahgelegenen Paläste, der hart am Absturz der Felsenhöhe erbaut, eine hohe Marmorloggia nach dem Freien zuwendet. Der geschäftige Hausmeister öffnete die zu derselben führende Thüre, und — ein Ausruf des Erstaunens von unsrer aller Lippen begrüßte das merkwürdigste völlig unerwartete Schauspiel, das sich unsern Blicken darbot. Zwar die Gebirgshöhen uns gegenüber und nach Norden und Süden hin lagen in hellster Klarheit da, aber das ganze Thal zu ihren Füßen so weit das Auge reichte, ja die Unterstadt selbst waren überfluthet von einem silbergrauen Nebelmeere, so täuschend, so sinnbestrickend die wirkliche Spiegelfluth eines unübersehbaren Binnensees, oder einer Meeresbucht darstellend, daß längere Zeit dazu gehörte, uns zu überzeugen, wie hier nicht die Wirklichkeit, sondern nur der Schein des Elements, das wir zu sehen glaubten, vor uns ausgebreitet sei. Einzelne Baumgipfel hoher Pappeln und Cypressen nur eben aus der Nebelfluth emporragend, Hügel bis zur

Höhe ihrer Spitze von ihr umflossen, verstärkten, indem sie Masten von Fahrzeugen oder Inseln darstellten, das Täuschende dieser eigenthümlichen Fata Morgana. Und dazu funkelte über dem seltsamen Phänomen der blauste Himmel, von dem die Sonne mit Sommerwärme niederstrahlte. Vergebens hofften wir, daß sich Nachmittags die Nebelhülle verziehen und der Genuß des Ausblicks in die Ferne uns gewährt werden möge. Das Phänomen dauerte fort bis zum nächsten Tage, und eine Nachmittags thalabwärts unternommene Spazierfahrt, welche unsere Freunde uns bereitet hatten, mußte abgebrochen werden, da wir nach einer Niederfahrt von einer Viertelstunde uns bereits selbst in das Nebelmeer getaucht sahen.

Abends im Theater hörten wir Stücke Verdischer Opern, von einer Liebhabergesellschaft ganz gut ausgeführt. Unter den Mitgliedern, deren Mehrzahl sich für die Bühne unter Leitung eines sehr tüchtigen Maestro ausbildet, waren einige denen eine sehr bedeutende künstlerische Zukunft in Aussicht gestellt werden konnte.

Am folgenden Tage war die Aussicht von der Höhe der Stadt aus etwas freier, die Nebelfluthen hatten sich auf der Südseite des Thales zurückgezogen, während sie nach dem Trasimenischen See zu, dem wahrscheinlichen Erzeuger das gestrigen Phänomens, noch zahlreiche Partieen des Thals umschleiert hielten. Für einen kurzen Besuch ist Perugia höchlich empfehlenswerth, zu längerem Aufenthalt aber kann es, selbst abgesehen von der Rauhheit seines Klima's, nicht einladen. Baumlos und schattenlos in der Hitze, schneidend kalt bei Tramontana, auf seiner einsamen Höhe, wie ein Adlernest liegend, entfernt durch lange beschwerliche Wege von dem grünen fruchtbaren Thale zu seinen Füßen, und jetzt durch die Eisenbahn, die in wenigen Monaten tief unten die Züge der Menschen an ihm vorbeibrausen lassen wird, bald völlig isolirt von allem Verkehre, wird der uralten Stadt ein eigenthümliches Schicksal bevorstehen. Sie wird allmählich niedersteigen müssen von ihrer Höhe, auf welcher die Noth rauher, barbarischer Zeiten sie einst mühsam gegründet und Jahrtausende lang festgehalten, und ein neues Perugia wird im Thale entstehen, während das alte dort oben der Verwitterung und Verödung anheimfällt. Wer die Stadt nach Jahrhunderten in solchem Zustande sehen wird, der wird ein Schauspiel haben, wie es jetzt etwa

Nympha im Volskergebirge bietet, jene menschenverlassene, zauberhafte „Epheustadt,“ die uns Gregorovius in seinem Italischen Wanderbuche so wundervoll beschrieben hat.

In unserm Gasthofe haben wir drei Bekanntschaften gemacht. Zunächst einen mit seiner Familie nach Italien reisenden Moskowiter, einen Gutsbesitzer aus Moskau, der für seine noch junge anmuthige Frau in Rom Herstellung hofft, kein Wort italienisch spricht und sich deshalb unter den Italienern wie verrathen und verkauft fühlt. Als wir ihm sagten, daß man uns für einen Wagen nach der nächsten Eisenbahnstation, dem nur anderthalb Stunden entfernten Ponte di San Giovanni, die unverschämte Summe von 50 Franken abverlangt habe, theilte er uns mit, das er das Doppelte zu zahlen habe versprechen müssen, und schloß seine Rede mit einem völlig in ein unabwendbares Schicksal ergebenen, seufzend gesprochenen: Payez, Monsieur, payez! Wir zogen es indeß doch vor, für den sechsten Theil der uns abverlangten Summe uns Plätze auf der Diligence zu schaffen, einer Privatunternehmung, die aber ebensowenig feste Preise hat, wie die andern Vetturini, sondern mit der man gleichfalls handeln und feilschen muß. — Die zweite Bekanntschaft war ein aus Orvieto eben angekommener Major der italienischen Armee, kaum von Wunden und Fieber hergestellt, blaß, finsterblickend, ein Gesicht, dem schwere Lebensschicksale einen überaus düstern Ausdruck gegeben hatten. Dem entsprach denn auch seine Ansicht über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft seines Volkes, von dessen religiöser und moralischer Verwilderung er ein erschreckendes Bild entwarf. Die Religion sei bei der Mehrzahl völlig untergraben, freilich mit durch die Schuld ihrer Vertreter selbst, der Geistlichen; der Unglaube, der „Atheismus“ nehme überhand. „Aber, wenn man,“ setzte er hinzu, „Stunden erlebt hat, wie ich in diesem und in den vorigen Jahren, Stunden, wo man den Tod um sich her in gräßlichster Gestalt erblickt, ihn jede Minute unter tausend Martern zu erwarten hat, wie ich in den neapolitanischen Gebirgen als Gefangener von rasenden Bestien, da empfindet man es, was die Religion werth ist, und wendet den Blick nach oben, wenn man es Jahre lang vergessen hat zu thun.“ — Von dem Adel in der Umgegend war er keineswegs erbaut. Wenn man die Herren zusammenberufe, um über

Maßregeln und Leistungen für die Truppen sich zu benehmen, höre man stets ein Ja der Bereitwilligkeit, aber sobald sich die Versammlung aufgelöst habe, lasse ein Jeder die Ausführung hinter sich. Sie seien eben alle Anhänger der alten Wirthschaft und dem neuen Governo im Stillen aufsässig, ohne Glauben an die Dauer der neuen Zustände, die ihnen zuwider wären, weil sie durch dieselben Manches verloren hätten.

Der Dritte war, wie uns der Kellner sagte, ein junger Edelmann, der zu einer solchen Provinzial-Versammlung in die Stadt gekommen war, ein Marchese Francesco Borboni del Monte, Verwandter der neapolitanischen Königsfamilie, etwa 27 bis 28 Jahr alt, unserm neapolitanischen Bekannten, Vittorio Imbriani, ähnlich, aber dabei ein Muster aristokratischer reservirter Haltung. Erst am zweiten Tage gelang ein Gespräch mit dem schweigsamen, melancholisch ausschauenden Manne, von dem der Kellner uns gesagt hatte: er habe zu viel studirt und gelte deshalb für un poco matto und für einen Menschenfeind. Es ergab sich bald, daß daran wirklich etwas war; denn der Marchese hatte in Frankreich und Deutschland studirt, kannte deutsche Philosophie und Literatur, und lebte jetzt einsiedlerisch seinen Studien auf seinem einsamen Bergschlosse in Citta di Castello, ohne Zusammenhang mit der Welt um ihn her, deren Gang nichts weniger als nach seinem Sinne schien. Es machte mir einen wunderlichen Eindruck, hier in dieser entlegenen Bergstadt mit einem Italiener über die neuste Entwickelung deutscher Philosophie, über Materialismus und Spiritualismus, über Vogt und Hegel zu verhandeln. Er las das Deutsche, wenn er es auch zu sprechen vermied. Wir schieden mit einem a rivederci, das schwerlich jemals in Erfüllung gehen wird.

Die letzte Bekanntschaft war die unseres Wirthes, eines kleinen korpulenten, mürrisch in sich verschlossenen Mannes, der, ein wahres Muster von schweigsamer Unbekümmertheit um seine Gäste, nie ein Wort des Grußes an uns verschwendete und auf alle Fragen nur mit einem Non so! (ich weiß nicht) oder höchstens mit einer Pantomime Antwort gab, die uns auf einen Kellner verwies. Als die Rechnung gebracht wurde und wir ihm bemerkten, daß wir einige Ansätze derselben übermäßig hoch fänden, sagte er, ohne die Hände aus den Taschen zu ziehen — er hatte sie als Sinnbild seines Nichtsthuns immer in denselben — mit dem

höchsten Gleichmuthe: ebben', che vi pare? (Nun gut, was scheint Euch das Richtige?) worauf er sich ohne Gegenbemerkung die uns billig dünkenden Abzüge gefallen ließ. Dafür aber zog er seinerseits uns das beim Abschiede übliche buon viaggio ab, und ließ es bei einem bloßen addio bewenden. Wie er so dastand in seiner festgefrorenen Unfreundlichkeit, schien er mir der richtige trauernde Genius seines der Verödung entgegentrauernden, einst so berühmten Albergo zu sein, dem die Eisenbahn den Untergang droht.

XV.

Foligno, 9. November 1866, Abends.

So wäre denn die letzte Station vor Rom erreicht, und mir schlägt das Herz höher bei dem Gedanken, daß ich sie morgen wieder sehen soll, die alte, allen die sie jemals geschaut so unvergeßlich theuere Siebenhügelstadt. Morgen schon! Es ist mir unglaublich, unfaßbar, wie alles lang und heiß Ersehnte dem Menschen erscheint an der Schwelle der Erfüllung.

Am heitersten sonnigsten Nachmittage brachen wir von Perugia auf. Wir saßen schon in der mit fünf Schimmeln bespannten Diligence, ich hoch oben auf der Banquette neben zwei jungen italischen Reiteroffizieren, als der treue Vandone noch einmal kam — wir hatten bereits Mittags Abschied genommen — uns die Hand zu reichen und ein buon viaggio zu wünschen. Die Wagen hielten auf dem Platze, den Glockenschlag der Kathedrale erwartend, umgeben von Hunderten neugierig gaffender Menschen aller Stände und jeden Alters; denn hier hat Jedermann Zeit im Ueberfluß. Es war lange her, daß ich zuletzt auf einer Postkutsche gesessen, und ich mußte mich ordentlich besinnen, wann das gewesen sei, und mich verwundern, daß es noch so etwas wie Posten und Diligencen auf der Welt gebe. Die Zeit schien mir um

zwanzig Jahre zurück gerückt zu sein in dieser einsamen Felsenstadt Perugia. Endlich schlug die Stunde der Abfahrt. Schmetterndes Geschrei von Groß und Klein, Abschiedsrufe aller Art erschollen; der Postillon ließ die gewaltige Peitsche niedersausen zwischen die Schimmel und dahin ging's im Galopp zur Piazza d'Arme hinauf und hinaus, und bergabwärts und immer bergabwärts auf dem felsigen Zickzackwege, daß einem hätte schwindlich werden mögen auf dem hohen Sitze bei der Furia, mit welcher unser sammtjäckiger Automedon sein Gefährte dahin rasseln ließ. Der Nebel der letzten Tage war jetzt völlig verschwunden und wir genossen daher der entzückendsten Aussicht auf das weite Thal und die duftigen Bergeshöhen der Apenninenkette. Solch eine Fahrt auf hohem freien Sitze einer lustig dahinjagenden Postkutsche mit den springenden, schellenklingenden, muthigen Thieren davor und dem laut vor Lust aufjauchzenden Postillone ist doch etwas anderes als das öde Dahinfliegen auf dem knatternden, rasselnden, dampfumwölkten Eisenbahnzuge wo man nur hier und da von der Seite flüchtig einen Blick der Landschaft zu haschen vermag, die vorüber ist, ehe wir uns recht besinnen, was wir sahen. Nur Eins noch muß schöner sein: dies herrliche Italien als Reiter zu durchstreifen, wie es die beiden jungen Reiteroffiziere, Lombarden, von Bologna bis Perugia gethan, wovon sie mir mit freudigem Erinnern erzählten. Es waren Bilder der Jugend und der Jugendlust, diese schönen, gesundheitstrotzenden, schlanken Jünglinge, denen ihre kleidsame Uniform so wohl stand, und die so fröhlich in's Leben schauten, als gehöre ihnen die Welt zu eigen, und als sei alle Pracht und Herrlichkeit derselben eigends nur für sie geschaffen.

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tutta via!
Chi vuol esser lieto sia,
Di doman' non c' è certezza!

An diese Strophe eines Karnevalsliedes, das einst der fürstliche Lorenzo de Medici in den letzten Blüthentagen der Florentinischen Festlust gedichtet, mußte ich unwillkürlich bei ihrem Anblicke denken, und daran auch, daß diese giovinezza schon so weit hinter mir lag. Vergebens habe ich vielfach versucht, diese einfachen und doch so rührenden Verse, deren silberner Reimklang wie Mandolinenton erzittert, im Deutschen

wiederzugeben. Am wenigsten mißlungen erscheint mir von diesen Versuchen der folgende:

Ach wie schön ist Jugendschimmer,
Der doch flieht so windesschnelle!
Willst Du froh sein, sei's zur Stelle:
Morgen — es gehört Dir nimmer!

Die jungen Reiter zogen nach der römischen Grenze, wo, wie sie hofften, bald die eisernen Würfel um Rom geworfen werden würden, wenn die Franzosen erst ihren dreifach gekrönten Schützling verlassen hätten. Ich wünschte, daß es dieses blutigen Würfelspiels nicht bedürfen möge. Es ist Blut genug geflossen in diesem Jahre 1866.

In Ponte San Giovanni erreichten wir, nachdem wir den Tiber überschritten, die neue Eisenbahnstation. Aber Alles war hier noch unfertig. Charakteristisch für italienische Zustände war es, daß man die Decken und Wände des Passagierzimmers bereits gemalt hatte, während in dem Zimmer selbst, wo wir über eine Stunde warten mußten, noch kein einziger Stuhl, Bank oder Tisch vorhanden war! Es ward Nacht, ehe wir in Foligno eintrafen, wo wir zu übernachten beschlossen hatten. Wir sollten aber diesen Entschluß bereuen; denn gegen die Räuberhöhlenähnlichkeit des hiesigen „besten" Gasthofs, der alten Post, war der von Perugia ein Prachthotel zn nennen. Ich erinnere mich nicht in irgend einer italienischen Stadt jemals ein ähnliches Logis gehabt zu haben, und doch ist dies Foligno eine Stadt von mehr als dreizehntausend Einwohnern, in fruchtbarer Ebene, an großer Heerstraße gelegen. Seit den Jahrhunderten, die diese hart am Thore befindliche alte verwunschene, verräucherte Reiseherberge zählen mag, ist in derselben schwerlich etwas geändert worden. Unten ein die ganze Weite einnehmender hofähnlicher Raum, von einer Oellampe schwächlichst erleuchtet, angefüllt mit Wagen und Karren, Pferden und Maulthieren, Kärrnern und Facchinen, mit welchen letzteren wir uns herumzustreiten hatten, da sie uns, nachdem wir sie auf der Eisenbahn bereits bezahlt, zu ihrem Vergnügen auf anderen Wegen in die Stadt begleitet hatten, um durch das Abpacken unserer Effekten eine zweite Ernte zu halten. Aus jenem Raume aufsteigend eine schwarze verfallene Treppe, in verschiedene abgestufte Korridore führend, in deren einem uns endlich ein Zimmer angewiesen wurde, ausgestattet mit zwei riesigen Betten, einem wackelnden Tische

und drei Stühlen, die sich eben so geringer Festigkeit erfreuten; die Wände grau von uraltem Staube, die Fenster schmutzig, blind, aber desto besser bei jedem unserer Schritte rasselnd, die Thüren schlotternd, alles eben nur um Gotteswillen zusammenhaltend, und das Schlimmste: kein Kamin! Den würden wir in dem Zimmer finden, hieß es, wo man uns das Abendessen geben werde. Da es bitter kalt war, zogen wir es vor uns gleich dorthin zu begeben. Es war noch um einen Grad wüster und öder als das unsre, aber der Flammenschein im Kamine war doch ein großer Vorzug. Das Nachtessen, zähes Beafsteak und trüber, gelbröthlicher, kaum mit Wasser zu trinkender Wein, und als Nachtisch verschrumpfte, verwelkte Trauben, deren bloßes Aussehen hinreichend war, eine Indigestion zu erzeugen: aber — silberne Messer und Gabeln und silberne Leuchter, und damit die Aussicht auf eine solchem Glänze entsprechende Rechnung, die sich denn auch als wohlbegründet erweisen sollte. In Betreff des Nachtlagers bemerke ich für jeden, der wie wir, genöthigt sein sollte, Quartier in italienischen Provinzialstädten zu nehmen, daß in vorgerückter Jahreszeit die Mitnahme von Plaids und Reisedecken eine absolute Nothwendigkeit ist, wenn man in den italienischen Betten nicht frieren will. Ich weiß nicht, wie die Italiener selbst es aushalten unter solchen dünnen Decken, wenn sie sich nicht mit ihren Kleidern ins Bette begeben; wir wenigstens hatten in Foligno Noth, uns mit allem was wir an Reisedecken und Mänteln bei uns hatten zu bedecken, um nur Schlaf gewinnen zu können in dem hohen kalten kellerartigen Raume.

Morgens nach dem Frühstück durchschlenderten wir die Stadt. Große sogenannte Merkwürdigkeiten sind in ihr nicht grade zu sehen, seit Raphaels hochberühmte Madonna di Foligno ihren Platz in der Kirche der heiligen Anna, einem mächtigen alten Bauwerke, der Zierde des Hauptplatzes, verlassen hat, um die Sammlung des Vatikan zu schmücken. Freilich würden Kirchen, wie die Kathedrale des heiligen Felician mit dem byzantinischen plastischen Schmuck ihrer imposanten gothischen Façade, Santa Anna mit Bramante's zierlich prächtiger Kuppel, San Nicolo mit seinem schönen Altarbilde von dem aus Foligno gebürtigen Meister Niccolo Alunno, bei uns noch immer mehr als hinreichen, einer Stadt die Aufmerksamkeit des Reisenden zuzuwenden. Aber in Italien wird

man verwöhnt und überwältigt durch die Masse dessen, was sich uns darbietet. Dafür aber ist es ein eigenthümlicher Genuß, solche kleine, von dem vorbeieilenden Touristenzuge zurückgesetzte italienische Landstädte zu durchwandern und das in ihnen waltende Leben und Treiben zu beobachten. Es war ein milder luftstiller Herbsttag mit leise bewölktem Himmel, der sein friedliches sanftes Licht über die Stadt und das fruchtbare Thal des Topinoflusses breitete, welcher gegen Norden hart an der Stadt vorbeifließt. Wir überschritten ihn auf einer wohlunterhaltenen steinernen Bogenbrücke, von deren Höhe herab wir die Stadt von außen betrachteten. Noch stehen die schirmenden Umfassungsmauern, die einst diese, wie alle italienischen Städte, zu einer Festung machten; aber die Thürme sind gebrochen, oder in menschliche Wohnungen verwandelt, die Wälle sind verfallen, und an dem Mauergetrümmer ranken sich Epheu und Weinrebe empor bis hinauf zu den Thurmzinnen, von denen Strauchwerk und hohes Gras als friedliche Standarten herabwehen, während aus den Fensterhöhen die gelben Kürbisse und die goldenen Kolben des türkischen Korns durch das Grün leuchten. Wir umgingen fast den größten Theil der Stadt: überall dasselbe Bild müder schlaftrunkener Ruhe, auf das ein Paar zuckerhutförmige Berghöhen in nächster Nähe herabsehen. Ein paar Maulthiertreiber mit ihren früchtebeladenen Thieren waren die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegneten.

Lebhafter war es in der Stadt, obschon auch in ihr der Verfall überall sichtbar war, die Straßen eng und schmutzig, die Häuser hoch, räucherig und verkommen in langsam hinsiechender Armuth der Bewohner, denen es aber trotzdem in dieser Verkommenheit ganz wohl zu behagen schien. Alles Leben drängte sich vor die Häuser, auf die Straße, heraus aus dem schwarzen, höhlenartigen Innern; denn das Wetter war schön und erlaubte alle Arbeit und allen Müssiggang, alles Verhandeln, Schwatzen, Streiten, Erzählen im Freien abzumachen. Ich bin überzeugt, daß mehr als neun Zehntel der Einwohnerschaft von Foligno sich vor den Häusern und auf der Straße befand. Die ganze Stadt erschien wie ein einziger großer Gesellschaftsraum, und da jeder seine Zunge nach Kräften brauchte, war es unter den unzähligen Gruppen ein Redegelärm, als sei die ganze Stadt durch ein eben bekannt gewordenes außerordentliches Ereigniß in Aufregung versetzt. Es war das aber keineswegs der Fall, sondern nur die gewöhnliche Phy-

siognomie der kleinen italienischen Landstadt, in der Jedermann, wenn auch sonst an nichts, so doch an Zeit Ueberfluß hat, und wo für jeden das Sprechen Bedürfniß und Genuß, oft der einzige Genuß ist, den sie sich gestatten können. Denn auch auf diesem jetzt mit dem neuen Italien vereinigten Städtchen lastet der, durch die Soldatenwirthschaft Europa's erzeugte Steuerdruck in einer fast unerträglichen Weise. Der Camerière unseres Gasthauses, ein verständiger, tüchtiger und in seiner Art aufgeklärter Italiener, sagte uns, daß er von einem kleinen Grundstücke, das eine Jahresrente von etwa achtzig Scudi eintrage, in diesem Jahre nicht weniger als sechs und dreißig Scudi Abgaben bezahlt habe; dennoch aber war ihm die Veränderung nicht leid. „Die andern haben ihr Blut gegeben, um Italien zu machen, es ist also billig, daß wir wenigstens unser Geld dazu beisteuern." So lautete wörtlich der Ausspruch des wackeren Signor Amici, der nebenbei den Vorzug hatte, eines der offensten edelsten Gesichter zu besitzen. Freilich sei der Steuerdruck jetzt noch stärker, als unter dem päpstlichen Governo, „aber," setzte er hinzu, „man kann doch jetzt hoffen, daß auch dies besser werden wird mit der Zeit, während unter dem alten Regiment gar kein Ende abzusehen war." — Ich fragte ihn, ob er Republikaner sei und was er von der Republik halte, und erstaunte nicht wenig, als ich darauf die Antwort erhielt: „Die Republik ist nicht für uns, so wie wir heute sind. Wir sind noch zu schlecht für die Republik. Zur Republik gehört, daß die Bürger tugendhafte Menschen seien. So lange aber unsere Landsleute noch so ununterrichtet sind, daß sie nicht lesen und schreiben können, und so schlecht erzogen, daß man für wenig Geld einem Menschen das Leben nimmt, so lange ist an eine Republik nicht zu denken." So lautete wörtlich das Glaubensbekenntniß des Aufwärters in der räuchrigen Herberge della Posta zu Foligno, und die Bekanntschaft dieses Mannes entschädigte mich reichlich für die Entbehrungen an Komfort, welche ich in derselben erduldet hatte.

Morgen also in Rom! in der Stadt meiner Seele! „O brich nicht Steg" —!

XVI.

Ankunft in Rom.

Rom, 10. November 1866.

Nachmittags halb drei Uhr verließen wir Foligno und seine Post-spelunke, um mit dem von Ancona kommenden Zuge nach Rom zu fahren. Reisegesellschaft im Coupé römische Frauen des Mittelstandes (des sogenannten mezzo ceto), Verwandte unseres Meisters Cornelius, eine schöne Mutter mit noch schöneren Töchtern. Hier hörte ich wieder das erste Italienisch mit dem mir so lieben und vertrauten römischen Accente und Tonfall. Ein Eisenbahn-Inspektor, der den Zug begleitete, um den Bahnwärtern auf den Dienst zu passen, die hier auf der neuen Strecke noch sehr unzuverlässig sind, erwies uns durch allerlei Auskunft manches Freundliche. Signor Norza, ein Lombarde, wie fast alle tüchtigen Leute in der mittelitalienischen Eisenbahn-Verwaltung, hob es besonders hervor, daß die Frauen, deren einige den Bahnwärterdienst verrichten, bei weitem diensteifriger, pünktlicher und pflichttreuer sich bewährten als die Männer, auf die im Ganzen noch wenig Verlaß sei.

Die Eisenbahn selbst, kaum im Gröbsten fertig, durch den rauhen Apennin und seine wildstarrenden Felsenklüfte hindurch gesprengt, überschreitet auf nicht weniger als siebenundzwanzig Steinbrücken die in der Tiefe strudelnde und schäumende Serra. In der Ebene von Foligno aus war es hell und mildsonnig gewesen; aber sobald wir das Gebirge erreicht hatten, wandelte sich das Wetter mit überraschender Schnelle. Nebel, Regen, ein wüstes, wildes Hexenwetter novemberte über uns herein, als wir die Grenze des Kirchenstaates erreichten, von dem schon der sonst so vorsichtig milde Goethe in einem seiner italischen Reisebriefe ausruft: daß derselbe „nur noch zu bestehen scheine, weil ihn die Erde nicht verschlingen möge." Hier Abforderung der Pässe, wie sonst, und neuhin-

zukommend Durchräucherung aller Waggons, in denen wir sitzen bleiben mußten, mittelst hineingeschobener Chlorpfannen, deren Resultat ein allgemeines Husten und ein halbes Ersticken der Insassen war. Signor Norza lachte über den Unsinn: i preti fanno sempre i burrattini, di una maniera o di altra: die Pfaffen machen immer die Hanswürste, bald so, bald so! Eine Viertelstunde weiter in Correse erste Visitation des Handgepäcks in Schmutz und Kälte, Nacht und Regenströmen, gegen die der elende Schuppen vielen der Wartenden nicht einmal Schutz gewährte: eine abscheuliche Sekkatur, die über anderthalb Stunden fortnahm, da die visitirenden päpstlichen Zöllner sich das Vergnügen machten, bei mehreren Reisenden Alles und Jedes zu durchwühlen und sogar mitgebrachte photographische Albums Blatt für Blatt zu durchmustern, um wie mir unser Gefährte sagte, nachzuspüren ob nicht vielleicht ein Bildniß des „Hinkenden von Aspromonte," wie Garibaldi gelegentlich in der Sprache der römischen Pfaffenpresse genannt wird, oder Mazzini's und sonst einer gefürchteten Persönlichkeit, in das heilige römische Reich einzuschmuggeln versucht werde. Wir hatten schon des fürchterlichen Wetters wegen bedeutende Verspätung erlitten, die sich jetzt so sehr steigerte, daß wir statt gegen neun Uhr erst um elf Uhr Nachts in dem römischen Bahnhofe anlangten.

Diese Ankunft werde ich nie vergessen; sie war der abscheulichste Gegensatz zu meinem Einzuge in Rom vor einundzwanzig Jahren. Damals hatte mich in sonnigster Frühlingshelle eines schönen Junitages der Vetturin von den Höhen der Campagne hinab der Siebenhügelstadt entgegengeführt, vor mir im Sonnenglanze strahlend die majestätische Kuppel des Dom's der Dome, das Wahrzeichen der christlichen Weltbeherrscherin. Jeder Schritt war herzbewegender Genuß gewesen, und nach kurzem Aufenthalte an der Dogana der Porta di Popolo hatte mich der Gasthof des Herrn Gendre auf der kleinen stillen Piazza Torlonia freundlich aufgenommen. Jetzt — raste das feuerschnaubende Dampfungethüm mit uns durch die rabenschwarze Regennacht hinein in die Mauern der ewigen Stadt und in den stockfinstern Bahnhof, auf dem ein elender Nothschuppen, wie man ihn etwa zu augenblicklicher Sicherung von Frachtwaaren oder Vieh herrichtet, das Bahnhofsgebäude der Hauptstadt darstellte. Alle Reisenden wurden hineingetrieben in einen großen absolut nackten, spärlich erleuchteten Raum,

ohne alle und jede Bequemlichkeit, ohne Stühle und Bänke zum Sitzen, eine wüste Räuberspelunke, angefüllt von Mauthoffizianten in schäbiger Kleidung mit wahren Galgenphysiognomien, von Gensd'armen und rothhosigen Wachtsoldaten, und abgetheilt in verschiedene Holzverschläge, in denen allerhand Schreiber ihr Wesen trieben. Hier in Nässe, Schmutz und fürchterlichen Zugwinden verbrachten wir stehend eine volle Stunde, ohne daß sich die Pforten des daranstoßenden Gepäckvisitationsraumes öffneten, in welchen zwei Menschen, — die einzigen thätigen von all' dem umherlungernden Gesindel — das Gepäck aus den Lastwaggons zu tragen hatten. Wann sie damit fertig geworden sein mögen, mag Gott wissen. Mir jedoch riß nach dreiviertelstündigem Warten die Geduld. Ich durchbrach auf einem Seitenwege die Consigne, suchte den Oberinspektor auf, zeigte ihm meinen Paß vor und erlangte von ihm, mit Hinweis auf einen von der Preußischen Gesandtschaft in denselben gesetzten Vermerk, daß unsere Koffer uns ohne Eröffnung vor allen andern verabfolgt wurden. Einen Wagen hatte mir ein dienstbarer Douanier schon seit einer Stunde für schweres Geld gesichert, und so fuhren wir denn endlich, beide mit einer grimmigen Erkältung in den Gliedern, von der Höhe der alten Diokletiansthermen, neben deren Trümmern der Bahnhof liegt, durch die regenbrodelnde Finsterniß hinab in die alte, ewige Roma, und landeten, ohne es zu wissen, — denn ich hatte den Namen vergessen, — in demselben Gasthofe des Albergo d' Inghilterra, der mich vor einundzwanzig Jahren aufgenommen hatte, und dessen damaliger Besitzer, der wackere Signor Antonio Gendre, trotz seines inzwischen ergrauten Hauptes, noch die alten freundlichen Züge seines Angesichts bewahrt hatte.

Da ich des Vortheils genoß, daß ihm mein Name nicht unbekannt geblieben war, so war unser Empfang der erwünschteste, unser Zimmer eines der besten des Hauses, das Nachtessen — es war wirklich ein solches, denn es war weit über Mitternacht, als wir uns in dem hellerleuchteten Saal zu Tische setzten, — eine uns wahrhaft lukullisch dünkende Entschädigung für die Entbehrungen der letzten Tage. Aber in mir trug ich bereits, in Folge der schauderhaften Bahnhofsstunde, den Keim zu der Krankheit, die mir einen guten Theil des römischen Winters rauben sollte.

XVI.

Erste Tage in Rom.

Rom, 11. November 1866.

Gestern, am ersten Tage glaubte ich nicht an Rom. Der erste Blick aus dem Fenster zeigte mir eine enge Seitengasse, vom Regen durchrieselt, in der man den grauen Himmel nur sah, wenn man sich halb köpflings aus dem Fenster beugte. Als der Regen sich gelegt hatte, wanderten wir hinauf zum Monte Pincio. Schwere Scirokkowolken hingen düster dräuend über der Stadt, ein Bild ihrer nächsten Zukunft, denn hier erwartet alle Welt den Ausbruch einer Revolution zum Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstthums, zu welchem der nahe bevorstehende Abzug der Franzosen das Signal geben sollte. Wir Beide jedoch hatten nicht Stimmung, diesen Gedanken nachzuhängen; das Rom, das unsere Seelen füllte, war ein anderes als das gegenwärtige mit seiner bangen Furcht und seiner von Fremden noch fast ganz verlassenen Oede. Als wir wieder an der strömenden Navicella des spanischen Platzes standen, wo ich einst Nachts mit Fanny herzzerrissen am Vorabend unserer Trennung vor dem Springquell gestanden —

> Wie vielen Herzen hat die Fluth gerauscht,
> Wie vielen Herzen wird die Fluth noch rauschen!

da stürzten uns Beiden die Thränen aus den Augen vor Rührung und Glückeswehmuth. Die ganzen langen einundzwanzig Jahre harten Ringens und endlichen Sieges lagen vor meinem Geiste wie ein einziger Tag! Wir wanderten hin zu Fanny's einstiger Wohnung in dem kleinen Hause der Via dei due Macelli 64, gegenüber dem hoch und finster emporstarrenden Propagandapalaste. Die enge Eingangsthür, die kleinen Fensterchen des zweiten Stockes, die dunkele ausgetretene Steintreppe, —

alles wie einst, nur noch viel verfallener, armseliger; und doch in dieser Armuth welche Fülle höchster Poesie, die wir dort durchlebt und durchlitten. Ich hätte niederknieen mögen die Schwelle zu küssen! Im Untergeschosse, in das wir blickten, saß ganz auf demselben Platze und auf demselben dreibeinigen Schemel, derselbe jetzt auch schon alte Schuhmacher Signor Pietro Vieti, wie er in jener Zeit gesessen; nur seine Frau, die treue Gaetana, die so viele Botschaften und Briefzettel für uns hin- und hergetragen, war nicht mehr unter den Lebenden. Aber er, der grauköpfige Alte, erinnerte sich gar wohl der alten Zeiten und erkannte selbst seine damalige Herrin wieder, die er so oft als Diener Abends geleitet, und die ihm und den Seinen so manches Gute erwiesen hatte. Die Menschen haben hier überhaupt ein treues Gedächtniß. Dann zu meiner alten Wohnung auf der stillen Piazza Poli. Hier war Alles anders. Das Haus, das einzige in dem ganzen Quartiere, war völlig umgebaut, in fremdem Besitze, meine lieben rüstigen Wirthsleute, Signor Luigi Santini und seine Frau, die heitere behagliche Signora Lucia, gestorben im Elend. Aber die Riesenfontaine Roms, die Fontana di Trevi, rauschte noch eben so mächtig herab von der felsigen Seitenfronte des nahen Palastes unter den Füßen des gigantischen marmornen Neptuns und seiner bäumenden Seerosse, wie sie mich einst in Schlaf gerauscht in so mancher mondeshellen Nacht. Ich stieg die feuchten Marmorstufen hinab und schöpfte mit hohler Hand den ersten Trunk des Zauberwassers, das den, der es getrunken, für immer an Rom bindet, wie ich am 28. April des Jahres 1846 den letzten aus ihr getrunken. Wie manche der Freunde, die mich damals begleiteten auf diesem Abschiedsgange, waren seitdem dahingegangen ohne Wiederkehr. Mir war zu Muthe, als wandelte ich auf einem Kirchhofe!

Das war unser Gestern. Heute aber war alles anders. Das Wetter hatte sich über Nacht aufgehellt, es war Sonntag und ein Sonnentag leuchtete über Rom, alles mit seinem Zauberscheine verklärend. Auf dem Corso, wo Tausende von geputzten Spaziergängern auf und ab wandelten, schallten uns lustige Klänge entgegen; es waren die Rothhosen, die vor dem Palaste ihres Obergenerals Musik machten. Ich blieb einen Augenblick stehen, fühlte plötzlich eine Hand auf meiner Schulter, und die Worte: „Sie hier? also doch?" schlugen an mein

Ohr. Es war der dänische Bildhauer Adolf Jerichau, der liebe alte römische Freund, den ich im Februar 1846 zu seiner Trauung mit der Malerin Elisabeth Baumann auf's Kapitol als Brautführer begleitet, und den ich gestern vergebens in seinem Studio auf Piazza di Popolo im Palast Lovatti aufgesucht hatte. Er hatte gehört oder gelesen, daß ich krank in Florenz geblieben sei, und seine Freude bei unserem Wiedersehen war lebhaft. Auch über mich kam ein freudiges Gefühl bei dem Anblick des alten römischen Lebensgenossen, des ersten, den ich hier wiedersah. Wir holten Fanny ab, die inzwischen eine Wohnung für uns auf der Höhe des Pincio gesucht und in der Via Sistina gefunden hatte, und schlenderten dann zusammen der Passeggiata di Monte Pincio zu, wo jetzt fast alle Tage um eine bestimmte Nachmittagsstunde eins der hiesigen Militärmusikchöre spielt und zahlreiche Besucher anlockt.

Wie anders sah heute Rom aus im Glanze der herrlichsten Herbstsonne, als wir an den Obelisken der Kirche von Trinita de' Monti und an der stolzen Villa Medizi vorbei, von der oberen Terrasse der Passeggiata aus, gegen die Marmorbalustrade gelehnt, auf die Siebenhügelstadt unter uns mit ihren Kuppeln und Palästen, ihren Riesensäulen und egyptischen Obelisken, alles überragt von dem erhabenen Petersdome und eingefaßt von den grünen villengekrönten Berghöhen des Janikulus und des Monte Mario herniederschauten! Alles lichtdurchblitzte Himmelsbläue, Helle und Schönheit. Die Sonne brannte heiß, daß ich den Ueberzieher nicht ertrug. Und rings um uns her welch' fröhliches Leben, welcher Kontrast gegen das graue Gestern, wo uns nur zwei bis drei Spaziergänger und ein einsamer Kardinal im Nebelgeriesel hier oben begegnete! Heute alles wimmelnd von Karossen und Wagen aller Art, von Fußgängern und Reitern, theils sich langsam auf und ab bewegend, theils stille haltend, um der Musik zu lauschen. Es war das bunteste Schauspiel, das man sehen konnte. Französische Rothhosen, päpstliche Zouaven und goldbehelmte Dragoner, Jesuiten und Priester, Mönche aller Orden und Trachten, von dem schmutzig braunen, strickgegürteten, baarfüßigen Kapuziner bis zu dem feinen Benediktiner und Dominikaner, geputzte Damen und Herren, fremde und einheimische, Hunderte von blühenden Kindern und eine bunteste Volksmenge jeden Alters und Standes — nur Bettler, aktive, sind ausgeschlossen, und dieser Raum ist die

einzige, vor ihnen gesicherte Freistätte für den Fremden in Rom — wogten durcheinander oder bildeten stehend und sitzend einen Kreis um das Musik-Korps, das Verdi'sche Opernstücke erschallen ließ. Und rings um uns her diese zauberhaften Gartenanlagen, blühend und duftend von exotischen Gewächsen, die man dort gepflanzt, von Rosen und zahlreichen Blumen aller Art, von Lorbeerbäumen, Pinien und Steineichen, und über alles hinaus eine riesige Palme in der Mitte des offnen Rundplatzes ihr Haupt in die Lüfte streckend, während zahlreiche kleinere die verschiedenen Theile der Anlagen schmücken. Wir setzten uns auf eine der überall angebrachten Marmorbänke, und der Gedanke hier zu sein, wieder in Rom zu sein, das ich noch vor so wenig Monaten nimmer wiederzusehen gehofft hatte, von diesem herrlichsten Spaziergange, der Welt an der Seite der beglückenden Genossin meines Lebens, noch einmal wieder hinabzuschauen auf die Geburtsstätte unseres Glücks, übermannte mich zu tiefer Rührung. —

Hart an die Passeggiata des Monte Pincio stößt die Villa Medizi, der Sitz der französischen Maler- und Bildhauerakademie. Wir durchwandelten ihre einsamen Lorbeereingefaßten Gänge, um von der hohen Terrasse des Boschetto die Aussicht auf das Albaner- und Sabinergebirge im Abendsonnenschein zu genießen. Aber wir fanden den Zugang verschlossen. Seit 1849 ist dieser schönste Punkt des Pincio allen Fremden ohne Ausnahme versperrt. Der Garten der Villa war äußerst vernachlässigt, das Buschwerk dicht verwachsen, die Statuen verwittert, beschädigt, mit Moos überzogen, die Wände des Pavillons mit Namensinschriften beschmutzt — das Ganze kein Zeugniß für die gerühmte französische Sorgfalt. An einer Venusstatue stand von ungeübter Hand und mit rohen Kohlenzügen geschrieben: Evviva l'Italia! und zahlreiche Evviva Garibaldi's! an den Wänden umher gaben Zeugniß von der Stimmung des Volkes und erinnerten uns an den „Sündenfall" der Revolution von 1848 und 49, der das Italien von damals und mit ihm unser altbekanntes Rom von dem heutigen durch einen unausfüllbaren Abgrund trennt.

XVIII.

Rom, 14. November 1866.

Der heilige Augustinus berichtet von einer Vision, in welcher ihm sein fruchtloses Bemühen um die Ergründung des großen Gottesgeheimnisses durch die Erscheinung eines Kindes veranschaulicht wurde, das am Meeresstrande sitzend das Wasser der unabsehlichen Fluthen mit seinen Händchen auszuschöpfen versuchte.

Das Bild scheint mir ein treffender Vergleich zur Schilderung der Empfindungen, welche mich in diesen ersten Tagen gegenüber dem mich umgebenden Weltmeere, Rom genannt, bewegten. So bekannt ich auch mit Rom zu sein glaubte, so überwältigend war mir doch die Fülle der Eindrücke, und eben weil ich es nicht als Neuling betrat, weil ich lange Jahre hindurch Zeit genug gehabt hatte, zu lernen und einzusehen, was Alles in dieser einzigen Stadt, in diesem „Auszuge der Welt," — wie sie ein Alter nennt, — enthalten sei, das ich bei meinem ersten Aufenthalte nicht gesehen, nicht kennen gelernt und genossen, und das zu erschöpfen ein Menschenleben nicht ausreicht, fühle ich mich weit entfernt von der ruhigen Stimmung heiterer Zuversicht, mit der ich in jenen Jahren frischer Mannesjugend die ersten römischen Tage durchlebt und genossen hatte. Ein beklemmendes Gefühl der Unzulänglichkeit, eine fieberhafte Aufregung — vielleicht nicht ganz ohne Zusammenhang mit meinem Rekonvaleszentenzustande — begleiten mich auf Schritt und Tritt, und ich sehe ein, daß ich alle Ursache haben werde, auf meiner Hut zu sein, um den üblen Folgen solcher Erregtheit vorzubeugen.

Die letztvergangenen drei Tage sind uns wie ein Traum verflossen. Ich konnte mein Glück, wieder in Rom zu sein, nicht fassen, und immer und immer wieder mußte ich es mir Abends, wenn wir müde von unseren Gängen und Umfahrten, in unserem engen Zimmerchen bei der traulichen Lampe saßen, laut wiederholen: Du bist in Rom! Ein Blick aus dem Fenster unserer neuen Wohnung, die wir auf der hochgelegenen Via

Sistina gefunden, bestätigt es mir dann freilich in überzeugendster Weise, denn die Straße, überall sonst von hohen Häusern auf beiden Seiten eingefaßt, hat glücklicher Weise gerade unserem Hause gegenüber eine etwa dreißig Schritte breite Zahnlücke, und über die einige zwanzig Fuß hohe Mauer hinüber, deren Rand katalonischer Jasmin und Epheu beranken, sehen wir in einen Garten, wo „aus dunklem Laub die Goldorangen glühn," und über Myrthen und Lorbeer ein hoher feingezweigter Pfefferbaum seine langen graugrünen Blätter im hellen Mondlichte spielen läßt.

Ich mochte es mir nicht versagen, mir die ersten Eindrücke des alten Roms, des Quirinals und seiner Dioskurengruppe, des Forums und Kolosseums, des Palatins und Kapitols in derselben Reihenfolge wieder zu erneuern, in welcher ich sie vor Jahren zuerst gesehen; und als ich so meinen eigenen Spuren folgend heute um dieselbe Tageszeit denselben Weg hinwandelte, den ich damals an der Seite des hingeschiedenen Freundes, des genialen Bildhauers Heinrich Kümmel gewandert, und den ich in meinem Italienischen Buche (S. Ein Jahr in Italien I. S. 145 ff.) ausführlich beschrieben habe, da war es mir zu Muthe, als hätte ich das Alles erst gestern verlassen. Es war Alles, wie es einst gewesen. Auf dem Forum haben sie seitdem eine neue Basilika ausgegraben; aber diese neue Austiefung neben so vielen alten störte mich nicht. Die verkrüppelten Bäume der Allee, welche oben über den hohen Schuttweg zum Titusbogen hinführt, waren noch eben so krüpplig, wie sie vor zweiundzwanzig Jahren gewesen, und die Bettler, die unter ihnen umherlungerten, noch ebenso zudringlich, nur schienen sie mir noch bedeutend zahlreicher. Die einsamen feuer- und altersgeschwärzten Säulengruppen, letzte Reste so vieler alter marmorner Prachttempel, die drei Triumphbogen, der riesige Ziegelbau des alten Friedenstempels (jetzt heißt er die Basilika Constantins), der uns mit den hohlen Augen seiner drei offenen Gewölbhallen wie ein erwachtes Ungeheuer anstarrte, während in seinem Innern zerlumpte Quiriten ihr Boccia spielten, die silbergrauen breitgestirnten Stiere, welche neben ihren Karren rastend lagen, indeß ihre Treiber einen Kreis um zwei Morraspieler schlossen — war es denn wirklich, daß ich dies Alles so lange Jahre nicht gesehen? In unseren modernen großen Städten, voran in unserem Berlin, der jüngsten und wandlungsreichsten von allen Großstädten Europa's, verliert man völlig das Gefühl des

Bleibenden, des ruhigen Fortbestehens. Jedesmal fast, so oft ich es in den letzten zwanzig Jahren wiedersah, fand ich Bekanntes verändert oder gar nicht mehr vorhanden, Neues entstanden oder im Entstehen, die Physiognomie ganzer Straßen und Plätze und des in und auf ihnen waltenden Lebens verändert, und die Abwesenheit von Monaten erschien mir als umfasse sie Jahre. Aber hier — hier war Alles wie ich es verlassen! In dieser Trümmerwelt von Jahrtausenden hatte sich nichts, aber auch gar nichts verändert, und ebensowenig in dem Thun und Treiben der Menschen, die auf der Schuttdecke, unter welcher tief unten das alte Rom begraben liegt, spielend und träumend, lungernd und bettelnd, ihr Dasein führen, nach wie vor lebend von den Fremden, den eigens dazu geschaffenen Forestieri, den „Waldmenschen," denen ihre Ahnen, die alten Römer, mit dem Schwerte das Ihrige abnahmen, während die heutigen Römer es ihnen mit einem bettelnden: date qualche caritá, Signorin, oder mit Wirthsrechnungen und Kunstwerkverkäufen abzunehmen streben.

Dann trieb es mich einen alten Freund aufzusuchen, dessen Aufenthaltsort ich nach mehrtägigem Umherfragen endlich ausfindig gemacht hatte. Es war ein stundenweiter Weg vom Kolosseum des alten Rom zur Porta Angelika hinaus nach dem Monte Mario, auf dessen mittler Höhe in dem kleinen Kloster Santa Maria del Rosario Franz Liszt wohnt. Wir fuhren fast ganz Neurom hindurch, über die Engelsburgbrücke vorbei an dem christlichen Kolosseum, dem Dome Sankt Peters, der mit seinen zwei Prachtfontainen und dem Obelisken in der Mitte die Riesenarme seiner beiden Seitenhallen den Kommenden entgegenstreckt, als wolle er die ganze Welt in ihnen aufnehmen. Aber wir verschoben den Eintritt auf ein andermal und eilten weiter. Vor dem Kloster angelangt, zu dem eine breite Prachttreppe hinauf führt, öffnete uns ein Laienbruder, der dem Abbate, oder vielmehr dem „Signor Commendatore," — wie Liszt hier als Träger so vieler hohen Orden nach römischem Brauche genannt wird, — unseren Besuch meldete, und wenige Minuten später schloß ich den mir so werthen Freund nach langer Trennung in die Arme.

Aber welch ein Blick von seiner Siedelei herab auf die Stadt, die im hellen Sonnenglanze des schönsten Herbstnachmittags in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns lag! Vom Sorakte bis dahin, wo das Albaner-

gebirge sich mit seinen grandiosen Linien langsam dem Meere zusenkt, übersieht man das unvergleichliche Panorama der römischen Campagna, mit Rom in der Mitte, übersieht man die blauen von Städten und Ortschaften schimmernden Sabiner- und Albanergebirgshöhen, verfolgt man die Schlangenwindungen des alten flavus Tiberis, an dessen Ufern die Wiege der römischen Zwillingsdioskuren Romulus und Remus einst gestanden, der seine gelblichen Fluthen hindurchgewälzt hat durch die Jahrtausende des Königthums und der Republik, des Imperatorenthums und des aufsteigenden Mittelalters, und der mehr Geschichte gesehen hat seit er zuerst seinen Lauf von den Bergen hinab in die Ebene genommen, als irgend ein Strom unserer Mutter Erde.

XIX.

Rom, 14. November 1866.

Ich habe mein Tagebuch alle die Tage her bis heute nicht fortsetzen können, denn ich war krank und bin es eigentlich noch heute, wo ich zum Erstenmale die Feder in die Hand nehme um Euch zu melden, daß ich wenigstens nicht in „Rom gewesen bin, ohne den Papst zu sehen." Es ging uns mit ihm umgekehrt wie dem Propheten mit dem Berge: da wir nicht zu ihm konnten, kam er zu uns.

Heute Nachmittag, als ich grade beschäftigt war, ein paar wichtige Mittheilungen zu notiren, die uns ein mit den hiesigen Verhältnissen genau vertrauter Besuch über die wahrscheinlich nächste Zukunft Roms gemacht hatte, die uns als zeitweilige Bewohner der Siebenhügelstadt sehr nahe angeht, wurde ich durch unsere Wirthstochter, die schöne blonde Giuditta unterbrochen, die halb athemlos mit dem Rufe ins Zimmer stürzte: „Signor! Signor! wenn Ihr den heiligen Vater sehen wollt, kommt rasch herab; er kommt von der Passeggiata her unsere Straße zu Fuße herunter!" Also schnell in den Mantel gewickelt und hinab an

die Thüre. Richtig! da kam er angeschritten. Voran im Schritt reitend eine Anzahl Nobelgardisten mit gezogenen Säbeln; unmittelbar hinter ihnen, in der Mitte der engen sanftabschüssigen Straße Pio nono zu Fuß, in der weißen enganliegenden, von dem rothen Gürtel zusammengehaltenen Tonaka, um den breiten zu beiden Seiten aufgekrämpten rothen Hut die dicke Goldschnur mit nach hinten herabhängender Quaste. Ihm dicht zur Seite zwei Kammerherren in halb alterthümlicher schwarz und violetter Tracht; danach ein paar andere Monsignori und einige Diener, und hinter ihnen des Papstes rothgoldene, an den vier Ecken mit hohen Federbüschen gezierte Karosse von vier prachtvoll geschirrten schwarzen Rossen mit nickendem Feder-Kopfschmuck gezogen. Dann ein zweiter Staatswagen für die Begleiter, und zum Schlusse wieder eine Anzahl berittener Nobelgardisten.

Für seine vierundsiebzig Jahre — Pio nono ist am 13. Mai 1792 geboren — sah er noch sehr rüstig aus, etwa wie ein wohlconservirter Sechziger, und nie sah ich ein mehr selbstzufrieden vergnügtes Gesicht als dieses volle, weiße, nur leicht von der herbstlichen Greisenröthe angehauchte, bartlose heitere Antlitz. Pio nono ist von mittlerer Mannesgröße, stark fleischig, ohne übertrieben fett zu sein, entschieden ein schöner alter Mann. Ich meine so ungefähr muß Kaiser Augustus in gleichen Jahren ausgeschaut haben, wenn er seine gerühmte „Civilität," seine Louis Philippistische Bürgerfreundlichkeit in seinem Rom zur Schau spazieren führte. Pio nono spendete nach rechts und links mit den erhobenen drei Vorderfingern der Rechten den geistlichen Segen an die Umstehenden aus, immerfort dabei gehend, und zwar für sein Alter merkwürdig rasch und keineswegs unbehülflich, wenn auch sein Gang hier und da ein wenig schwankend war, denn die Straße, die er hinabgeschritten kam, war feucht und glatt. Vielleicht bekommt mir sein Segen, dessen auch wir gewürdigt wurden, als wir unsere Häupter vor dem dicht an uns Vorüberschreitenden entblößten. Auf die Knie fallen sah ich Niemand. (Später jedoch als wir ihn auf der Passeggiata des Monte Pincio noch mehrmals begegneten, sahen wir sogar Herren und Damen aus ihren Wagen steigen und sich vor dem Vorbeigehenden zum Empfange der Benediktion auf die Knie werfen.) — Es gährt sehr im Volke, das von Steuern hart bedrückt, dies Jahr obenein ohne den ernährenden Fremdenzustrom, der für die

römische Bevölkerung heutzutage der alleinige Paktolus ist und durch das neu-eingeführte Papiergeldwesen — ein wahres Kipper- und Wippersystem — in verlustvollen Nachtheil gesetzt, sehr schlimm daran und gegen seine Regierung sehr übel gestimmt ist. Dazu die allgemeine Sorge, was nach dem nahe bevorstehenden Abzuge der französischen Beschützer bevorstehen möge, eine Sorge deren sich hier kein Mensch erwehren kann und von der nur Pio nono allein völlig frei zu sein scheint. Wenigstens behaupten dies alle diejenigen die Gelegenheit haben über seine Stimmung gut unterrichtet zu sein. Mir aber war doch eigen zu Muthe, als ich den Greis, dessen Wollen und Nichtwollen in diesem Momente ganz Europa in Spannung hält, so in leibhafter Wirklichkeit an mir vorüberschreiten und unsern Gruß mit freundlichem Gesichtsausdrucke segnend erwiedern sah. Wenn schon der Anblick irgend eines mächtigen weltlichen Fürsten immer etwas die Phantasie Anregendes hat, um wieviel mehr der Anblick eines Herrschers, der, in der Idee wenigstens, das Weltkaiserthum geistiger Herrschermacht repräsentirt, zu dem noch immer so viele Millionen Menschen in allen Erdtheilen als zu ihrem geistlichen Oberhaupte hinaufblicken.

XX.

Rom, 10. Dezember 1866.

Heute sind es nun schon einundzwanzig Tage, daß ich krank in Rom bin. Nur vier leidliche Tage, vom 10. — 14. November, waren mir vergönnt, mich ein wenig umzuschauen, dann aber war es mit dem Verlassen des Zimmers und bald auch des Bettes vorbei. — —

Man erzählt von einem armen Hungernden, der bessere Tage gesehen, und der sich seine schmalen Bissen dadurch zu würzen versuchte, daß er die reichen Speisekarten früherer Mahlzeiten als Zubrot zu denselben überlas. Aehnlich komme ich mir hier in Rom vor, wenn ich seit fast

vier Wochen in meinem engen Krankenstübchen die Herrlichkeiten da draußen: die Gallerie des Vatikan und Capitol und die Trümmerwelt des alten Roms in meinem eigenen Buche und im Murray geschildert lese.

Heute Morgen gegen 5 Uhr, als ich schlaflos und hustend im Bette lag, hörte ich dumpfen Trommeldonner, der näher und näher kommend von der Stadt her zu unserem Pinciohügel hinaufscholl. Es waren die letzten Regimenter der französischen Besatzung, welche die Via del Tritone hinauf nach der Eisenbahn marschirten, um die Stadt zu verlassen die sie seit 1849 inne gehabt. Ein großer historischer Moment, den ich statt ihn zu beobachten, auf dem Krankenlager erlebe! Alle Welt ist gespannt auf seine Folgen und theilweise in schwerer Besorgniß. Denn man erwartet eine revolutionäre Erhebung Roms, sobald die Franzosen sich eingeschifft haben werden, oder einen Pöbelaufstand mit obligater Plünderung der Fremden, was denn freilich das Schlimmste wäre. Alle uns besuchenden Freunde sind von solchen Befürchtungen mehr oder weniger erfüllt, und da die Stadt voll verlaufenen Gesindels, Sizilischer und Neapolitanischer Flüchtlinge und Briganten und zudem die Armuth und Nahrungslosigkeit groß ist unter dem niederen Volke, in dem von Fremden noch immer fast leeren Rom, so ist einem gar nicht wohl zu Muthe bei dem Gedanken, möglicherweise in der eigenen Wohnung ausgeraubt zu werden. Wer uns allein tröstete, war der General H..., der uns in der letzten Novemberwoche ein Paarmal besuchen kam. Es ist derselbe H..., der als Oberst und zuletzt General der römischen Republik sich bei Garibaldi's heldenmüthiger Vertheidigung Roms gegen Napoleons Franzosen ebenso tapfer als einsichtsvoll bewährt hatte.*) Wir erstaunten nicht wenig, als wir den Verfehmten hier in der Löwenhöhle erblickten, in die er sich hineingewagt hatte, um zu sehen „wie der Wind wehe und ob etwas zu machen sei.“ Er war zufällig in unserem früheren Gasthofe abgestiegen, hatte unsere Namen gelesen und kam jetzt uns aufzusuchen. Seine Nachrichten lauteten: eine Erhebung werde nicht stattfinden, da das römische Committé bemüht sei „abzuwiegeln;“ für eine Plünderungsemeute sei freilich nicht gut zu sagen, und in diesem Falle

*) Siehe Gustav v. Hoffstetter. Tagebuch aus Italien. 1849. S. 79, 133, 161, 254.

das Beste für uns, sich passiv zu verhalten und einiges baare Geld herzugeben. Zu einer politischen Schilderhebung fehle es in Rom an Vorbereitung und Mitteln, gegenüber der starken und wohl gerüsteten päpstlichen Militairmacht, von der freilich nur auf die Zouaven und Karabinieri ernstlicher Verlaß sei. Bald darauf kam er wieder, um Abschied zu nehmen. Er hatte nicht einmal die Vorsicht gebraucht, in seinem Passe den Namen zu ändern. Und doch hatte die mit so vielen Kosten unterhaltene päpstliche Polizei nicht gewittert, welch' einen Gast sie in ihrem Bereiche habe! „Die sind nur geschickt darin, ungefährliche Fremde zu sekkiren," meinte er, „für das wirkich Gefährliche haben sie keine Augen." Seine zehntägige unangefochtene Anwesenheit in Rom war dafür allerdings ein schlagender Beweis. —

Vorigen Donnerstag besuchten uns Gustav Richter und seine liebenswürdige Frau von Neapel zurückkehrend. Da sie nicht darauf verzichten mochten, Pästum zu sehen, haben sie für die Tour dorthin eine Bedeckung von Gensd'armen mitgenommen, denn die Unsicherheit ist dort noch größer wie hier. Man hatte während ihrer Anwesenheit sechs Briganten gefangen und erschossen, deren Photographien Richter mitbrachte, so wie sie an der Mauerwand unter den Kugeln der Soldaten gefallen waren. Es waren schauderhafte, thierisch-rohe Bestiengesichter, diese Kämpfer für Thron und Altar! Auch ein Weib ist mit ihnen erschossen worden, deren Photographie, lebend gemacht, er gleichfalls mitbrachte, und die grausamer noch als die Männer gegen deren Gefangene gewüthet hatte: gemeine entsetzliche Physiognomie, enge Stirn, die Haare fast bis an die Augen gehend, grauenvoll anzusehen. Man hatte ihre Genossen auch lebend photographirt, in dem Augenblicke wo sie zum Erschossenwerden aufgestellt worden waren. Die Kerle starben übrigens mit einer Resignation, wie man sie von den Wilden erzählt. Als der die Exekution kommandirende Offizier ihnen befahl sich vor die Gewehrläufe hinzustellen, war ihre einzige Antwort: Siete padrone! (Sie haben zu befehlen!).

XXI.

Rom, 15. Dezember 1866.

Der heilige Vater muß unsere Straße in besondere Affektion genommen haben, denn heute erneuerte sich die neulich berichtete Scene ganz in derselben Weise, nur daß ich sie mir diesmal vom Fenster aus ansah. Er hatte eine Schule der Dames du sacré coeur auf Trinita de' Monti mit seinem Besuche begnadet, und kam dann wieder in dem oben beschriebenen Aufzuge die Via Sistina hinab an unserem Hause vorbei. Diesmal knieten ein Paar arme zerlumpte Teufel von Bettlern auf der Straße, und wir sahen, wie der Papst jedesmal bei solchem Anblick in die Tasche seiner weißen Tonaka griff und dem neben ihm herschreitenden Kämmerlinge ein Geldstück reichte, wobei er nicht versäumte auf die Person, der er es bestimmt hatte, ausdrücklich hinzudeuten: ein Mittel, um, wie unsre Giuditta meinte, seine Almosen und zugleich seine Diener zu kontrolliren. Wie man mir sagte, gab er jedesmal einen silbernen Papetto (zwei Paul, etwas mehr als ein Franc), dem aber die Hand und der begleitende Segen des Spenders den eigentlichen Werth verleihen. Sonst freilich, in den Zeiten, wo es noch keinen Victor Emanuel, keinen Garibaldi und kein Königreich Italien gab — welches letztere indessen für Pio nono und seine Regierung auch heute noch nicht existirt —, waren diese Spenden von Almosen größer. Ma che volete, il santo Padre adesso è povero lui stesso! (Aber was wollt Ihr! der heilige Vater ist jetzt selber arm) sagt heute ein frommer Almosenempfänger, wenn er seinen empfangenen Papetto einsteckt, um ihn alsbald — in die nächste Osteria di vino zu tragen.

XXII.

Rom, 25. Dezember 1866.

Vor mir steht ein Weihnachtsbaum, den mir die treue Gefährtin gestern in meinem Krankenzimmer aufgebaut hat, — kein heimischer Tannenbaum natürlich, dergleichen hier nicht zu haben sind, sondern ein Lorbeerbaum mit darangehängten Apfelsinen und aufgestellten Lichtern. Da ich ein Paar Stunden auf sein durfte, hatte sie die ganze Familie unserer Wirthsleute, Herrn und Frau Sassi nebst den beiden Töchtern Giuditta und Agnesa und den beiden Knaben Marco und Agosto, die alte Großmutter nicht zu vergessen, zu dem Lichterbaume eingeladen und jedem eine kleine Bescheerung zubereitet. Sie klemmten sich alle in dem engen Stübchen zusammen, die Großmutter und die Mutter setzten sich wie in einer Theaterloge auf Stühle vor dem lichtstrahlenden Baume hin, in feierlicher Stille den ungewohnten Anblick genießend; denn in Rom kennt man unsern Weihnachtsheiligabend und sein Familienfest nicht. Signor Sassi nahm mich denn auch alsbald bei Seite, um mich zu fragen: was eigentlich der Banm und die Lichter und die Festgaben bei uns bedeuten sollten? worauf ich ihm denn die Erklärung abgab, daß der Baum den Baum des neuen christlichen Lebens, die Lichter das neue Licht, das der Heiland der Welt gebracht, und die Geschenke den Ausdruck der Freude über Beides darstellten, womit er sich denn auch, beifällig mit dem Kopfe nickend, zufrieden gab, obschon er merken ließ, daß er bisher an eine Art Baumkultus von unserer Seite geglaubt habe. Ich gedachte dabei meiner guten römischen Wirthin Signora Lucia Santini, die im Jahre 1845 es sich nicht ausreden ließ, daß wir Ketzer in Deutschland noch wie die alten Heiden den Bäumen göttliche Verehrung zollten, und daß unser Weihnachten und seine geschmückten Bäume die Feier dieses Götzendienstes darstellten.

Unter den mir bereiteten Gaben war eine, die mich tief bewegte, nämlich eine Porzellanschaale mit Früchten und Veilchen, vollkommen der-

jenigen gleich, welche ich am 24. Januar 1845 in Rom, ebenfalls wie heute krank liegend, von derselben geliebten Hand mit dem ersten Billete, das ich von ihr besitze, erhalten hatte! Welche Erinnerungen hingen daran!

1867.

XXIII.

An Dr. F. Zabel

in Berlin.

Rom, 8. Januar 1867.

„O brich nicht Steg!“ — Wie wenig dachte ich daran, als ich am Schlusse meines letzten Reiseberichts an jenem Abende in Foligno diese Worte niederschrieb, daß das Gefühl des „Zwischen Becher und Lippe,“ das sie mir eingab, ein Vorgefühl sein sollte von dem Schicksale, das meiner am endlich erreichten Ziele wartete!

Der Steg ist hart genug am Brechen gewesen, mein theurer Freund, und ich war sehr nahe an der Aussicht, mein letztes Reisequartier in der ewigen Stadt an der Pyramide des Cestius zu finden, wohin mir bereits mehr als Einer meiner alten römischen Freunde und Lebensgenossen vorangegangen ist. Zwei volle Monate und darüber habe ich nicht an die Fortsetzung meiner Berichte denken können, ja nicht einmal glauben mögen, daß ich sie überhaupt jemals würde liefern können; und selbst heute, wo ich die Feder wieder anzusetzen wage, fühle ich mich noch immer weit entfernt von jenem Wonnegefühle der Genesung, welches, wie Sie es in Ihrem Briefe so schön ausdrücken, „aus der Wehmuth der Erinnerung und der Freude der Gegenwart gemischt ist,“ und dessen Vollgenuß, wie

Sie sehr richtig hinzusetzen, dem Menschen, der über ein gewisses Alter hinausgelangt ist, wie so manches Andere nicht mehr gegönnt zu sein scheint. Kaum fünf gesunde Tage sind mir nach unserer Ankunft vergönnt gewesen zum Wiedersehen der Stadt der Städte, an die meine Seele mit allen Banden theuerster Erinnerung geknüpft ist. Denn schon am 15. November des vergangenen Jahres faßte mich Krankheit und warf mich nieder auf das Siechenlager, für mehr als dritthalb Monate mich an Bett und Zimmer kettend, und ohne die Sorgfalt des hiesigen deutschen Arztes, Dr. Erhardt, zu dem sich im schlimmsten Stadium der Krankheit noch die berathende Theilnahme des zufällig hier anwesenden Ischler Badearztes, Dr. Fürstenberg, hülfreich theilnehmend gesellte, hätte vielleicht mein durch die schwere Krankheit des vorigen Frühlings sehr geschwächter Organismus dem neuen Anfall nicht Widerstand zu leisten vermocht.

Als die eigentliche Gefahr vorüber war, begann ein tantalischer Zustand. Da lag es vor mir, das so heißgeliebte Rom, mit seinen tausend Quellen aller geistigen Genüsse, nach denen ich mich einundzwanzig Jahre lang gesehnt, und ich durfte nicht trinken! Ich las, an Bett und Zimmer gebannt, im eignen und in fremden Büchern, was Alles in und um die alte Siebenhügelstadt zu sehen und zu betrachten war, und diese Lektüre — das Einzige was mir zur Zerstreuung übrig blieb, steigerte nur noch meine Pein. Wohl mag ich sagen, daß ich sehnsüchtiger nie Genesung herbeigewünscht habe als in diesen schweren Tagen und Wochen. Krank sein ist immer ein Unglück: aber krank sein in Rom, krank werden, nachdem man eben erst diesen einzigen Boden betreten hat, das gehört mit zu dem Härtesten, was einem Menschen wie ich begegnen kann. Selbst abergläubisch macht die Krankheit. Die Schwelle meines Zimmers — unser Wirth, Signor Sassi, ist ein Marmorar — war ein altes Stück Marmor und, wie das deutlich erkennbare Alpha und Omega bewies, von einem Grabsteine entnommen. Als wir einzogen, hatte ich darüber gescherzt; jetzt, schwach wie ich war, konnte ich halbe Stunden lang darauf hinschauen und es als ein Omen ansehen, das mir ein ewiges Verbleiben in dem ersehnten Rom vorzubedeuten schien! Es waren dunkle Tage und Wochen, hart und schwer für mich, aber noch unendlich härter und schwerer für die Gefährtin, deren unerschöpfliche Liebe und Treue der einzige helle Stern in meiner Dunkelheit war! —

Sie sind vorüber, wenn auch nicht ohne ihre Spuren nachgelassen zu haben, und ich will jetzt, so gut ich's vermag, versuchen, meine Berichte fortzusetzen und zunächst die lange Lücke vom 14. November bis zum heutigen Tage mit einigen Zügen aus meinem Tagebuche zu ergänzen.

XXIV.

Rom, 10. Januar 1867.

Das blut- und thränenreiche Jahr des Kriegs und der Seuche ist zu Ende gegangen. Auch für mich war es durch zwei lebensgefährliche Krankheiten ein schweres Jahr. Möge das neue uns Allen ein leichteres und vor Allem ein friedliches sein!

Die kleine Weihnachtsaufregung hatte mich doch wieder etwas zurück gebracht. Die folgenden Tage und Nächte bis zum 31. Dezember waren schlimm, und erst heute glaube ich wieder an Genesung. Am ersten Tage des neuen Jahres kamen fast alle die werthen deutschen Freunde, die sich unserer so treulich angenommen, obenan der vortreffliche Kurd von Schlözer, der würdige Enkel des großen deutschen Geschichtsforschers; es kamen Ferdinand Gregorovius, Liszt, Gervinus, Rudolf Lehman, Jerichau u. a., uns Glück zu wünschen. Wir können es freilich brauchen! Wie lang ist eine Reisezeit von funfzig Tagen, wenn man wohlauf ist, wie reich, wie inhaltvoll wird uns da jeder einzelne Tag! Aber funfzig Tage krank, — da ist, selbst in Rom, ein Tag wie der andere so arm an Inhalt und Abwechslung wie in einem Gefängnisse. Nun aber hoffe ich sollt Ihr auch nichts mehr von Krankheit hören. Denn gestern, wo ich zum Erstenmale wieder den Pincio verlassen habe, um eine Ausfahrt zu machen, habe ich in dem sonnedurchleuchteten Sankt Peter meine Dankandacht gehalten, und bin dann in diesem Weltbau, diesem Kosmos des katholischen Christenthums eine Stunde lang umherspaziert, mich der schönen mildwarmen Luft erfreuend, die man in demselben vor allen andern Kirchen Roms

athmet, und um derentwillen mir denn auch der Arzt den Besuch desselben für meine angegriffenen Lungen nachdrücklich empfohlen hat.

Inzwischen ist hier dasjenige, worauf die ganze Welt ängstlich gespannt war, ganz ruhig, ja fast gemeinalltäglich vor sich gegangen. Die Franzosen sind aus der ewigen Stadt abmarschirt, wo sie vor achtzehn Jahren die Freiheit und die Republik auf Veranstaltung des Mannes erwürgt haben, der schon damals beiden in dem ihm anvertrauten Lande dasselbe Schicksal zudachte, und — es ist keine Revolution hier ausgebrochen, keine Volkserhebung, kein Plündern erfolgt, der Papst hat Rom nicht verlassen — kurz es ist Alles beim Alten geblieben, und General H.'s Voraussagung hat sich glänzend erfüllt. Aber freilich ist noch nicht aller Tage Abend, und es giebt hier Leute, die an ein baldiges Wiederkommen der Rothhosen glauben, weil sie meinen, der Alte auf Caprera, der nur einen Gedanken, Rom und Auswetzung der Scharte von 1849 hat, werde jetzt nicht lange mehr Ruhe halten. Mich soll jedoch das Alles vor der Hand wenig kümmern. Denn ich meinerseits habe jetzt auch nur einen Gedanken und das ist der: das bisher Versäumte nachzuholen, und Rom und was es bietet, so viel es die allmälig wiederkommenden Kräfte erlauben, gründlich in Besitz zu nehmen. Und damit ich das um so besser kann, wird Fanny Euch für's Erste statt meiner berichten, und ich werde mich unterdessen eine Zeit lang auf's bloße Sehen und Genießen verlegen.

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

in New-York.

Rom, November 1866.

Der große englische Denker hat sicherlich Recht, wenn er jeden bedeutenden Gedanken, welchen ein Mensch denkt, als eine Vermehrung des Kapitals betrachtet, das die gesammte Menschheit besitzt, und ein Volk, dem seine Dichter in ihren Werken so zutreffende, so schöne und in ihrem Ausdrucke so vollendete Aussprüche für die verschiedensten Gedanken und Empfindungen geschaffen haben, wie wir sie besitzen, darf sich schon um deshalb reich und glücklich preisen. Unsere Klassiker sind für uns durch lange Zeiten die wahren „Mehrer des Reiches" gewesen, jenes Reiches, in welchem wir Deutschen uns zusammengefunden und geistig zu einander gehalten haben, während die traurigste politische Zerissenheit uns von einander trennte. Man konnte mit einem Landsmanne noch so verschiedener Ansicht sein, man konnte ein starkes Zerwürfniß in einem politischen Streite bei der Unterhaltung gehabt haben — und das zufällige Anführen eines schönen Wortes, eines tiefsinnigen Gedankens in der Form, in welcher einer unserer großen Dichter ihn ausgeprägt hatte, führte immer eine Art von plötzlicher Annäherung herbei, in der man es, je nachdem, mit Freude oder mit Beschämung inne ward, daß man mit seinem Gegner doch etwas Gemeinsames besaß, mit ihm demselben Boden der deutschen Bildung entsprossen und derselben Verehrung des deutschen Geistes mit bestimmter Zusammengehörigkeit ergeben sei.

Der Besitz eines solchen fertig und schön ausgeprägten Gedankens ist auch wirklich eine Freude, so oft er sich uns fühlbar macht; und ich wurde gerade heute lebhaft darauf hingewiesen, als, nach einem Tage voll der wechselndsten Eindrücke, bei der Rückerinnerung an das in den letzten zehn, zwölf Stunden Erlebte, sich mir unwillkürlich das Wort Platen's in den Sinn drängte:

Wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue!

Das paßt, obschon nicht in Bezug auf Rom ausgesprochen, doch kaum auf einen anderen Ort mit größerer Wahrheit, als auf diese wundervolle Stadt; und auch aus Goethe's Trilogie der Leidenschaft fielen mir, als wir von der Höhe des Kapitols nach dem Forum hinunterstiegen, einige Verse ein, die unseren Zustand schön bezeichneten:

Das Wiedersehn ist süß! das Scheiden schwer!
Das Wiederwiedersehn beglückt noch mehr!

Es sind nun 21 Jahre her, daß wir Beide zuerst, mit überwältigten Sinnen, an diesen Stätten gestanden haben; acht Monate später trennten wir uns von denselben ohne sonderliche Aussicht, sie jemals wieder zu erblicken, und eben darum mit bitterem Schmerze. Und nun sahen wir abermals auf diese, uns so sehr in's Herz gewachsene Umgebung nieder, und es war uns, als gehöre sie uns, wie ein unverlierbarer Besitz, weil wir sie schon kannten, sie in der Erinnerung stets festgehalten und gewärtig gehabt hatten, und weil wir sie im Zusammenhange mit ihrer Vergangenheit und im Hinblicke auf die Zukunft zu betrachten vermochten.

Darin liegt, wie ich glaube, der große, unwiderstehliche, festbannende Reiz, den Rom auf einen gebildeten Geist ausübt. Die große geschichtliche Perspective, welche sich in jedem Augenblicke vor uns eröffnet, drängt uns, so zu sagen, ein Gefühl der Unendlichkeit und der Allwissenheit auf. Wir fühlen uns von unserer menschlichen Begrenzung und von unserer Endlichkeit wie befreit, wenn wir zu gleicher Zeit die ägyptischen Obelisken, die Kolosse des Phidias, das Kolosseum, die Peterskirche, die Rafael'schen Stanzen, das Jesuiten-Kollegium, und die Eisenbahn vor Augen haben, über der die Telegraphendrähte sich ausspannen, die Pole der Erde mit einander verbindend und den Aequator umfassend. Der Einzelne fühlt

sich höher, mächtiger, herrschender, als an irgend einem anderen mir bekannten Orte, und zugleich doch sanfter beruhigt und in seine Endlichkeit ergebener, als anderwärts, weil man nirgend so deutlich, als in Rom, die Macht des Menschengeistes in der Menschheit, die Gestaltungs- und Schaffenskraft des einzelnen Menschen in der Geschichte der Menschheit übersieht, und daneben wieder auf Tritt und Schritt daran erinnert wird: wie der Strom der Zeit auch über die Mächtigsten und Größten hinweggeht, ohne daß durch ihr Verschwinden ein wesentlicher Aufenthalt oder eine dauernde Lücke in dem Fortschreiten der Gesammtheit bemerkbar würde.

Neben dieser geistig erhebenden und beruhigenden Wirkung hat Rom aber, eben durch seine sieben Hügel, auch für das Auge noch einen außerordentlichen landschaftlichen Reiz. Denn wie man von seinen Höhen bald weit, weit über das Land hinweg, bald in das Gebirge hinausschaut, so sieht das Land, weit mehr, als in anderen so großen Orten, in die Stadt hinein, und das macht Rom in aller seiner ernsten Erhabenheit zu gleicher Zeit doch so lieblich und so anmuthig. In Berlin, in Paris, in London kann man wer weiß wie lange leben, ohne einen schönen Stier, eine Ziege oder sonst ein anderes Thier als die Last- und Luxuspferde zu sehen, wenn man nicht eigens auf einen der Viehmärkte hinausgeht. Man wird es in den Mauern der großen Städte kaum gewahr, daß draußen unter dem Wechsel der Jahreszeiten das Gras, das Getreide wachsen, daß sie der Ernte entgegenreifen und daß sie eingeherbstet werden. — „Wie erfahren Sie es in Berlin, wenn es Frühling wird? Macht das die Polizei bekannt?" — fragte uns einmal ein Süddeutscher, der sich bei uns im Norden nicht recht eingewöhnen konnte.

In Rom macht sich durch die Unvollständigkeit oder die Ursprünglichkeit des gewerblichen Verkehrs, das Landleben und damit das Vorhandensein des offenen Landes weit sichtbarer, als bei uns. Der Bewohner der Bergstädtchen und Flecken, der seinen kleinen Weinvorrath selber in die Stadt bringt, die Bäuerin, welche ihre zwei Lammfelle oder die paar Hörner ihrer geschlachteten Ziegen bei dem Krämer gegen eine Sichel eintauscht, der Wagen voll frischem Grünfutter, den die großen weißen Ochsen ziehen, die Büffel, welche auf niedrigen Fuhrwerken die großen Stein- und Marmorblöcke in die Stadt schleppen und die man

dann nachher auf den entlegenen Plätzen an den Brunnen liegen und rasten sieht; die Ziegenheerden, die Eselinnen, denen man im Frühjahre in den Straßen begegnet, in denen sie vor den Häusern der Personen gemolken werden, welche eine Milchkur zu machen haben — das alles kommt bis mitten in die Stadt hinein und mahnt uns unabläſſig und lieblich daran, daß es außerhalb der steinernen Mauern noch ein anderes Dasein giebt, daß draußen sich ein frisches Wachsen und Leben in freier Luft bewegt, daß es Wiesen und Felder, Berge und Wälder giebt.

Aber man hat diesen Hinblick auf die ewig sich erneuende Natur auch vielleicht in keinem anderen Orte von Europa so nothwendig, als eben hier in Rom, wo die Zerstörung dessen, was der Mensch erschafft, uns mit so furchtbarer Gewalt in's Auge fällt. Alle diese Ruinen stehen noch so, wie sie gestanden haben seit Jahrhunderten und seit mehr als tausend Jahren; und gerade das, dieses Bestehen im Verfalle, macht auf die Phantasie einen so melancholischen Eindruck, weil es für die große Dauerhaftigkeit des Zerstörten ein um so stärkeres Zeugniß ablegt.

Man geht hier unter lauter Räthseln umher. Nur annähernd vermag man sich von einzelnen der Ruinen vorzustellen, was sie einst gewesen sein müssen. Von anderen ist dies nicht mehr möglich, und wie diese Bauten, diese Tempel und Paläste und Triumphbogen und Rennbahnen und Theater ausgesehen, als sie aufrecht und frei neben einander gestanden haben, das denkt keine Phantasie mehr aus. Neben der Einsicht in das Große und Schöne, was des Menschen Kraft zu leisten vermag, bekommt man einen Widerwillen gegen diese Kraft, wo man sie auf das Zerstören des Geschaffenen gerichtet findet; aber sogar die Art, in welcher diese Zerstörung ausgeführt worden ist, bleibt räthselhaft — so ungeheuer ist sie.

Dabei kann ich mich jetzt wie früher des Glaubens nicht erwehren, daß der beständige Anblick einer solchen Zerstörung nachtheilig und entsittlichend auf den Charakter des Volkes einwirken müsse. In Städten, in welchen die öffentlichen Bauwerke in Ordnung gehalten werden, in denen vor dem Geschaffenen Achtung herrscht, schämt sich der einzelne Hauseigenthümer, sein Haus verfallen zu lassen; denn neben der Ordnung, die ihn umgiebt, macht jede Unordnung einen häßlichen Eindruck, und in einem wohlgehaltenen Hause mag man selber nicht zerlumpt ein-

hergehen. Hier jedoch, wo man von der grauenerregenden Vernichtung des Erhabensten und Herrlichsten umgeben ist, fällt es nicht sonderlich auf, wenn an einem gewöhnlichen Wohnhause der Abputz von den Ziegeln abspringt, die Farbe an dem Holzwerke der Thüren und der Fenster fehlt, wenn hier ein Laden schief herunter hängt, dort eine Thürschwelle, und sie sind oft genug aus schönem Marmorgetrümmer gemacht, ausgetreten ist und einsinkt, oder eine geplatzte Fensterscheibe mit Papierfetzen ersetzt wird. So lange das Gebäude nicht völlig aus den Fugen geht und seinem Einwohner über den Kopf zusammen zu stürzen droht, wird nicht leicht daran etwas gebessert oder erneuert; und muß dies endlich geschehen, so macht man es, ohne alle Rücksicht auf das Schöne oder das Schickliche, eben nur, wie man am bequemsten dem augenblicklichen Bedürfnisse zu entsprechen vermag. Gerade so halten es denn auch die Menschen, welche in diesen halbverfallenen und zusammengeflickten Häusern wohnen; und da die hiesige Regierung für die Bildung und Erziehung dieses Volkes so gut wie nichts thut, da nichts geschieht, ihm vorwärts zu helfen, da Handel und Industrie völlig darnieder liegen und ein furchtbarer Steuerdruck auf dem Volke lastet, so ist es kein Wunder, wenn es immer tiefer und tiefer herunterkommt.

Außer an den Irländern in den ärmsten Quartieren von London und von Edinburgh, habe ich ähnliche Verkommenheit nie gesehen, und auch dort ist mir kaum eine so furchtbare und allgemeine Zerlumptheit wie hier vorgekommen. Sogar bei denjenigen, die noch Selbstachtung genug besitzen, um ihre Kleider, freilich auch nur mit den ersten besten Lappen, welche ihnen unter die Hände kommen, auszubessern, muß man sich sagen, daß solch ein Flickwesen nur da möglich wird, wo die Steuern jeden fabricirten Stoff theuer und der Mangel an lohnender Arbeit die Zeit werthlos machen. Ich kenne Arme und Armuth auch in Deutschland, aber von solcher Flickerei, wie hier die ordentlicheren Frauen sie über sich nehmen, ist mir zu Hause nie ein Beispiel vorgekommen. Es würde bei uns auch geradezu eine Verschwendung der Zeit und damit überhaupt eine Verschwendung sein.

Es ist immer ein mißliches Ding um die Bewunderung des Mittelalters und seiner unmenschlichen und selbstsüchtigen Romantik gewesen, in der für einige Wenige auf Kosten der großen Mehrheit ein willkür-

liches und doch nur einseitiges Behagen erschaffen wurde. Hier aber, wo so Vieles noch tief im Mittelalter steckt, muß man, trotz der vollkommenen Erkenntniß des Schönen, was die verschiedenen Epochen der Vorzeit in sich und aus sich herausgebildet haben, einen völligen Widerwillen gegen das Mittelalter fassen und es diesem Mittelalter und der antiken Welt gegenüber in jedem Augenblicke segnen, daß sie vorüber sind, und daß man in einer Zeit geboren ist, in welcher der Einzelne mehr und mehr von allem selbstsüchtigen Belieben geheilt und zu der Erkenntniß gefördert wird, wie sein wahres Heil nur innerhalb des Wohlbefindens Aller möglich ist.

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

in New-York.

Ein Tag in Rom.

Rom, im Februar 1867.

Seit Monaten und Monaten sind wir jetzt wieder in Rom und an jedem Tage ist Rom mir auf's Neue ein Wunder und eine Ueberraschung, ein Entzücken und ein Entsetzen. Es erscheint mir Alles wie ein Traum, während sich uns hier doch in jedem Augenblicke mehr als auf irgend einem anderen Punkte der Erde, die ganze Gewalt einer dreitausendjährigen Wirklichkeit vor Augen stellt.

Der Zustand, in welchem man sich befindet, ist selbst ein Wunder. Alles, was uns umgiebt, scheint angethan, unser Mißfallen, unseren Zorn zu erregen, uns das Herz zu empören. Wir sehen einen Verfall um uns, wie er uns sonst kaum irgendwo entgegentritt. Das Volk ist ver-

armt, Bettler in Lumpen lassen uns keinen Schritt vor die Thüre thun, ohne unsere Hülfe zu begehren — wir blicken auf prächtige Paläste edelsten Styls und daneben in Straßen und Häuser hinein, von deren Schmutz und von deren höhlenartiger Finsterniß man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Alles, was irgend durch Menschenhand verfertigt wird, ist hier theurer und schlechter, als im ganzen übrigen Europa; das Volk seufzt unter der Last von Steuern, die auch auf den Fremden ihre rückwirkende Folge haben; es herrschen ein Aberglaube, eine Priestergewalt um uns her, die selbst dem nur halb aufgeklärten Römer das Herz aufregen; die Finanzwirthschaft, das Geldwesen sind so schlimm, wie zur Zeit der Kipper und Wipper im deutschen Reiche; Schaaren von müßiggängerischen Mönchen, denn Müßiggänger sind sie im Grunde ihrem Thun nach fast sammt und sonders, lungern auf allen Wegen und Straßen umher — und man sieht, man weiß das alles; man sagt sich, das dürfe, das könne nicht dauern; man hofft, es werde nicht lange mehr so dauern, und kommt trotz alledem nicht aus dem Entzücken heraus, das der Augenblick gewährt, und fragt sich kaum: wie ist es möglich, daß du hier so glücklich bist? — Man lebt im Grunde in einem beständigen, völligen Widerspruche mit sich selbst und wird das gewahr und erträgt es dennoch ohne Schmerz, ja, fast ohne ein Bedenken, denn man weiß, so wie man den Schritt hinaus gethan hat aus den Zaubergärten, so ist das ganze, alte, klare Bewußtsein wieder da, und eben deshalb überläßt man sich so willig dem Zauber, der auf unsere Sinne wirkt, der uns glücklich macht, indem er uns für kurze Zeit uns selbst entfremdet und uns den Bedingungen unseres heimischen Daseins ganz entrückt.

Wüßte man nicht, was es heißt, „mit den Sinnen leben,“ hier könnte man es erfahren; denn die Fülle der Eindrücke ist hier so groß, die Augen werden so unausgesetzt von Fremdartigem, Großem und Schönem beschäftigt, man gleitet so schnell von einer Ueberraschung zu der anderen, daß man eigentlich wie in einem beständigen Rausche lebt; und während man unaufhörlich zum Denken angeregt wird, kommt man weniger, als man es gewohnt ist, zur Besinnung.

Am Morgen, wenn ich die Läden unserer Fenster öffne, sendet die Sonne ihre Strahlen schon warm in unsere Straße, in die schöne, auf

dem Monte Pincio gelegene Via Sistina, hinein und erleuchtet den hellen Nebelduft, der, von der Stadt emporsteigend, die Höhen umwallt. Rechts am Ende unserer Straße, da, wo sie sich zur Piazza della Trinità erweitert, erhebt sich der röthliche Obelisk, der vor der Kirche della Trinità über der spanischen Treppe steht. Links schauen wir durch die Via Felice, über die Piazza Barberini hinweg, bis zu den Höhen des Quirinals, auf denen die vorüberziehenden Wagen, wenn sie sich gegen den hellen Himmel abzeichnen, wie in einer Fata Morgana erscheinen. In dem Garten, der unserem Hause gegenüberliegt, schimmern, von der Sonne beleuchtet, die dunklen Pomeranzen, die farbenglühenden Apfelsinen, die bleichen Citronen aus dem kräftigen Grün ihrer Blätter hervor. Die feingefiederten Zweige des großen Pfefferbaumes neigen und beugen sich unter dem leisen Hauche der Morgenluft und lassen die zierlichen Trauben ihrer rothen Früchte sehen. Die japanischen Mispeln, deren Blüthenduft vor einigen Wochen wahrhaft berauschend war, entfalten jetzt an den Spitzen der Aeste große, neue Triebe, deren weiches, wolliges Hellgrün schön gegen die alten Blätter absticht. Die Knospen der Feigenbäume bräunen sich und fangen an zu glänzen und zu schwellen; über die Mauer hangen der weißblühende catalonische Jasmin und die blauen Blumen des Immergrün zwischen der Fülle des Epheu herab, dessen goldgelbe Blüthenballen förmlich in der Sonne funkeln, und über all' diese Farben- und Blüthenpracht hinaus nicken purpurfarbene Rosen zu uns herüber und scheinen zu sagen: Freut Euch an uns, denn hier ist Sommer und bei Euch zu Hause liegen Eis und Schnee über der Erde und kein Vogel singt, kein Schmetterling wiegt sich dort über den Blumenkelchen wie hier; es ist Alles todt im Norden — und Ihr lebt mit uns im Süden und im Frühling!

Unten in der Straße führen Weltgeistliche in ihren langen schwarzen Gewändern die verschiedenen Klassen der Bezirksschule zur Messe, ehe die Schule beginnt; das Plaudern der Kinder schallt zu uns herauf. Einzelne Capuciner aus dem nahe gelegenen Kloster, in welchem der General der Capuciner seinen Sitz hat, fangen an, sich blicken zu lassen, und bleiben an allen Ecken und Enden plaudernd stehen, die Tabacksdose Diesem und Jenem bietend. In langen Reihen treibt man

die beladenen Maulthiere vorüber, welche Kalk und Gyps und Holz nach den verschiedenen Werkstätten tragen. Hier ruft ein Fischhändler seine Fische, dort ein Landmann die Riccotta, den wohlschmeckenden weißen Ziegenquark, aus, der für den Mittelstand und die Armen hier die Stelle der Butter vertritt. In großen, offenen Körben werden die herrlichsten Gemüse, die köstlichsten Blumen, unzählige Camelien, Schneeglöckchen, Veilchen, Hyacinthen und Levkojen, noch ungebunden, vorübergetragen. Mützenverkäufer, Schuh-, Stiefel-, Bürsten- und Besenhändler, Federviehverkäufer und Töpfer, Lumpensammler und Tabuletkrämer bieten in langgezogenem Tone ihre Waaren aus. Dazwischen ziehen die päpstlichen Zuaven und Jäger zu ihren Uebungen hinaus, die Carabinieri reiten nach ihren Posten. Die Modelle in ihren malerischen Trachten, Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen und Kinder jeden Alters, lassen sich in der Straße sehen, um Beschäftigung zu finden oder in die Ateliers zu gehen, in denen man sie erwartet. Die römischen Hausfrauen machen die Fenster auf und treten vor die Hausthüren: die nachbarschaftliche Unterhaltung beginnt. Von hüben und drüben rufen sie sich aus den Fenstern zu. Hier und dort stehen sie, die Arme behaglich über den vollen Körper gekreuzt, beisammen und schwatzen und schwatzen. Ein gelegentlich hinzukommendes Kind wird geküßt, ein anderes bekommt im Vorbeigehen einen Schlag. Die schönen Modellkinder machen sich mit den Bürgerskindern, für die sie immer eine große Zärtlichkeit an den Tag legen, zu schaffen; ein Carrettiero di Vino klingelt heran. Halb auf seinem malerischen Karren liegend, von dem kleinen Wetterdache desselben beschattet, überläßt er es anscheinend seinem mit bunten Federn aufgeputzten Maulthiere oder Pferde, die Häuser der Kunden aufzufinden. Das Fuhrwerk hält still. Das Klingeln der am Zeltdache befestigten Schellen hört auf. Der schlanke Carrettiero steigt vom Gefährt herunter. Die dunkle Tuchhose, die geschnallte Gamasche von starkem Leder, die kurze Jacke und der Spitzhut sind noch dieselben, wie vor zwanzig Jahren; auch die Gestalten der Landleute sind noch prächtig, wie vordem. Nun tritt der Hausherr aus dem Portal hervor. Der Wein wird geschmeckt, das Handeln beginnt. Sie ziehen sich in das Haus zurück. Der Hund und der Bursche des Carrettiero bewachen den Wagen. Des Burschen

Jacke hängt ihm los über die Schulter, das struppige Haar ist von einer rothen Mütze bedeckt, zwei langhaarige schwarze Ziegenfelle bewickeln seine Beine, so daß das Ziegenhaar ihm bis auf die halben Waden hängt und die Beine und Füße dünn daraus hervorsehen. Man meint, die Originale der antiken Satyrn vor Augen zu haben, und an Zwanglosigkeit der Bewegung giebt der Bursche es keinem Satyr nach. Drinnen ist inzwischen der Handel geschlossen worden. Ein um das andere werden die kleinen Fässer vom Wagen heruntergeholt. Aus den Magazinen der Marmor-Arbeiter, der Vergolder und Kunsttischler, deren es viele auf dieser Seite des Monte Pincio giebt, kommen die Meister, die Padroni, heraus, mit dem Nachbar über den Handel zu sprechen und die Preise zu erfahren. Der Schuhmacher, der gegenüber in der offenen Thüre arbeitet, giebt sein Wort dazu, während der Geselle, welcher, auf dem Prallsteine des Hauses sitzend, an seinem Stiefel näht, ein Ritornell vor sich hinsingt. Der Vaccaro (der Milch- und Butterhändler), der zwei Häuser von uns, mitten in der belebten Straße, seinen Stall hat, führt die schönen, silbergrauen Kühe mit den hohen, weitgeschweiften Hörnern ein wenig vor den Stall hinaus, sein Esel steht und frißt von dem Grünfutter, das auf dem hochradigen Karren eben herangefahren ist; ein paar Schafe und Ziegen, ausgesucht schöne Thiere, die gelegentlich auch als Modelle dienen, leisten ihm dabei Gesellschaft, und ihr Blöken und Meckern klingt wunderlich frühlingslustig in den Straßen einer Stadt. Von rechts und links laufen die Diener der Kaffeehäuser mit den Theebretten, die Diener der Speisewirthschaften mit den großen Blechkasten, in denen sie das solidere Frühstück tragen, die Straße entlang. Sie machen einen kurzen Halt und sprechen mit den Mädchen, die das Wasser in dem großen Kupferkruge, in der Konka, auf dem Kopfe balanciren; aber Alles eilt sich jetzt, Alles hastet sich, denn es ist neun Uhr geworden.

Die Fremden fangen an, herauszukommen. Wohlgewaschen, musterhaft gekämmt, mit dem unvermeidlichen Geschäftsschritt gehen Engländer und Amerikaner vorüber. Die Damen folgen bald darauf, und an die übertriebene Buntscheckigkeit, an die abgeschmackten Formen und gegen einander sich empörenden Zusammenstellungen ihrer Trachten reicht keine bisherige Verirrung des Geschmacks heran. Ein Papageno in

seinem Federschmucke ist stylvoll gekleidet, wenn man sein Costume mit den jetzigen weiblichen Moden zusammenhält. Das Auge erholt sich, wenn es dazwischen die schwarze, verhüllende Tracht einer Trauernden, einer Wittwe, erblickt. Die Künstler, die mit ihren Mappen, mit ihren Malkasten, mit Feldstühlen und Malschirmen in die Campagna hinauswandern oder in ihre Ateliers gehen, bleiben lachend stehen und sehen den pilgernden Thörinnen und ihrer selbstgefälligen Unschönheit nach, bis das langfaltige Gewand und der flatternde Schleier einer vorüberkommenden Reiterin ihren Augen zum Troste werden. Jetzt fahren die Wagen, schöne viersitzige Landauer, und kleine, offene Einspänner vor die Häuser — die Frühstückszeit ist vorüber, die Heimischen arbeiten, die Fremden greifen zu ihren Handbüchern, die Sonne lockt gar zu freundlich — man muß hinaus! hinaus!

Langsam schlendern auch wir die Via Sistina entlang. Gleich an der Ecke senkt sich zur Rechten der Berg hernieder und öffnet einen Blick in die untere Stadt, links steigt er empor, und an der vermauerten Porta Pinciana sehen über die Mauern die Wipfel der Bäume aus Villa Ludovisi und Villa Malta hinüber. Der Greis, der, im leichten Frühlingsanzuge, gebückt, doch festen Schrittes, ohne alle Begleitung von Villa Malta herunterkommt und stehen bleibt, um jedes hübsche Gesicht in Ruhe zu betrachten, sieht ganz vergnügt aus und lächelt vor sich hin. Es ist ein König! Der Baiern König Ludwig. Er macht seinen täglichen Morgenspaziergang nach dem Monte Pincio, auf dem es freilich schöner ist, als in dem öden München, so viel dieser greise König seiner Zeit für München auch gethan hat.

An die Via Sistina schließt sich die Via Felice an. Am Ende der Via Felice, wo der Monte Pincio und der Monte Quirinale sich begegnen, thut sich die schöne Piazza Barberini auf. Lustig spritzt der Bernini'sche Triton der funkelnden Sonne seinen Wasserstrahl entgegen; wir blicken im Vorübergehen auf ihn hin und steigen, vorwärts gehend, immer weiter hinan. Bei den Quatro Fontane, bei den vier Fontainen, die aus den vier Eckhäusern der sich kreuzenden Straßen in sprudelndem Geplätscher hervorquellen, machen wir einen kleinen Halt. Sollen wir uns zur Rechten wenden, wo sich am Ende der langen Quirinalstraße die schöne Weitung öffnet und heller Sonnenschein uns winkt? Sollen

wir uns zur Linken kehren, wo über den Gartenmauern die Orangenbäume der Barberini'schen Gärten und vor Porta Pia die Pinien sichtbar werden? Oder sollen wir hinabsteigen bis zum Fuße des Viminal, wo sich vor der ersten Kirche, welche in der Christenheit dem Cultus der Maria gewidmet wurde, wo sich vor der prächtigen Basilika von Santa Maria Maggiore der hohe Obelisk erhebt? — Nein! Heute soll es durch die Via di Porta Pia gehen. Die Straße ist sehr still. Links ziehen sich die Mauern des Barberini'schen Gartens hin, rechts liegt das Barberini'sche Nonnenkloster, und Kirche grenzt hier an Kirche an. Mit einem Male stehen wir auf einem großen Platze. Eine prächtige Façade von schöner Architektur, mit Statuen und Bildwerk reich geschmückt, liegt zu unserer Linken. Moses, eine kolossale Statue, hebt den Stab in die Höhe; er hat das Wasser aus dem Steine hervorgezaubert, zu seinen Füßen rauscht es in breiten Strömen in das große Becken herab, zur Linken und zur Rechten fließt es in kleinere Behälter nieder. Die Reliefs zeigen in hoch erhabener Arbeit die Juden, die, in der Wüste halb verschmachtet, sich zu laben eilen. Aegyptische Sphinxe liegen in ewiger Ruhe an dem Gitter, das die Fontaine umgiebt. Es ist die Aqua Felice, die weit aus dem Gebirge ihr Wasser bezieht. Frauen schöpfen daraus. An einem steinernen Wasserbecken daneben tränken Landleute, welche die Stadt verlassen, ihre Thiere.

Zwei Kirchen sind dicht daneben. In der einen, in Santa Maria della Vittoria, befindet sich Bernini's heilige Therese, auf die der Todesengel seinen Pfeil abdrückt. Es ist eine steinerne Jo, nur daß der Ausdruck des Vergehens süßlicher und sinnlicher ist, als bei der Jo des Correggio, und daß der Todesengel Allem eher als einem solchen gleicht — und doch ist es mit allen seinen Fehlern noch ein Meisterwerk. Die andere Kirche, San Bernardo, ein antiker Rundbau, hat einst zu den Thermen des Diokletian gehört, denn nur eine kleine Strecke haben wir noch zu gehen, und wir befinden uns auf einer der großen Trümmerstätten des alten Roms.

Welch' ungeheure Mauern! Welch' ein Gefüge! Welche Bogen — und welch' eine Zerstörung! Für die Ewigkeit scheint es gebaut worden zu sein, und es liegt in Trümmern, aber die Trümmer zeugen noch

von einem riesigen Wollen und Können. In stummem Staunen geht und steigt man auf den Wellungen umher, welche sich durch das eingestürzte und mit Erde allmählich überdeckte Mauerwerk gebildet haben. Was umschloß diese Wölbung? Was trug dieser Pfeiler, der dasteht wie ein Felsblock? Was liegt begraben unter diesen Hügeln? Das fragt man sich immer und immer wieder, und sieht dazwischen mit einer Art von ungläubiger Verwunderung, wie die jetzige Zeit sich in diesen Mauern eingenistet hat, wo und wie es sich eben schickte.

Vorn an der einen Seite zieht sich die weiße, nichtssagende Façade eines Hauses hin. Junge Geistliche gehen durch dessen Thüre aus und ein, ein paar ältere Männer in geistlicher Tracht sehen zu den halbvergitterten Fenstern hinaus. Es wird ein Seminar oder so etwas in dem Hause sein. An der anderen Seite der Thermen liest man über den hölzernen Thüren, die sich in gleichmäßigen Zwischenräumen wiederholen, die Ueberschriften I. Bat. — II. Bat. — Magazin de fourrages u. s. w., und darüber sind die kleinen Tafeln einer italienischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft angebracht. Welche Gegensätze! Gallische, französische Besatzungstruppen hatten hier in den Thermen des Diokletian ihre Quartiere oder Magazine und versicherten ihre Vorräthe in den Banken des Königreiches Italien, das sie mit begründen halfen und gegen das sie den Papst in Schutz zu nehmen gekommen waren!

Dicht neben dem Seminare wird in den ungeheuren Mauern ein neues Bauwerk sichtbar. Eine weiße, unscheinbare Wand, eine grüne Thüre, ein paar breit aufsteigende Steinschwellen, ein Kreuz auf dem Giebel, bettelnde alte Frauen vor der Thüre auf den Schwellen im Sonnenscheine kauernd — es ist eine kleine Kapelle, vermuthet der Fremde, die man in dem alten Bau errichtet hat. Wir treten heran, schreiten an den Bettlerinnen vorüber, öffnen die kleine hölzerne Thür, heben den schweren Ledervorhang zurück — und erleben ein Wunder, wie das von der Höhle Sesam, das als Kinder unsere Phantasie bestrickte: denn wie mit einem Zauberschlage finden wir uns in die schöne Rotonde versetzt, welche die Vorhalle der prachtvollen Kirche Santa Maria degli Angeli bildet.

Michel Angelo hat sie in die Thermen des Diokletian hineingebaut!

Die acht kolossalen Monolithe von rothem ägyptischen Granit, die sich im Transept der Kirche befinden, stehen dort noch seit den Zeiten Diokletians. Die Kirche soll das Warmbad oder die Pinakothek der Thermen gewesen sein. Die großartige schöne Wölbung des Schiffes, zu der das Auge frei wie zu einem natürlichen Zenith emporsieht, prangt im Schmucke reicher Vergoldung. Die schönsten Marmorarten bilden die Mosaik des Bodens, herrliche Gemälde von Guido Reni, von Domenichino, von Subleyras und Anderen, edle Statuen, unter denen ein heiliger Bruno von Houdon die schönste ist, zieren die Wände und die Nischen. In der Rotonde befinden sich die Gräber und Denkmäler von Carlo Maratta und Salvator Rosa. Ein Karthäuserkloster stößt an die Kirche an. Michel Angelo hat auch dieses gebaut und die Gruppe von riesigen Cypressen eigenhändig gepflanzt, welche im Klosterhofe, den hundert Travertinsäulen dorischer Ordnung einfassen, die Fontaine umgeben. Die Orsini's haben dieses Kloster gegründet; es soll eines der schönsten in Rom sein — Frauen ist der Eintritt versagt, es steht unter Clausur. Der Mönch, der uns herumführte, sah gut in seiner weißen Kutte und Kapuze aus. Er hatte ein freundliches Gesicht, war im deutschen Elsaß zu Hause, sprach das Deutsche gut und hatte seit dreißig Jahren sein Kloster nicht verlassen.

Es ist hell und licht in der Kirche, sie ist wie ein Festsaal geschmückt, Niemand betet darin, nur einzelne Fremde kommen und staunen sie an. Draußen auf dem Platze brütet die Sonne. Ein Kanonenschlag ertönt, gerade als wir aus der Kirche wieder ins Freie treten. Er kommt von der Engelsburg, von dem Grabmonumente des Kaisers Hadrian. Es ist Mittag geworden, der Kanonenschlag zeigt die zwölfte Stunde an.

In demselben Augenblicke erschallt ein Klingeln ganz in unserer Nähe. Den Thermen des Diokletian gegenüber ist die provisorische Station der Eisenbahn. Der Telegraph giebt das Zeichen der Ankunft des Zuges. Wir haben Niemanden zu erwarten und gehen an der Station vorüber nach der Porta Macao hinaus. Sie liegt noch innerhalb der alten Stadtmauern und schloß früher die große, den Jesuiten gehörende Vigne Macao ab. Schöne Pinien stehen an ihren Seiten. Rechts zieht sich ein Anger hin. So übersäet ist er von Maaslieb, das man meinen

sollte, es sei Schnee darauf gefallen. Marmorarbeiter sägen große Blöcke entzwei, die wohl auch noch aus den Thermen stammen. Rechts beengen die Mauern der Vigne den Blick, aber um so überraschender hebt er sich empor, denn jenseit der Porta Macao thut sich plötzlich die wellige Ebene der Campagna auf, und am Horizonte leuchten in schimmernder Bläue die schön geschwungenen Linien des Sabiner- und Albanergebirges aus der Ferne lachend zu uns herüber.

Das weite, von Mauern umschlossene Viereck, auf dem wir stehen, ist das alte Prätorianer-Lager, die Stätte, auf welcher von der rohen Gewalt durch Jahrhunderte das Schicksal der Welt bestimmt wurde, die Kaiserfabrik des untergehenden römischen Reiches. Sie sind noch deutlich sichtbar, die Zellen, in denen die Prätorianer ihr Quartier gehabt haben. Der rothe pompejanische Stuck, der sich hier und da noch in den Zellen findet, die Spuren einer sorgfältigen Bemalung stechen furchtbar ab gegen den Verfall und Schmutz, die jetzt in ihnen herrschen. Soldaten, päpstliche Zuaven und Jäger, exerzieren auf dem Platze. Der Unteroffizier, der die Jäger-Rekruten einübt, spricht Deutsch mit ihnen; die Namenliste, die er verliest, nennt lauter deutsche Namen. Die Zuaven sprechen Vlaemisch und Französisch, die Reiter, welche ihre Pferde tränken, sind Italiener. Vor der neuen Baracke oder Kaserne, die auf dem Platze erbaut ist, gehen Offiziere auf und ab; sie lachen, rauchen, schwatzen. Es sind lauter schöne Leute, und sie und die Truppen sammt und sonders sind ungewöhnlich gut gekleidet. Mitten auf dem Platze stehen Weltgeistliche in ihrer schwarzen Tracht und Franziskaner in ihren braunen Kutten. Sie scheinen großen Antheil an dem Exercitium zu nehmen und Freude an der Stattlichkeit der Truppen zu haben. Sie wissen wohl, warum!

Die Trommeln wirbeln, die Signalhörner erklingen! — Wie fremd die Reste der Säulenschäfte, die Stücke von Statuetten, die Thonkrüge und Inschriften, die man hier gefunden und in die Mauern einer kleinen Schenke oder eines Wirthshäuschens eingefügt hat, sich neben diesen Klängen machen, und wie gegen diese kriegerische Musik der sanfte Zauber des Gebirges absticht!

Da liegt er, auf der rechten Seite des Albanergebirges, der schöne Monte Cavo, da erhebt sich Rocca di Papa. Das dort ist Präneste —

Rocca Priora. Da breitet sich auf halber Höhe Frascati aus. Man kann sie schimmern sehen, seine Villen und Häuser.

Wie sie sich sanft hinzieht, die Bucht, welche die beiden Züge des Gebirges trennt! Der Weg nach Neapel geht durch sie hindurch. Drüben im Sabinergebirge erglänzt Tivoli im hellen Schimmer des durchleuchteten bläulichen Duftes, der wie ein sanfter Vermittler die Nähe und Ferne verbindet. Man kann das Auge gar nicht davon wenden, so mild, so erfreulich, so zauberhaft ist der Anblick. Man möchte drüben in den Bergen sein und möchte doch die sanfte Sehnsucht nicht entbehren, die man empfindet, wenn man sie von fern betrachtet. Man steht und steht! Aber drüben an der Kaserne rückt an der Uhr der Zeiger vorwärts — wir müssen fort.

In der Nähe der Eisenbahn kommt eines der kleinen, offenen, einspännigen Fuhrwerke uns entgegen, die in Rom auf allen Wegen und Stegen zu finden sind. Schon von Weitem erkennt der Kutscher uns als Fremde. Winkend hebt er die Peitsche in die Höhe, uns ein Zeichen zu geben, schnell fährt er an uns heran. Dicht vor uns hält er still. Vuole? — Wollen Sie? fragt er, indem er, mit den Augen lächelnd, einzusteigen nöthigt. Er kommt uns eben recht. A l'ora! Auf die Stunde! sagen wir, und „nach dem Quirinale!“ fügen wir hinzu.

Eine kurze Zeit nur, und sie erheben sich wieder vor unseren Augen, die gigantischen Dioskuren in alter, unveränderter Majestät. Er steigt noch immer empor, der volle Wasserstrahl, der vor dem Obelisken in die granitene Schale fällt. Mit freudiger Bewegung blicken wir uns auf dem alten, wohlbekannten Platze um. Er liegt noch eben so ruhig schweigend da, der alte Quirinal-Palast, wie sonst. Noch immer halten die Schweizer davor Wache in ihrer mittelalterlichen Tracht, die Michel Angelo für sie entworfen. Noch immer! — Aber wie lange noch?

Unten im fernen Westen lagert breit und mächtig, geheimnißvoll wie eine Sphinx, der Vatican — dort ragt sie empor, die Riesenkuppel des St. Peter, bei deren bloßem Anblick Millionen von Menschen seit Jahrhunderten das Herz geschlagen hat, bei deren Erinnerung das Herz der Menschen aufwallen wird, so lange man auch nur noch die Stelle bezeichnen kann, auf der diese stolzeste der Kuppeln sich erhob. Indeß wir dürfen heute nicht verweilen.

Avanti! Vorwärts! rufen wir dem Kutscher zu und zeigen ihm, wohin wir wollen. Niederwärts rollt der Wagen. Am Palazzo Rospigliosi vorüber — die schöne Aurora des Guido Reni befindet sich in seiner Villa, — am Garten des Palastes Colonna vorbei, dessen immergrüne Eichen die kolossalen Trümmer des Sonnentempels überschatten, an Mauern entlang, über welchen stolze Pinien sich erheben und zwischen denen finster die Reste des alten Grafenthurmes der Colonna dräuen, dann um die Ecke schnell herum, und — — auf dem Forum des Trajan ragt aus der Tiefe die Säule des Trajan empor.

Nur wenig Augenblicke noch, nur eine kleine Strecke Weges noch! — Da! rufen wir aus, da sind wir wieder! — Das ist der Bogen des Septimius Severus! Da geht's hinauf nach dem Franziskanerkloster von Ara Coeli, in dem der General der Franziskaner residirt! Das ist das Kapitol! Da führt's hinauf zum Kapitol! Da steht die Phokassäule! Da die Säulen des Saturnustempels, schön und noch in ihrer Zerstörung herrlich und bewundernswerth! Das alte Polygonenpflaster der heiligen Straße glänzt im Sonnenscheine. Wir fahren an der Akademie von S. Luca vorüber, wir lassen die Basilika des Konstantin (man hieß diese Mauern sonst des Friedenstempels Trümmer), wir lassen die Basilika zu unserer Linken, zur Rechten die Ruinen der Kaiserpaläste liegen, der schöne Titusbogen wölbt sich wieder über unserem Haupte, während unser Wagen unter ihm dahinrollt, und im Vorüberfliegen sehen wir sie wieder, den siebenarmigen Leuchter und die Bundeslade und den Tisch der Schaubrode, welche die unterjochten und gefangenen Juden vor dem triumphirenden Titus einhertragen. Weiter vorwärts erblicken wir den Bogen des Konstantin — die gefangenen Barbarenkönige schauen von demselben in ihrer ewigen Trauer zu uns nieder, aber wir gewahren es kaum, denn wie eine Felsenmauer schließt das Kolosseum, das Auge bannend, unseren Horizont!

Wir steigen aus. Schweigend, in Erinnerung versunken, stehen wir in diesem Riesenbau. Einundzwanzig Jahre sind vergangen, seit wir ihn zuletzt gesehen. Fast ein Menschenleben lang! Uns erscheint es wie eine Ewigkeit, denn wir haben viel erlitten, viel genossen, viel gestrebt und viel erlebt in dieser Zeit, und doch ist's, als wären wir erst gestern hier gewesen. Wir lächeln über unser Leben, unser Wollen und über

uns selber; unter Thränen, die sich nicht verbergen, lächeln wir, wenn wir neben und in dem Bau, der uns umgiebt, unser kurzes Seyn ermessen und bedenken.

Hier ist Alles noch wie einst! Alles! — Nicht ein Stein ist von seinem Platze gewichen. Sie liegen noch auf derselben Stelle, die Säulentrümmer, die Friese, die Platten und Quadern mit ihren Inschriften. Wir sitzen lange, lange, wo wir einst gesessen haben. Wir kennen jede Gallerie und jeden Pfeiler. Der Epheu und der gelbe Ginster nicken noch gerade so wie vor einundzwanzig Jahren von den Mauern nieder, der Goldlack und die Federnelke blühen noch wie einst, und auch unsere Herzen schlagen noch wie einst. Nur das Haar ist weiß geworden. Wir sehen uns fast verwundert darob an, und drücken einander die Hände und gehen still hinaus.

Der Kutscher weiß, wohin wir schließlich wollen. Es kommt ihm auf eine Strecke Weges nicht an, wenn er seinem Pferde die Berge sparen kann. Durch ein Gewirr von Straßen fährt er uns um das Kapitol herum. Nun sehen wir sie wieder, die beiden schönen, majestätischen Treppen, die zum Kapitole und zur Kirche von Ara Coeli führen. Segnend streckt sie noch immer auf dem Platze vor dem Kapitole die Hand aus, die schöne Reiterstatue Trajans, aber der Segen des heidnischen Kaisers scheint seine Gewalt verloren zu haben wo die christlichen Priester herrschen, denn das Volk, das bettelnd und in Lumpen auf der Marmortreppe und zu den Füßen des Kaiserdenkmals steht und liegt, begehrt der Spiele nicht, wie seine Ahnen, es begehrt nur Brod!

Nun sind wir an dem venetianischen Palaste. Papst Paul III. hat dieses Mittelding von Palast und Festung einst zu seiner Residenz erbaut und zugleich sich einen zweiten Palast auf dem Kapitol als Sommersitz gegründet, der mit dem venetianischen Palaste durch lange Gänge geheimnißvoll verbunden ist und dessen Thurm den ganzen Corso überschaut. Das stolze Venedig erwarb für seine Gesandten einst diesen ganzen mächtigen Bau — jetzt haust die österreichische Gesandtschaft in demselben — es ist das Einzige, was dem Hause Habsburg von dem verlorenen Besitze Venedigs übrig blieb.

Dem venetianischen Palaste gegenüber liegt an der einen Seite der Palast Torlonia, der Palast Bonaparte bildet die Ecke vor dem Corso.

Nun kommt Palazzo Sciarra, Palazzo Chigi, Palazzo Doria, Palazzo Pamphili und wie sie alle heißen. Ueberall blickt man in die weiten Höfe tief hinein. Statuen werden in ihnen sichtbar, üppiges Grün umrankt die reichlich fließenden Fontainen, Thürsteher halten in den Portalen Wacht und weisen die Fremden zurecht, welche aus allen Himmelsgegenden herbeikommen, die Kunstschätze zu sehen, die hier seit Jahrhunderten gesammelt worden sind.

In der schmalen Straße, die der Corso heißt, ist lautes Leben. Die Sonne neigt sich dem Westen zu, die Abendspazierfahrt fängt schon an. Wir folgen dem Zuge, er führt uns nach der schönen Piazza del Popolo, nach dem Thore, durch das der nordische Wanderer sonst nach Rom zu kommen pflegte. Mitten auf dem Platze erhebt sich der alte Obelisk auf schönem Unterbau. Die vier steinernen Löwen zu seinen Füßen speien plätschernde Wasserstrahlen in das weite Becken. Am Thore liegt die Kirche Santa Maria del Popolo, in welcher der wittenbergische Augustinermönch, Dr. Martin Luther, einst gepredigt hat, als er Rom besuchte. An der rechten Seite des großen Platzes hebt sich der prächtige Fahrweg in vier Terrassen zu der Promenade des Monte Pincio hinan. Auf Marmortreppen, von köstlichen Garten-Anlagen beinahe versteckt, von Cypressen und Pinien überragt, an denen sich blühende Rosen und duftige Syringen bis in die Wipfel emporranken, steigen wir zu dem Spazierplatze — zu der Passeggiata, so wird sie ausschließlich genannt — in die Höhe.

Wir gehen die Westseite entlang. Unten in der Tiefe liegen die Wiesengründe, die Waldungen der Villa Borghese. Die einzelnen Wirthschaftsgebäude, die Casini, die Pavillons, die Marmorbogen, die Statuen sehen zwischen den zum Theile unbelaubten Bäumen hier und da hervor. Die Wiesen prangen schon im frischen Grün — Kinder und junge Leute tummeln sich dort mit Spielen aller Art, — in den auf- und absteigenden Wegen rollen Wagen auf und nieder, Reiter und Reiterinnen fliegen rasch vorbei. Aber wir beachten es nicht sonderlich, denn über den Baumeswipfeln der Villa sehen die blauen Gipfel des Gebirges wieder sanft hervor und fesseln unseren Blick. So gehen wir fort und fort, in den Geländen des Blumengartens entlang, der den Mittelpunkt der Promenade bildet, und „Marmorbilder stehn und sehn uns an!" —

Es sind die auf Hermen aufgestellten überlebensgroßen Büsten der großen Männer, welche Italien hervorgebracht. Blühende Lorbeerbäume wölben sich über ihren Häuptern. Mazzini hat als Diktator der Republik diese Aufstellung verordnet, und wenigstens diese Verordnung hat das Papstthum ausgeführt, nachdem es die Republik unterdrückt hatte. Scipio, Tacitus, Virgil, Ariost, Michel Angelo, Veronese, Galilei und Macchiavel, Andrea Doria und wie viel Andere noch! Welch eine Reihe von Vorstellungen und Gedanken werden in uns rege! Alle haben sie ihre Büste — nur Einem ist mitten in dem Garten im tiefen Baumesschatten eine Statue errichtet — dem Jünglinge Rafael! Zu seinen Füßen ist ein Marmorsitz, wir lassen uns ausruhend darauf nieder. Eine Fülle der köstlichsten Blumen, die ganze Kraft der südlichen Vegetation umgiebt uns in dem lieblichen Versteck. Zwischen den hellen scheibenförmigen Blättern der Cactusfeige quellen die glänzenden Blätter der Ricinusstaude mit ihrer dicken, rothen Blüthendolde hervor. Die Fächerpalme drängt ihre Fächer hindurch, die Aloe bricht sich zwischen dem Akanthus Bahn. Hier glänzen die Zweige der Mahonia und ihre gelben Blüthen duften, da zieht sich Immergrün um die Tuffstein-Einfassung der Beete und winkt uns mit den großen blauen Blüthen, wie mit deutschen blauen Augen, heimathlich vertraute Grüße. Unter dem Pfefferbaume blüht die feuerrothe Salvia splendente, von dem Stamme der Pinie hangen die weißen Rosen nieder. Der Judasbaum steht da, ganz blätterlos, wie mit rothem Schnee voll überschüttet, die Cypresse giebt mit ihrem ernsten, dunklen Grün den Hintergrund für den Rhododendronbaum und für die Glycinia, deren lila Blüthen die Luft mit süßem Wohlgeruche erfüllen; und weithin Alles überragend, heben sich die prachtvollen Palmen mit ihren stolzen Flügelblättern zu dem Himmel empor, während hier und da die Wasserstrahlen der Fontainen in dem Sonnenscheine glänzen, hier und da die flüchtige Eidechse hervorguckt und uns mit ihren klugen, schnellen Augen anblitzt.

Alles blüht! Alles leuchtet! Es ist, als ob die Erde sich im Blühen nicht genug thun könnte, so gewaltig drängt die Pracht der Farben und der Formen sich ans Licht! Und dieses Licht! Man weiß nicht, wie man es je wieder im grauen Norden wird entbehren lernen, und man vergißt des Nordens, denn der Augenblick ist gar zu schön!

Nun klingt Musik zu uns herüber. Wir folgen ihrem Ton. Es sind die päpstlichen Truppen, die einen Tag um den anderen sich hier eine Stunde hören lassen. Wie seltsam sie sich ausnehmen! Sie haben noch die großen antiken Blase-Instrumente, die wir auf den alten Monumenten sehen, aber ihr Ton ist mild und weich, recht wie gemacht für diese Luft. Unter der größten Palme der Passeggiata sind sie im Kreise aufgestellt. Fremde von allen Nationen, Weltgeistliche und Mönche von allen Orden, päpstliche Soldaten von den verschiedenen Regimentern, Römer und Römerinnen von allen Ständen stehen zuhörend auf diesem Platze oder sitzen auf den zur Miethe feilgebotenen elastischen Stühlen.

In den Seitengängen führen die Jesuiten ihre Schüler spazieren, je nach den Nationen in verschiedene Trachten gekleidet. Dort die jungen Männer in den langen, feuerrothen Gewändern sind die Deutschen. Andere tragen Violet mit himmelblauem Aufschlag. Alles hat hier Farbe, Alles ist uns ungewohnt.

Die Carmelitermönche drüben haben feine Köpfe. Die weißen Capuzenmäntel über den braunen, härenen Gewändern leuchten im Sonnenscheine. Sie sehen vornehm aus neben den schmutzigen Capuzinern. Wie sonderbar die jungen, schönen Franciskanermönche der dicke Haarkranz kleidet, den sie nach ihres Ordens Regel rund um den sonst kahl geschorenen Kopf zu tragen haben! Wie fremd in dieser Welt erscheinen die weiß gekleideten Mönche vom Libanon mit den großen, weißen, breitkrämpigen Hüten, und jene in eng anliegende Kappen eingehüllten schwarzen Ordensbrüder! Ein ganzer Zug von Passionisten geht vorbei. Die in phantastischem Luxus aufgeputzten jungen Engländerinnen und Amerikanerinnen staunen verwundert die ihnen fremdartigen Erscheinungen an, und sind doch selbst befremdlich genug anzusehen mit dem Thurm von falschem Haar am Hinterkopfe, mit dem kleinen Deckel von Blumen und von buntem Allerlei auf ihrem Schädel, mit den japanischen Jacken, an denen Tausende von schwarzen Perlen glänzen, als wären Botokudenweiber ihre Ideale, und mit dem Läppchen von schwarzem Tüll, mit dem sie ihr Gesicht bebinden! Und sie haben die Madonnen Rafael's und die schönen Bilder Titian's, die Statuen der kaiserlichen Frauen Roms in ihren edlen Trachten alltäglich hier vor ihren Augen!

Die schöne Welt, die Gesellschaft der Reichen und der Vornehmen, Männer sowie Frauen, deren Equipagen dort vorn auf dem freien Platze halten, und die so freundlich und eifrig, nur mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, mit einander plaudern, als wäre Alles nur um ihretwillen da, denkt freilich nicht an den Wechsel der Zeiten und der Dinge, und auch der alte Dom von St. Peter, der unten in der Tiefe am Fuße des Vatikans liegt, will's immer noch nicht merken, wie die Welt sich wandelt, und daß in ihr nichts ewig ist, als eben dieser Wandel.

Einsam liegt sie vor uns, die Basilika des heiligen Petrus; wie ein Naturprodukt, so riesengroß, so eins in sich, so organisch fest gefügt steht ihre Kuppel da. Die Bewunderung steigert sich, je länger man sie betrachtet; man kann das Auge nicht von ihr losreißen. Es ist, als zögen die Sehnsucht und die Andacht all der Millionen Menschen, deren Seelen seit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten auf diese Stelle gerichtet gewesen sind, uns magisch in ihren Bann. Die Sonne, die sich niedersenkt, umgiebt die Kuppel mit einem goldenen Heiligenscheine, die weißen und die rosigen Wölkchen umwehen sie wie Engelsflügel, und man steht und steht, und weiß, daß die Sonne sinkt, und kann es doch nicht glauben, daß die Nacht nun kommen und alle diese Schönheit uns verhüllen und in sich begraben wird.

Erst wenn das Auge, vom Sonnenglanze geblendet, das Anschauen nicht mehr erträgt, gleitet es weiter und weiter, in den beginnenden Schatten Ruhe zu suchen. Da begegnet es dem Mausoleum Hadrian's am Tiberufer, jetzt der Festung Roms, der Zwingburg Roms, über deren Zinnen der Erzengel Michael drohend sein flammendes Schwert schwingt. Hinten am Horizonte sieht man noch die Façade der Aqua Paola, das Kloster von San Pietro in Montorio und die Villa Savorelli, in welcher Garibaldi in den Tagen des Unterganges der Republik sein Quartier genommen hatte.

Die Säulen des Antonin und des Trajan, das Dach des Pantheons, das Kapitol, das Quirinal, der große mittelalterliche Thurm, an dem einst die schönste Pinie des Landes stand, bis der Sturm sie niederbrach und die große, weite Stadt, und über sie hinaus das weite Land, das schwimmt alles in Licht, das glänzt alles in Farben, die dunkler werden, je mehr der Tag sich neigt. Wir müssen endlich fort, und die Passeg-

giata verlassend, an dem Springbrunnen und den immergrünen Eichen der Villa Medici vorüber, treten wir den Rückweg an.

Und wieder klingt Musik, sanfte, stille, feierliche Musik an unser Ohr. Wir stehen still an dem Obelisken, der auf dem Platze von Santa Trinita dei Monti, dicht an der spanischen Treppe, aufgerichtet ist. Hinter uns liegen das Kloster und die Kirche von Trinita dei Monti. Französische Nonnen haben es inne. Es gehen viel Leute die große Freitreppe hinan, die zu der Kirche führt, die Modelle aus unserer Straße — und fast alle Modelle wohnen hier herum — sonnen sich auf den Treppenstufen im letzten Abendscheine. In der Kirche dämmert es schon. Bis nahe an die Thüre ist Alles voll von knieenden Männern und Frauen jeden Alters, jeden Geschlechtes. Die Nonnen halten den Abend-Gottesdienst, und in milder klagender Feier schweben die Stimmen der frommen Jungfrauen wie der Ausdruck der Andacht und Erhebung über den Häuptern der schweigenden Beter.

Als der Gesang verstummt, verlassen wir die Kirche. Noch einmal liegt Rom in seiner ganzen Herrlichkeit zu unseren Füßen, und in die Via Sistina eintretend, zwischen den beiden Häusern, in deren einem Nikolaus Poussin achtundvierzig Jahre gelebt, in deren anderem der nun auch von hinnen geschiedene Peter v. Cornelius seine schönsten Jugendarbeiten gemalt hat, gehen wir unserer Wohnung zu — die Berghöhe des Quirinals und die schöne Säule von Santa Maria Maggiore zum letzten Gruß vor Augen.

Alle Glocken läuten — es ist Abend. In den Kirchen und Klöstern wird das Ave Maria gebetet, und eingefriedet in unser gegenwärtiges Heim, empfinden wir mit einer Art von schwindelndem Entzücken, daß wir nach einundzwanzig Jahren voll Arbeit und voll Streben an dem lang ersehnten Ziele, daß wir endlich wieder in der Stadt der Städte sind, und einander die Hände gebend, rufen wir: Ave, ave Roma!

Rom, 14. Januar 1867.

— Bei Euch in Lille hat sich also doch endlich der Winter mit Schnee und Eis und 7 bis 8 Grad Reaumur Kälte eingestellt, während wir hier noch gestern und heute um 10 Uhr Morgens 13 Grad Wärme im Schatten haben, und Abends das Thermometer selten unter 8, 7 und 6 Grad Wärme sank, und alle Blumen im Freien blühn. Das trägt denn dazu bei meine Genesung, wenn auch langsam, zu befördern.

Heut bin ich zum Erstenmale wieder seit zwei Monaten im alten Rom gewesen, um Liszt zu besuchen, der in Santa Francesca Romana*) eine sehr schöne Wohnung hat, mit einer Aussicht, wie es kaum eine zweite in der Welt giebt: rechts das Forum und seine Monumente, links das Kolosseum und geradeaus vor sich den marmornen Triumphbogen des Titus und den Palatin mit den Ruinen der Kaiserpaläste. Wir fanden ihn — denn Fanny durfte, da die Klausur des Klosters für einige Zeit aufgehoben ist, mit hineinkommen, — in Gesellschaft eines jungen Geistlichen, Professors der Philosophie und Mathematik, mit dem er allerhand gelehrte Studien treibt, und wurden herzlich und liebevoll wie immer aufgenommen. Da die Wintersaison jetzt in voller Blüthe steht, ist er jeden Tag Mittags und Abends in Gesellschaft und deshalb selten für uns zu haben. —

Von dort gingen wir zu den gegenüberliegenden Farnesischen Gärten auf dem Palatin**), welche Louis Napoleon dem Exkönige von Neapel vor sechs Jahren für sechzig- bis siebzigtausend Thaler abgekauft und einem geschickten und für seine Aufgabe begeisterten Italiener, dem Cavaliere Rosa, übergeben hat, um daselbst geordnete Nachgrabungen zu machen, und in dem riesenhaften Gewirre anderthalbtausendjähriger Trümmer eine Art von Ordnung herzustellen. Die Stätten und Mauerreste der Paläste des Augustus, Tiberius, Caligula und ebenso die Ruinen der Palastbauten der Kaiser des Flavischen Hauses, in denen auch die späteren Kaiser residirten, ferner

---

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 262, wo der Name zu corrigiren ist.
**) S. Ein Jahr in Italien II. S. 280—282.

die muthmaßlichen Ueberreste der Bibliothek, des Jupitertempels, der Bäder u. s. w., die sich dort befanden, sind bloß gelegt und mit eisernen Inschrifttafeln an hohen Eisenstangen bezeichnet. Mir war eigentlich die alte grüne Wüstniß lieber, weil sie poetischer zur Phantasie sprach als diese moderne Ordnung. Man hatte auf zahlreiche und werthvolle Kunstfunde gehofft, aber diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, obschon manches Hübsche gefunden ist. Diese Stätte ist seit Alarich's Zeit allzu oft und allzu gründlich ausgeraubt worden, und ich glaube nicht, daß man hier noch eine nennenswerthe Nachlese halten wird. Aber welch ein Blick von hier oben herab auf Rom, das alte und neue! Der Tag war mild, wie bei uns ein schöner Apriltag; sanftes leicht umflortes Licht lag über allen Fernen, über Aventin und Janikulus, zwischen denen hindurch der Tiberstrom stellenweise hervorblitzte. Westlich das Kapitol und St. Peters Dom, und wenn man sich nach Osten umwandte, das ganze alte Rom, Forum, Konstantinsbasilika, Kolosseum zu unseren Füßen! Es waren die ersten glücklichen Stunden seit langen Wochen, und mir ward zum Erstenmale wieder vollbewußt, daß ich in Rom sei, da ich auf der Stätte hin- und herwandelte, welche die Tibere und Sejan, Germanikus und die Agrippinen und alle die kaiserlichen Männer und Frauen des Juliergeschlechtes einst bewohnt, mit denen ich mich sieben Jahre lang beschäftigt, die Stätte, wo diese Herrscher und Herrscherinnen der Welt gelebt und Menschliches und Unmenschliches gethan und gelitten haben, bis sie hineingetragen wurden in das stolze Augustusmausoleum da drüben, in welchem jetzt Gaukler ihre Künste treiben, während die Asche der kaiserlichen Insassen längst in alle Winde zerstreut ist. —

Da es gerade Donnerstag und also das Kapitolmuseum offen war, trieb es uns dorthin, die Reihenfolge der Portraitbilder der Kaiser und Kaiserfrauen des Julischen Hauses anzusehen. Da ist Tiberius mit seinem Bruder Drusus und mit seinem dem Vater sprechend ähnlichen Sohne Drusus, dessen finsterer Ausdruck sehr gut zu Tacitus' Schilderung paßt; da ist Tacitus' Lieblingsheld Germanikus, bartlos, kurzstirnig, mit starken Runzeln in dem jugendlichen Antlitz, das etwas Unfreies und Beschränktes im Ausdruck hat; da ist Caligula's Basaltbüste, unheimlich schön, geistreicher Ausdruck des Gesichts, das daneben den durchgehenden Familientypus der Julier zeigt; Claudius und Messalina, Poppäa Sabina und

ihre Verehrer Nero und Otho. Messalina's von kleinen eng anliegenden Locken eingerahmtes Antlitz zeigt flach kokette Züge, Poppäa dagegen in sehr einfacher Toilette ein feines geistreiches scharfgeschnittenes Gesicht. Von Nero sind zwei Büsten vorhanden, deren eine ihn bartlos, die andere mit Vollbart zeigt; auch von seinem wüsten Vater Domitius Ahenobarbus ist ein Portrait vorhanden. Am meisten interessirten mich jedoch zwei Darstellungen der beiden Agrippinen; die jüngere sitzend mit ihrem Sohne, dem kleinen Nero an ihrem linken Knie; ihre Mutter, die ältere Agrippina, die Tochter Agrippa's und der Julia, Gattin des Germanikus und Mutter Caligula's, ein Werk von trefflicher Composition und Ausführung. Sie sitzt, den rechten Fuß über den linken geschlagen, in vornehm lässiger bequemer Haltung auf einem niedrigen Sessel. Der rechte Arm, eng am Körper anliegend, läßt die Hand auf dem Schoße ruhen, über welchen das Obergewand von rechts nach links geschlagen zu den Füßen herabfließt. Der linke Arm ist über die Lehne des Sessels nach hinten gelegt, so daß die Handwurzel auf der Lehne ruht und die Hand nach vorn überhängt. Das Kleid ist an den Armen mit sechs kleinen Agraffen zusammengenadelt, und von so dünnem Stoffe, daß die Knospen des Busens hindurchschimmern. Das reiche Haar ist in Flechten flach um den Kopf gewunden und mit einem gewellten Scheitel tief in die Stirne geführt. Der Blick ist nachdenklich in die Ferne hinausgerichtet, der Ausdruck lächelnde stolze Selbstgewißheit. — Unten im Hofe aber steht ein Monument, das mich noch viel tiefer ergriff. Es ist der Marmorcippus, auf welchem einst die Aschenurne dieser selben Agrippina stand, und der jene Inschrift trägt, welche ich in meiner Charakteristik der Agrippina in der Gallerie der „Kaiserfrauen" (S. 340 und 341) mitgetheilt habe. Sie rührt her von ihrem Sohne Caligula, der, als er Kaiser geworden, die Asche seiner Mutter aus der Verbannung nach Rom in das Kaisermausoleum versetzte. Im Mittelalter aber ward aus diesem Marmor durch Einmeißeln einer Höhlung ein — Getreidemaaß (rubiatella di grano) gemacht, um dem armen Volke Brodkorn zuzumessen! Das sind denn auch Wandlungen, wie sie eben nur Rom darbietet. —

Durch Mr. Grant Duff, der hier mit seiner Gemahlin einen kurzen Besuch macht, habe ich einen jungen Landsmann desselben kennen gelernt,

der seit Kurzem in unserm Hause wohnt. Es ist ein Mann von etwa dreißig Jahren, hat Garibaldi's Feldzüge mitgemacht, sich im vorigen Jahre bei Rocca d'Anfo ausgezeichnet, ist in Kleinasien, Aegypten, Mexico und wer weiß noch sonst wo gewesen. Er hat mich aufgefordert mit ihm eine Tour nach der jetzt in ihrer ganzen Länge blosgelegten Via Appia der „Königin der Heerstraßen" des alten Roms zu machen, um die neuen Entdeckungen dort zu sehen. Ich habe seine Einladung um so lieber angenommen, als es bei der jetzt herrschenden Unsicherheit der Campagna nicht unbedenklich ist, sich allein dort weit hinaus zu wagen, und hoffe Euch von unserer Tour nächstens berichten zu können.

Der Adel des heutigen Rom.

Rom, Januar 1867.

Der heutige römische Adel ist dreierlei verschiedenen Ursprungs. Er ist hervorgegangen theils aus den alten Feudalgeschlechtern, als deren vornehmste von jeher die jetzt erloschenen Familien der Conti und Savelli und die noch fortbestehenden der Colonna und der Orsini gelten; theils aus den Nachkommen der Träger städtischer Würden und Ehrenämter, dem sogenannten Munizipaladel, der sich durch die städtischen Annalen (Fasten) und die sogenannten „goldenen Bücher" feststellte, theils endlich aus dem Nepotismus, indem die Päpste, sofern sie nicht schon selbst dem hohen Adel angehörten, ihre Verwandten mit fürstlichem Range und Besitz ausstatteten. Zu diesem national-römischen Adel gesellten sich dann noch viele Adelsgeschlechter aus andern italischen Städten, namentlich aus Florenz, die sich zum Theil als Vertriebene hierherzogen, theils von den Päpsten gelegentlich nach Rom berufen wurden.

Papst Benedikt XIV. aus dem Hause der Lambertini von Bologna unternahm es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, den römischen Adel neu zu konstituiren. Er verordnete im Jahre 1746 die Anfertigung eines auf dem Kapitol niederzulegenden Registers, Albo genannt, welches den römischen Adel in zwei Klassen getheilt aufnahm. Es enthielt nämlich die Namen von hundertundachtzig römischen Familien, deren Vorfahren nachweislich hohe städtische Ehrenämter bekleidet hatten, indem sie entweder Senatoren oder Konservatoren des Kapitols, oder Vorstände der Caporioni (der städtischen Viertelsmeister) gewesen waren. Ihre Nachkommenschaft sollte fortan den Stand der römischen Nobili bilden. Aus diesen 180 sonderte er aber wiederum sechszig Familien aus, die unter dem an das Alterthum erinnernden Titel der Patrizii nobiles coscritti ein höheres Adelspatriziat bilden und sich beim Erlöschen einer oder der andern ihrer Familien durch eigene Wahl aus den im Albo verzeichneten Geschlechtern mittelst vier durchs Loos bestimmter Wähler selbst ergänzen sollten. Auch die niedere Adelsklasse hatte sich nach Benedikts Konstitution auf dieselbe Art zu ergänzen. Der neu Aufzunehmende hatte hundert Jahre Adel von beiden Seiten seiner Vorfahren nachzuweisen. Dieser Adel zweiten Ranges erstreckte sich auf die gesammte Nachkommenschaft; das Patriziat dagegen war nur persönlich, übertrug sich jedoch durch allmäligen Brauch auf den ältesten der Familie in gerader Linie. Die Familien der jedesmaligen regierenden Päpste traten ohne Weiteres in diesen Adel ein.

Von den alten Feudalgeschlechtern enthielt jedoch dieses Register des Jahres 1746 nur sehr wenige Namen. Diese uralten römischen „Barone," wie ihre gesetzliche Bezeichnung lautet, diese Conti, Gaetani, Orsini, Colonna u. s. w. würden eine solche Vermengung mit dem Stadtadel als eine Erniedrigung angesehen haben. Denn wenn sie auch in den letzten Jahrhunderten allmälig viel von ihrer mittelalterlichen Machtstellung eingebüßt hatten, mit der sie einst als nahezu souveräne Herren ihrer großen Besitzungen gewaltet, Päpste ein- und abgesetzt, Kriege geführt, hohe Gerichtsbarkeit geübt und Rang und Namen von Fürsten erworben hatten, so hoben sie doch um die Zeit, als Benedikt XIV. den römischen Adel neu konstituirte, ihre großen Grundbesitze und ihre vielfachen Privilegien hoch über die Stellung des übrigen Adels hinaus und ließen ihren Vorrang als selbstverständlich und gesichert erscheinen. Aber die Nachwirkung

der französischen Revolution von 1789 veränderte im Jahre 1798 diesen Zustand. Das Feudalregiment fiel vollständig, und was schlimmer für die alten Geschlechter war: Papst Pius VII. bestätigte nach seiner Restauration im Jahre 1816 die Abschaffung aller alten Herrenrechte und Privilegien, und ließ den alten römischen Feudalbaronen nichts als ihren Grundbesitz und die Führung der mit demselben verbundenen hohen Titel. Ja er ging in seinem antifeudalen Verfahren sogar noch weiter als die revolutionäre Gesetzgebung Frankreichs von 1790, denn er nahm ihnen selbst das Jagdrecht auf ihren eigenen Besitzungen, soweit dieselben nicht eingehegt waren. Dagegen ließ er ihnen die früher besessene baroniale Jurisdiktion, falls sie nicht selbst darauf verzichteten. Es gab solcher Orte, wo ein alter Feudalbaron die Jurisdiktion übte, damals noch zweihunderteinundzwanzig in den römischen Provinzen, mit einer ihr unterworfenen Bevölkerung von 209,000 Seelen auf die Gesammtzahl von 606,000 Einwohnern; in Umbrien weniger; in den adriatischen Provinzen dagegen, die dem Papste erst in Folge der Wiener Traktate wieder zugesprochen wurden, ward die Abschaffung der Baronialjurisdiktion aufrecht erhalten. Aber auch in den römischen Provinzen verzichteten, nach dem Vorgange des edlen Connetable Colonna, die meisten Träger der alten Feudalität auf das jetzt beschwerlich und kostspielig gewordene Vorrecht, während einige, wie die Pallavicini-Rospigliosi, hartnäckig daran festhielten, deren Entsagung erst im Jahre 1848 erfolgte.

Den letzten Schlag versetzte jedoch dem Stolze des alten römischen Baronialadels der jetzt regierende Papst Pius IX., indem er im Jahre 1853 verordnete: daß alle fürstlichen und herzoglichen Familien ohne Unterschied in das kapitolinische „Albo," das Register des römischen Adels, eingetragen werden sollten. Seitdem figuriren fast alle fürstlichen und herzoglichen römischen Familien in der Liste der sechszig Patricii coscritti, die eine Art von Rangoberhaus, natürlich ohne alle politischen Rechte, bilden. Das kapitolinische Adelsbuch enthielt vor zwei Jahren 321 Namen alter und neuer römischer Adelsfamilien. Viele der älteren sind indessen theils ganz erloschen, theils existiren sie nur fort durch Substitution.

Die Vorrechte des römischen Adels sind somit fast bis auf Weiteres auf Null herabgesunken. Was den hohen Adel anlangt, so bestehen

seine Auszeichnungen nur noch in reinen Aeußerlichkeiten. So sind z. B. die Chefs der beiden vornehmsten und ältesten Baronialfamilien, der Colonna und der Orsini, die principi assistenti des Papstes und haben als solche das Recht und die Pflicht, bei feierlichen Gelegenheiten in spanischer Tracht zur Seite seines Throns zu stehen. In ihren Palästen befindet sich in einem Saale ein Thron für den Papst, unter dessen rothsammtnem Baldachin das Bildniß des Papstes hängt und auf dessen Estrade ein für den Papst bestimmter gegen die Wand gekehrter Sessel steht. Ferner sieht man in den Vorsälen der alten ehemaligen Feudalbarone noch den sogenannten Baldachin, den fürstlichen Thronhimmel, zur Erinnerung an ihre einstige politische Stellung und Macht. Dieses „Recht des Baldachins" haben außer den alten fürstlichen Familien nur noch die Marchese's Patrizzi, Sarlupi, Sacchetti und Theodoli, welche deshalb auch Nobili del Baldachino heißen. Im Ganzen zählt der römische Adel achtundzwanzig Fürsten und Herzöge, von denen die Gaetani, Buoncompagni und Borghese diesen Titeln nach die ältesten, die Torlonia's, del Drago's und Bandini's die jüngsten sind. Andere Familien mit fürstlichen oder Herzogstiteln, wie die Salviati, Grazzioli u. a. m. führen dieselben von außerrömischen Besitzungen und gehören somit, genau genommen, nicht zu den römischen Fürsten.

Andere Vorrechte des römischen Adels wie z. B. das Recht, die päpstlichen Schlüssel im Wappen zu führen, seine Palastfronten mit dem jedesmaligen päpstlichen Wappenschilde und dem der römischen Kommune mit dem stolzen S. P. Q. R. zu verzieren, sind ebenso rein äußerlicher Art, wie das Recht, vom dreißigsten Jahre an die päpstliche Ehrengarde zu bilden. Etwas wesentlicher ist die Bestimmung, daß die Hälfte der achtundvierzig Mitglieder des Municipalraths, sowie der Senator von Rom und vier von den acht sogenannten „Conservatoren" des Kapitols, die mit dem Senator die vollziehende Munizipalgewalt bilden, nach einem Erlasse des jetzigen Papstes aus dem Adel entnommen sein müssen.

Eine politische Rolle hat der römische Adel seit den Tagen seiner für Rom meist verderblichen mittelalterlichen Gewaltmacht gar nicht mehr gespielt. Der Graf de Tournon, ein durchaus päpstlich gesinnter Franzose, macht ihm deshalb in seiner Schrift: Le livre d'or du Ca-

pitole (Paris 1864) schwere Vorwürfe. „Gleichgültig theilnahmlos bei allen Revolutionen hat die römische Aristokratie von 1796 bis 1815 sechs fremde Invasionen durchgemacht ohne die geringste Thatkraft zu bewähren und ohne von ihrem Einflusse und ihren materiellen Mitteln irgend welchen Gebrauch zu machen. Sie nahm ebensowenig Theil am Kampfe, als 1831 fremde Abenteurer (NB. Louis Napoleon war dabei!) die ersten Revolutionsversuche auf römischem Boden aufführten. Unter dem ersten Kaiserreich bemühte sich eine große Anzahl der ersten Familien um die Ehre im kaiserlichen Hofalmanache zu figuriren oder gut bezahlt, wenn auch niedere Stellen der Verwaltung anzunehmen.“ — Pius VII. kannte und verachtete den römischen Adel gründlich. Als er bei der Rückkehr in seine Staaten nach Napoleons Sturze mit Murat in Cesena zusammentraf, und dieser ihm, mit den Worten: „Wie? Eure Heiligkeit denkt wirklich daran, gegen den Willen der Römer nach Rom zu gehen?“ zum Beweise des Gesagten eine zugesendete Adresse gegen die Rückkehr des Papstes überreichte, die von fast allen hohen Adelsmitgliedern und reichen Grundbesitzern Roms unterschrieben war, — nahm Pius VII. dieselbe gleichmüthig hin und ließ sie ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, in den neben seinem Sessel stehenden Bracière (Kohlenpfanne) fallen; und während sie in Flammen aufging sagte er heiter lächelnd zu dem erstaunten Murat: „Nun, jetzt steht ja, denk ich, meiner Rückkehr nach Rom nichts mehr im Wege!“

Der Graf Tournon räth dem römischen Adel, sich durch ernsthafte Ergreifung des Waffenhandwerks zum Besten der Aufrechthaltung des heiligen Stuhls neu zu verjüngen und sich einem thatlosen Müßiggange zu entreißen, der allerdings von der Mehrzahl der römischen Aristokratie mit einer nirgends sonstwo anzutreffenden Virtuosität geübt wird. Bis jetzt aber scheint der junge Adel von Rom auch dazu keine Lust zu haben. So wenig sich unter den glorreich gefallenen Helden des heroischen Freiheitskampfes der jungen Republik Rom im Jahre 1849, oder auch nur unter den Kämpfern überhaupt ein einziger der zahlreichen Sprossen des hohen römischen Adels findet, ebensowenig sah man diesen Adel sich beeilen, bei Castelfidardo seine Anhänglichkeit an den König-Papst zu bewähren. Der Fürst Pamphili-Doria, Besitzer der herrlichen Villa Pamphili, vor der durch die Heldenkämpfe Garibaldi's

und seiner Treuen geweihten Porta di San Pancrazio, hat in seiner Villa einigen dort gefallenen Offizieren und Soldaten der französischen Belagerungsarmee ein prachtvolles Monument von Marmor errichtet — „bewogen," wie die Inschrift lautet, „durch ein Gefühl von menschlicher Theilnahme." Aber es ist ihm nicht eingefallen, daß sich ein solches „Gefühl menschlicher Theilnahme" doch wohl eher, als für die Feinde und Angreifer seines Vaterlandes, für die Helden zu zeigen geziemt hätte, die ihr Blut und Leben dafür gelassen haben, daß Rom, wenn auch zuletzt durch Uebermacht erdrückt, doch in seinem letzten Kampfe mit Ehren gefallen ist.

Fanny Lewald

an

Fräulein Helene Lobedan.

Ein Haushalts- und Küchenbrief.

Rom, Januar 1867.

Ob das Leben hier theuer sei? ob man sich behaglich einrichten könne? ob Rom ein gesunder Winteraufenthalt für Kranke sei? das wollt Ihr wissen, und ich könnte das alles sehr kurz mit einem tiefsinnigen: „je nach dem!“ beantworten, aus welchem Ihr dann, wie aus einem Orakel und wie aus den Aussprüchen gar vieler Aerzte, Euch dasjenige herauslesen könntet, was Euch für Eure Zwecke und für Euer Vorhaben das Erwünschteste dünken mag.

Thatsache ist es allerdings, daß selbst Leute mit sehr großen Mitteln, die mit eigener Dienerschaft herkommen, die hundert und mehr Scudi*) monatlich für ihre Wohnung und hundert und fünfzig Scudi monatlich für einen viersitzigen Wagen bezahlen, den sie dafür täglich drei Stunden Vormittag und drei Stunden Nachmittag — jedoch nicht für den späten Theaterbesuch — benutzen dürfen, vielfach darüber klagen, daß sie mit den Wirthen und mit allen ihren Einrichtungen Schwierigkeiten hätten. Vorsehen muß der Fremde sich hier wie überall, denn ich habe ganz eben solche und eben so begründete Klagen von Fremden in Berlin gehört habe. Aber für Leute von unseren Ansprüchen, die sich

*) Ein Scudo ist ungefähr einen Thaler und zwölf Groschen werth.

eben sagen, daß sie bei mäßigem Geldaufwande natürlich auf die eine oder die andere ihrer häuslichen Gewohnheiten verzichten müssen, ist es nicht schwer, mit den Römern auszukommen, besonders wenn man mit ihnen in ihrer Sprache verkehren kann; und sie sind so gescheit, daß sie den Fremden auch bei unvollkommener Kenntniß des Italienischen leicht genug verstehen, und bald errathen, was er will und braucht.

Den Gedanken an ein sogenanntes herrschaftliches Haus, mit schöner Vorflur, hellen Treppen, sonnigen Korridoren, muß man sich freilich beim Miethen einer italienischen d. h. hier einer römischen Wohnung, vergehen lassen, wenn man nicht in einen Palazzo ziehen will, in dem das Wohnen im Winter durch alle die offenen Hallen und Vorsäle und Loggien für den Nordländer erst recht empfindlich wird. Die Hausfluren sind hier oft finster, oft eisig kalt, und ich habe z. B. auf eine ganz vortreffliche Wohnung auf der Piazza Barberini ohne Weiteres Verzicht geleistet, weil ich mir sagte: nach einem Gange in der Hitze durch solchen langen eisigen Corridor zu gehen, sei eine tägliche Gefahr der Erkältung — und es erkälten sich hier die Fremden auch in Einem fort. Aber davon nachher. Zunächst nur von den hiesigen Preisen, was Ihr eben wissen wollt.

Ich habe das Leben früher und auch jetzt wieder hier im Grunde immer noch billiger gefunden, als man es unter gleichen Verhältnissen sich bei uns herstellen könnte. Künstler, einzelne Männer und Frauen, die wenig Ansprüche machen, können heute noch, auch in den gesuchtesten Stadttheilen, ein ganz brauchbares Zimmer monatlich für neun bis zehn Thaler haben. Uns kosten drei sehr kleine Stübchen mit Entrée, zwei kleine Treppen hoch, im besten Stadttheile, in dem freundlichsten Theile der Via Sistina, in voller Mittagssonne und mit Bedienung siebenunddreißig Thaler den Monat, wobei aber das Waschen des Bett- und Tischzeuges, der Handtücher und der Gardinen, wenn man diese gewechselt haben will, besonders bezahlt werden muß. Und hätte ich in Rom bei unserer Ankunft so gut Bescheid gewußt, als jetzt, so würde ich für die gleiche Summe vielleicht eine bessere Wohnung haben finden können. Doch ist das, je nach dem Fremdenverkehr, in den verschiedenen Jahren verschieden. Für die Feuerung zum Thee und Kaffee wie zum Auswaschen des Geschirres vergüten wir monatlich einen Thaler. Holz zur Heizung

läßt man sich, wenn man es bequem haben will, gehauen von dem Materialhändler bringen, der auch Kohlen besorgt, wenn es gewünscht wird, und in diesem allerdings gelinden Winter kostet die Heizung unseres Wohnstübchens ungefähr einen Skudo die Woche. Thee, Zucker, Kaffee, Brennöl, Spiritus, alle Materialwaaren sind theurer als bei uns, und dazu ist das hiesige Pfund um ein Viertel leichter als das unsere. Dafür ist aber der Wein jetzt wieder gut und billig. Wir beziehen den unseren aus dem Hotel d'Angleterre, wo wir ihn so gut gefunden hatten, daß der gefällige Besitzer sich bewegen ließ, uns auch außer seinem Hause mit diesem rothen Velletri, der sehr viel vom Burgunder hat, zu versorgen, und obschon wir ihn auf diese Weise sicherlich nicht aus der billigsten Quelle erhalten, kostet uns die Fogliette nur vier Groschen, was auf unsere deutschen Flaschen vielleicht sechs Groschen machen würde.

Für den Mittag kann man Speisehäuser von allen Arten finden. Man kann sich in vielen Speisehäusern völlig und ganz gut für zehn, zwölf Groschen, den Wein mit eingerechnet, satt essen, und bei Bedeau, Spillmann und Nazari sich Dejeuners zu zwanzig Franks die Person bestellen. Aber die Fremden, die mehr ein Familienleben führen, ziehen es doch meist vor, sich von den Speisewirthen zu Hause bedienen zu lassen, und auch dafür giebt es bequeme Gelegenheiten zu den verschiedensten Preisen. Durchschnittlich kann man annehmen, daß zwei Personen in ihrer Wohnung für einen Scudo — ohne Wein, Butter und Brod — sich einen reichlichen und guten Mittag, aus Suppe und drei, vier Gängen mit Dessert bestehend, in vortrefflich eingerichteten Wärmekasten, heiß und wohl angerichtet, in das Haus bringen lassen können.

Unser Tag und unsere kleine Wirthschaft sind jetzt recht gut eingerichtet. Jeden Morgen um acht Uhr bringt der Diener des Kuhhalters (des Vaccaro), der neben dem Hotel d'Angleterre eine musterhaft reinliche Milcherei betreibt, uns in einem saubern Körbchen auf zwei großen Blättern von wilder Calla zwei Cochinchina-Eier und ein Stück ganz frischer, in zierliche Form gepreßter, mit den kapitolinischen Tauben gestempelter Butter für den Tagesbedarf. Die Eier kosten zwei Groschen nach unserem Gelde, die Butter vier Groschen. Das Buon giorno Signora Madama! das der ehrliche Kerl mit seinem breiten,

freundlichen Gesicht — er trägt die Kleidung eines Campagnarden — mir immer mit langsamer und nachdrücklichster Betonung jedes Buchstaben und namentlich der Vocale entgegenruft, ist eines meiner Morgenvergnügen. Dann kommt von dem deutschen Speisewirthe der ewig schmutzige, ewig eilige, immer etwas verwilderte und eigentlich auch etwas dämlige Francesco, der uns auf Kohlen die Beefsteak's oder die Cotelettes bringt. Für die ersteren zahlt man à Stück sechs Groschen, für die letzteren eine Kleinigkeit weniger, und damit ist für unsern Morgenthee gesorgt. Ehe wir dann zu unsern Wanderungen schreiten, gehe ich an jedem Tage zum Carlin, eben zu diesem deutschen Speisewirthe, der glücklicher Weise nur fünf, sechs Minuten von unserem Hause, an der Ecke der Via Felice und Via del Tritone wohnt, um unsern Mittag auszusuchen.

Carlin ist ein Original und fast aller deutschen Künstler Freund. Seinen Familiennamen habe ich nie gehört. Il Carlino, das Karlchen, haben die Römer ihn seiner Zeit genannt, und der Carlin wird er nun auch bleiben „bis ans Ende aller Dinge," wie der Welfenkönig sich auszudrücken pflegte. Irre ich nicht, so ist Carlin ein Badenser und vor so und so viel Jahren als Tischler mit seiner Frau nach Rom gekommen. Mit der Tischlerei hat es aber hier in der Fremde nicht recht fort gewollt, und da seine Frau eine gute Köchin gewesen ist, haben sie eine Speisewirthschaft eingerichtet. Sie besteht aus einem großen Zimmer zur linken, und einem kleinen Zimmer zur rechten Hand des ritzenhaft schmalen, äußerst wenig einladenden Hausflures. Von einer Einrichtung, wie in einem guten Restaurant, ist keine Rede beim Carlin. Lange, schmale Tische, mit groben Tüchern bedeckt, einfachstes Tischgeräth, an den Fenstern ein paar Mousselinlappen, die man mit gutem Willen für Gardinen halten kann; und wenn die Jahreszeit und das Wetter es gestatten, ist nach der Straße hin die Thüre offen und mit einem weißen Laken gegen die Fliegen verhängt. Die jüngeren unter den in dieser Gegend wohnenden Künstlern, durchreisende Deutsche, die nicht zu den vornehmen Speisehäusern gehen mögen, Zuaven u. s. w. bilden seine Gäste im Hause, eine große Anzahl von Familien werden von ihm außer dem Hause versorgt, und er bewahrt in seinem Gemüthe freundliche Erinnerungen an gute Namen

der deutschen Kunst und Literatur, von deren Trägern er gern und oftmals spricht.

Hinter dem Hausflur liegt ein kleiner von Häusern umgebener Hof. Ein dresdener Künstler, mit dem ich einmal in demselben zusammentraf, als auch er dort den Mittag für seine Familie selber auswählte, behauptete gegen mich, solch einen Winkel, so verfallen, so eng, von solchen Baracken umgeben, fände man in ganz Deutschland nicht mehr. Ich kann aber, da ich auch in Berlin viel herumgekommen bin, versichern, daß wir in Berlin in den alten Häusern der Kronen-, der Tauben- und vieler anderen Straßen noch ganz eben so elende, ganz eben so schmutzige Höfe besitzen, und daß diese innere Partie vieler deutschen Speisewirthschaften nicht nur nicht besser, sondern mitunter weit schlechter beschaffen ist, als beim Carlin, wo die Köche und die Geräthe reinlich sind, und man doch ein gut Theil der Arbeit fast das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel machen kann. In hundert Fällen beurtheilen die Fremden Rom und Italien falsch — nicht etwa, weil sie Italien nicht kennen, sondern weil sie bei sich zu Hause nicht Bescheid wissen, und weil sie sich in der Heimath um die Dinge nicht gekümmert haben, nach denen sich umzuthun sie in der Fremde gezwungen sind.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß der Hof beim Carlin nicht ein ganz miserabler Winkel sei, in dem man sich kaum umdrehen kann, und in dem ich der Sicherheit wegen meine Kleider immer zusammennehme, und auch beim schönsten Wetter den Schirm aufspanne; denn neben all dem Gemüse-putzen, Geflügel-ausweiden, Fische schuppen, Pudding anrühren, Fleisch hacken, das dort auf einem Raume von zehn Schritten im Geviert verübt wird, zwischen den Kellnern, die geschäftig hin und her laufen, um die Bestellungen zu machen und das Bestellte abzuholen, zwischen den Blechkasten mit den Wärmemaschinen, auf denen die Frühstücke fortgeschickt werden, treiben sich noch so und so viel Hunde herum, die zum Hause gehören, und hangen so und so viel Vogelbauer mit Canarienvögeln, mit Schwarzdrosseln und mit allerlei anderem singendem und natürlich also auch fressendem und saufendem Gethier, welches Salatblätter und Hanfhülsen herunterwirft, Wasser herniederspritzt und so seelenvergnügt ist, wie Carlin selber, der immer

munter, immer eilig, immer gefällig an allen Ecken zugleich ist, und bald dem Koch Vincenzo, und bald dem Buchführer Signor Rafaello und bald den Kellnern und den Austrägern Anweisungen giebt, während er mir zeigt, welche schöne Schnepfe und welch vortreffliche Spiegola und welch schöne Hasenrücken er aufbewahrt habe, um sie eigens für uns braten zu lassen.

Alle Lebensmittel an und für sich sind hier gut. Das Rindfleisch und das Hammelfleisch sind vortrefflich; die Sümpfe liefern reichliche Schnepfen; Hasen, Rehe, Rebhühner, Lerchen, Krammetsvögel, Wachteln fehlen nicht, Hühner, Kapaunen und Puten sind in ganz Italien so gut wie in Paris und werden sehr gut gebraten, das Meer sendet täglich frische Sardellen und rothe Seebarben (alice und triglie), die geröstet ganz vorzüglich sind, die Spiegola, der feinste der hiesigen Seefische, die Merluzza, die Seezungen und Schollen sind immerfort zu haben, Austern kommen im Winter von Neapel zu Markte und sind recht gut, Flußfische fehlen auch nicht, und vollends das Gemüse ist natürlich immer frisch vorräthig und sehr billig. Wir fuhren einmal, unweit vom Teatro della Valle, durch die enge Via dei Chiavari, in welcher die Trümmer des Pompejus-Theaters gelegen sind, und mußten, weil die Straße sehr verfahren war, mit unserem offenen Wagen eine Weile warten. Ein Gemüsehändler stand neben uns, und da er auffallend schönen Blumenkohl in seinem Korbe hatte, fragte ich aus Neugier um den Preis eines Kopfes, den man bei uns in solcher Jahreszeit vielleicht mit zwanzig Groschen oder einem Thaler als eine von Algier kommende Seltenheit bezahlen würde. Da er uns als Fremde erkannte, verlangte der Gemüsehändler sieben Bajocchi dafür, etwa drei Groschen, ermäßigte dann aber, da ich keine Lust bezeigte, den Kopf zu nehmen, den Preis allmählich bis zu drei Bajocchi, so daß ich denselben dann anstandshalber kaufen und mit uns spazieren fahren mußte, bis ich ihn, weil ich gar keine Verwendung dafür hatte, endlich verschenken konnte.

Ein andermal hatten wir eine komische Scene über Gemüse in unserem Hause. Die liebenswürdige junge Tochter unseres Wirthes, die uns bedient und sich freundlich uns angeschlossen hat, trug uns einen Tag aus dem großen Wärmkasten des Speisehauses eine Schüssel mit farcirten Artischocken und eine Schüssel Sauerampfer auf den Tisch.

Stahr fragte, ob diese Gemüse vom Sommer wären? Ich verneinte das, sagte, sie wären frisch, er glaubte es nicht und wandte sich mit der Frage: ob es Gemüse vom vorigen Jahre sei, an das junge Mädchen. Sie verstand nicht, was er damit meine. Er wiederholte es ihr — es half nicht; und da sie gewohnt war, mit mir sehr vertraulich zu verkehren, drehte sie sich zu mir und fragte mit einer halb ärgerlichen, halb spottenden Miene: „Was will denn der Herr mit seinem Gemüse von vor drei Monaten? welkes Gemüse! Gemüse von voriger Woche! Das kann ja kein Mensch mehr essen, und altes Gemüse von vor drei Monaten, das fressen selbst die Schweine nicht!" — Sie glaubte, daß man sie zum Besten habe, und konnte sich nicht darein finden, daß es Länder geben sollte, in welchen man altes Gemüse den Winter über in Kellern aufbewahrte, um es für Menschen als Speise zu benutzen.

Für mich ist es auch diesmal wieder ein großes Vergnügen, über die Piazza Navona und namentlich den Weg vom Pantheon nach San Eustachio hinaufzugehen, um die Fülle und Verschiedenheit der Lebensmittel zu betrachten, die dort in offenen Buden meist unter freiem Himmel, ohne besondere Kunst, aber doch mit Geschick aufgestellt sind. Ich glaube, für den Fremden, der selbst haushält, muß es sehr leicht und auch nicht theuer sein, sich zu verproviantiren. Uns kostet unser reichlicher Mittag, aus Suppe, Fischen, Gemüse, Braten und Compot bestehend, durchschnittlich fünfundzwanzig Groschen bis einen Thaler für uns beide, und dafür wird er, wie gesagt, gut auf Schüsseln angerichtet, in einem mit Kohlenbecken versehenen, viereckigen Blechkasten pünktlich und zu jeder beliebigen Stunde in das Haus gebracht. Andere Bekannte von uns werden ziemlich zu demselben Preise von dem Koch der französischen Akademie und von anderen Köchen bedient. — Auch den Kaffee kann man sich bringen lassen, wenn man will; und selbst in einer großen Anzahl ziemlich unansehnlicher Kaffeehäuser ist er gut genug zu haben.

In den geringsten derselben zahlt man die Tasse schwarzen Kaffee mit zwei Bajocchi, in anderen mit drei. Kommt aber in die eleganteren Kaffee's, wie z. B. in das Café delle Colonne auf der Piazza Rusticucci am St. Peter, ein Fremder hinein und verlangt eine Tasse Kaffee,

so ruft der Kellner mit einer Stentorstimme sein Café forte! in die Küche. Dann wird ganz der nämliche Kaffee, den alle Anderen trinken, auf einem etwas besseren Theebrett, und mit einer etwas bessern, kleinen Tasse hereingebracht, und man bezahlt für diesen sehr unbedeutenden und ziemlich gleichgültigen Luxus sofort das Doppelte des Preises. Solche kleine Prellereien gegen die Fremden sind uns öfter, auch im Café Ruspoli auf dem Corso vorgekommen, wo uns der Kellner zu seinem Benefiz für das Eis und für den Kuchen, weil er uns noch nicht gesehen hatte und also für Neulinge hielt, die doppelten Preise abzunehmen versuchte.

Eis und Backwaaren sind in Rom auch nicht theurer, als anderwärts, wenn man sie nicht bei den beiden Spillmann, in der Via Condotti oder bei Nazari auf dem spanischen Platze nehmen will, bei denen Alles sehr gut ist, aber deren Preise höher sind, als selbst in Paris. Sie haben die Kundschaft der reichen Engländer und Amerikaner, und machen sich diese zu Nutzen, was ich sehr vernünftig von ihnen finde.

In den eigentlichen italienischen Café's und Speisehäusern, unter welchen letztern der Falcone auf der Piazza San Eustachio eines der beliebtesten ist, wird man gut, zu mäßigen Preisen bedient, und wir haben dort im Vorübergehen manchmal vortrefflich und billig gefrühstückt, auch als Gäste von römischen Freunden mehrere heitere Mittagsmahlzeiten dort gehabt. Man geht im Falcone, was ich sehr hübsch und sehr beruhigend finde, durch die große, offene Küche, in welcher an reinlichen Heerden reinliche Köche ihr Wesen treiben, zu den eine Treppe hoch gelegenen kleinen Speisezimmern hinauf, und ist dort oben alla romana. Solch eine Mahlzeit setzt sich in dieser Jahreszeit etwa aus einer Brühe, aus trefflichen Maccaroni mit Champignons, einem gerösteten Seefisch oder gemischtem Fritto, das dann aus Kalbshirn, Kalbsmilch, Leber und Artischocken zu bestehen pflegte, aus frischen grünen Erbsen mit den sehr beliebten Wachteln, aus gebratenen Hühnern, die niemals fehlen, aus frischem Salat, aus einem süßen, in Butter gebackenen Auflauf zusammen, und die vortreffliche, frische Fenchelwurzel oder Sellerystengel mit Käse und Früchten bilden den Nachtisch.

Aber selbst in den kleinen italienischen Küchen kann man gut und

reinlich essen, wenn man eben italienische Speisen und nicht durchaus französische feine Schüsseln oder deutsche Hausmannskost begehrt, und wir haben, vom St. Peter kommend, manches gute Stück jungen Ziegen- oder Lammbratens in der kleinen Speisewirthschaft am Eingange des Borgo Nuovo eingenommen, in der wir meist auswärtige Weltgeistliche zu Genossen an den langen, schmalen Tischen hatten, die in der Stube hinter der Küche, nach dem Hofe hinaus, gelegen sind.

Auch vor den Thoren giebt es gute Speisewirthschaften, namentlich ißt man in Ponte Molle vor der Porta del Popolo sehr gut, man mag den Mittag à la carte oder zu einem bestimmten Preise bestellen; wenn man indessen hieher nach Rom mit dem Anspruch kommt, seine heimischen Gewohnheiten zu befriedigen, und wenn man von dem Gedanken nicht loskommen kann, daß fünf Monate alte, eingesalzene Kochbutter oder geschmolzenes Rinder- und Schweinefett reinlicher, gesünder und wohlschmeckender sind, als das frisch gepreßte, klare Oel der Olive, — ja, dann kann man hier freilich Vieles unwohlschmeckend finden. Ich wollte aber in meinem heimischen Haushalte gern die Winterbutter gegen Olivenöl vertauschen, und kann Euch aus Erfahrung sagen, daß es völlig unmöglich ist, mit Butter so feine Frituren zu erzielen, als mit Oel. Schaffen kann man sich hier übrigens für die Küche Alles und Jedes. Hat es doch eine Preußin, die hier selber haushält, neulich möglich gemacht, uns — zu unserer gar nicht angenehmen Ueberraschung — triumphirend mit einem römischen Sumpffisch, mit einem widerwärtigen Schlei, zu regaliren. Und sie war so glücklich mit dieser Erinnerung an ihr Vaterland!

So viel von der Wohnung und der Küche — und nun dasjenige, was das Klima und den Winteraufenthalt der Kranken in Rom betrifft. Da kann ich Euch nun nicht verbergen, daß ich — obschon das Klima mir persönlich sehr zusagend ist — Rom aus vielen Gründen für äußerst gefährlich halte. Das Wetter ist hier, wie überall, nicht in allen Jahren gleich, und wir haben das Glück gehabt, vor einundzwanzig Jahren und auch jetzt wieder sehr milden Wintern zu begegnen; aber auch in diesen milden Jahren hat das italienische Klima an und für sich und Rom insbesondere, seine bedenklichen Seiten. Ist das Wetter hier hell, so hat die Luft etwas wundervoll Belebendes. Sie ist leicht,

scharf, frisch, und hat mich immer an schöne Sommertage in den Alpen gemahnt. Es sind dann aber im December und Januar zwischen Morgen, Mittag und Abend, zwischen Sonne und Schatten, Wärme-Unterschiede, die sehr empfindlich sind. Am Morgen 10, 11 Grad Wärme, um Mittag gelegentlich 20, 30 Grad (Réaumur), und um Sonnen-Untergang plötzlich eine Verminderung dieser Wärme, die man wie Eiseskälte empfindet, obgleich vielleicht das Thermometer nicht unter 9, 10 Grad gefallen ist. Wir haben an unserm Fenster zwischen der Schattenseite und der Sonnenseite oft einen Unterschied von achtzehn Grad beobachtet, und es lagen dazwischen eben doch nur die vier Fuß der Fensterbreite. Dieser scharfe Abstand macht sich denn natürlich auch auf den Plätzen und in den Straßen äußerst unangenehm bemerklich. Wenn wir um vier Uhr Nachmittags z. B. von der Piazza della Trinità, die dann noch im heißen Sonnenlicht gebadet ist, in unsere Straße eintreten, welche um die Stunde schon im Abendschatten liegt — und der Weg ist unvermeidlich —, so ist es, als tauche man plötzlich in ein kaltes Bad. Unten in den engen Straßen in der Stadt ist das noch bei Weitem ärger, denn wenn es einmal ein paar Tage lang Scirocco und Regen gegeben hat, so bleiben die engen Straßen, wie die Via del Tritone, die Via Frattina und alle ihnen ähnlichen wer weiß wie lange naß, und man bekommt dann neben dem plötzlichen Eindruck der Kälte noch eine dumpfe Feuchtigkeit einzuathmen, die wie gemacht dazu ist, Erkältungen zu erzeugen. Ist das Wetter aber eine längere Weile sciroccos, so wird die Luft sehr schwer, und nervenschwache Menschen haben davon bald zu leiden.

Rechnet nun zu diesen unvermeidlichen klimatischen Bedingungen, daß man in Rom der Versuchung, sich nicht zu schonen, mehr als in jedem anderen Orte ausgesetzt ist. Es sind hier in den Kirchen, in den Palästen, in den Museen des Capitol, des Vatican und des Lateran Schätze enthalten, wie auf keinem anderen Punkte der Erde. Soll und kann man die ungesehen lassen? Unmöglich! — Man nimmt einen dicken Mantel mit, man fährt, um sich zu schonen, nach den Orten hin, die man besuchen will, — aber das Museum des Lateran ist wie ein Eiskeller kalt — auf den Marmorböden der Galerie Borghese im Palazzo Borghese erstarren die Füße trotz des Herumgehens — in

San Pietro in Vincoli, wo der Moses des Michel Angelo steht, ist es gerade, als träte man in eine Gletscherschlucht. Die Galerien in Villa Albani, Villa Ludovisi, Villa Borghese sind entsetzlich kalt — im Pantheon ist es oft naßkalt bis zum Frösteln — und von geheizten Sälen in den Museen und Galerien ist nirgend eine Rede, — des bedenklichen Herumkletterns in den Ruinen und in den verschiedenen Ausgrabungsstätten innerhalb und außerhalb der Thore gar nicht erst zu denken. — Ich bin hier nie ausgegangen, ohne mit zwei dicken Plaids für uns beide bewaffnet zu sein, und doch bin ich, obschon ich mich vortrefflich in der scharfen Luft befinde, keinen Tag die Sorge um meinen Kranken und um die zum Theil ebenfalls kranken Freunde losgeworden, mit denen wir die Gänge durch die Galerien machten und die alle mehr oder weniger oft die Folgen dieser Uebelstände tragen mußten. Es ist ohne Frage sehr gefährlich, Kranke, die nicht entschlossen sind, von vorn herein auf jedes Genießen der hier vorhandenen Merkwürdigkeiten zu verzichten, nach Rom zu schicken, — und kommt einmal ein wirklich kalter Winter über Italien, so ist es mit dem Behagen innerhalb der Wohnungen auch ein mißlich Ding. Wir können dieses Jahr glücklicher Weise hier oben auf der Sonnenseite der Via Sistina darüber lachen, daß von unsern drei kleinen, sehr sonnigen Stuben nur eine heizbar ist, daß Thüren und Fenster nicht gehörig schließen, denn ich schreibe diesen Brief am Mittag bei offenen Fenstern, und die Sonne flimmert durch die ganze Stube, — aber in manchen schönen, zum Theil reich eingerichteten und sonst behaglichen Wohnungen unserer Freunde sitzen sie wie die Lappländer um den Kamin geschaart und erstarren, wenn sie sich von ihm entfernen; und gestern, wo ich eine englische Familie in einer reizenden Wohnung am Fuße der spanischen Treppe besuchte, und die drei Treppen zu derselben, immer an offenen Galerien vorüber, in die Höhe stieg, während die Orangenbäume im Garten im Lichte glänzten, war ich doch sehr froh, daß wir diese reizenden Hallen, durch welche die Luft zog, als wäre man auf einem Schiffe, nicht alltäglich zu passiren hatten.

Gesund und mit einiger Maßen ausreichenden Mitteln versehen, lebt man von Anfang Oktober bis Ende April vielleicht nirgend angenehmer, genußreicher, innerlich befriedigter, als hier in Rom, voraus-

gesetzt, daß man, wie gesagt, seine heimischen Vorstellungen zu Hause läßt, und den Bildungsgrad mitbringt, der über das Zufällige, das Unwesentliche hinweg, auf das Bleibende und Große sein Auge zu richten vermag.

Ich sehe hier das Widerwärtige an jedem Tage so gut, so scharf, wie irgend Einer, — ich habe auch keine Freude an all den verfallenen Häusern rechts und links, und unsere reinlichen Treppen zu Hause, und unsere guten Oefen und hundert andere Bequemlichkeiten, die dort in den Miethswohnungen in der Regel vorkommen, vermisse auch ich ungern, — und doch weiß ich nicht, wie ich Rom wieder entbehren lernen werde, und weiß bestimmt, daß kein Tag vergehen wird, an welchem ich nicht mit Entzücken und mit Sehnsucht an dieses alte, wüste und so einzige Rom zurückdenken werde.

Rom, 26. Januar 1867.
(Um 12 Uhr 14¼° Reaumur im Schatten, 32° in der Sonne!)

Heute Vormittag besuchten wir den Quirinalpalast auf Monte Cavallo, dessen Inneres ich früher nicht gesehen hatte. Diese prachtvolle päpstliche Residenz, an der sechs Päpste seit 1514 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut haben, steht leer, seit Pius IX. von dort heimlich in der Dämmerung des 24. November des Jahres 1848 zum Könige Bomba entfloh. Wir sahen das Zimmer, von dem aus er als Bedienter der Gemalin des Bairischen Gesandten, Grafen Spaur, verkleidet, diese herrliche Residenz, die schönste und gesündeste von allen päpstlichen Hofburgen Roms verließ, die er seitdem nicht mehr betreten mochte; es ist dasselbe Zimmer, in welchem Pius VII. zu Anfang dieses Jahrhunderts von Napoleons Soldaten gefangen genommen und ins Exil geführt wurde. Welthistorische Erinnerungen, die das Interesse an den Kunstwerken, mit denen der Palast geschmückt ist, bei uns fast in den Hintergrund drängten! Die Ausdehnung der kostbar verzierten Räume ist ungeheuer, die Pracht des achtzig Schritt langen Hauptsaales, der Sala regia, fast erdrückend. Und welch ein Blick von den Fenstern und vom Balkone herab auf das zu Füßen des Quirinals liegende Rom! Bekanntlich wird in diesem Palaste die Papstwahl vollzogen. Ob ich wohl im Laufe dieses oder des nächsten Jahres eine solche hier in Rom erlebe? Vor einundzwanzig Jahren war ich nahe daran; denn nur vier Wochen, nachdem ich Rom verlassen hatte, starb Papa Gregorio, und Kardinal Mastai Feretti ging als Pio nono aus dem Conclave hervor. Der ist jetzt freilich auch schon fünfundsiebzig Jahr alt, aber er ist gesund und wohlgemuth, und wenn er die vier Jahre noch lebt, die ihm zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum fehlen, so kann er die alte Prophezeihung zu Schanden machen, nach welcher kein Papst die fünfundzwanzig Jahre des heiligen Petrus erreichen soll, und das Glück haben, welches vor ihm noch kein Papst gehabt hat: auf dem angeblich ächten Stuhle Petri Platz zu nehmen, der in seinem bronzenen, von Bernini gefertigten

Futterale eingeschlossen, von vier kolossalen bronzenen Kirchenvätern gehalten in der herrlichen Tribüne des Sankt Peters Domes schwebt. Dieser Stuhl ist übrigens gerade ebenso authentisch und ächt, wie die unter dem Hochaltar bewahrten angeblichen Gebeine der beiden Apostelfürsten, die, wie Gregorovius berichtet, schon vor tausend Jahren von den Saracenen bei ihrer Ausraubung der alten Peterskirche in alle vier Winde zerstreut worden sind. Nach dem genannten Forscher ist der Stuhl Petri ein antiker Sessel von Holz, Elfenbein und Gold, verziert mit dem Zodiakus und den zwölf Arbeiten des Herkules.*)

Nachmittags zum Erstenmale wieder in Villa Ludovisi, wohin uns Freund Bergenroth abholte, der seine langjährigen Arbeiten in den Archiven Spaniens für kurze Zeit verlassen hat, um Rom einmal wiederzusehen, und der uns hier ebenso unerwartet als erfreulich begrüßte. Das ist eben das Besondere an Rom, daß man hier bei längerem Verbleiben Bekannte aus der halben Welt wiedersehen kann. Der Blick von dem Altane des oberen Kasino's, das Guercino's Fresken enthält, über ganz Rom, über die Campagna mit dem Albaner- und Sabiner-Gebirge und den schneeigen Gipfeln der Apenninen in der Ferne. fesselte uns diesmal länger als die Halle des Antikenmuseums und ihre unvergleichlichen Schätze in dem unteren Kasino, dessen ungeheizte Räume in dieser Jahreszeit noch gar zu bitter kalt und mir deshalb gefährlich waren. Nur an dem kolossalen Junohaupte labte ich wieder einmal Augen und Seele; die andern werthen alten Bekannten mußten sich diesmal mit flüchtigem Begrüßen bis auf baldiges Wiedersehen begnügen. Auch findet Ihr darüber ausführliches in meinem Italischen Reisebuche.**) Villa Ludovisi liegt höher als alle anderen römischen Villen, und ihre immergrünen Eichenhaine, ihre Pinien- und Cypressengruppen, ihre Lorbeereingefaßten Prachtwege sind das Herrlichste was sich denken läßt.

Draußen vor dem Eingangsportale, wo an die zwanzig Equipagen hielten, — denn Rom ist, nachdem der gefürchtete zehnte Dezember glücklich vorübergegangen, jetzt eben so von Fremden angefüllt, als es

---

*) Gregorovius I. 93, III. 100.

**) S. Ein Jahr in Italien I. 187—193, III. 35—38.

vorher zur Verzweiflung der Römer leer geblieben war — erlebten wir eine komische Scene. Es kam nämlich eben als wir hinausschritten ein junger Engländer oder Amerikaner angefahren, und wir hörten deutlich, wie er dem ehrfurchtsvoll den Kutschenschlag öffnenden Lohnbedienten mit blasirtestem Ausdrucke sein: What's there? zurief. Auf die Antwort: „Villa Ludovisi, Exellenza!" erhob er sich langsam, um auszusteigen. Aber schon zehn Minuten später, ehe wir noch die Piazza Barberini erreicht hatten, kam er bereits zurückfahrend wieder an uns vorüber. Er hatte keine fünf Minuten in der Villa verweilt, aber er konnte jetzt doch daheim sagen: daß er dort gewesen, was für ihn die Hauptsache sein mochte. Aus seiner Frage ging hervor, daß er offenbar gar nicht wußte, wohin ihn der als Cicerone fungirende Lohndiener, dem er sich in Entreprise gegeben hatte, auf seiner Parforcerundtour durch Rom eigentlich führte! Und solchen Gesellen ist nun das Glück Rom zu besuchen vergönnt, während tausend Bessere und Würdigere aus der Welt gehen müssen, ohne desselben theilhaftig geworden zu sein.

Von dort fuhren wir, da noch Zeit übrig war, nach dem Vatican, um einen Blick auf Rafaels Loggien zu thun. Bei der Gelegenheit lernte ich, daß man sich einen Theil des Treppensteigens sparen kann, wenn man, wie B. anordnete, zur linken Seite um die ganze Peterskirche herumfährt, — ein Weg, den ich früher nie gemacht hatte, da die Miethwagen die Fremden meistens nur bis an die Colonnade der rechten Seite fahren, und Droschkeneinspänner jenen Weg, der direkt bis zum Cortile di Damaso, dem inneren Hofe der Loggien führt, nicht fahren dürfen. In mehreren der zahlreichen den St. Peter umgebenden Höfe, die wir passirten, exerzirten päpstliche Zouaven, die modernen Stützen des päpstlichen Throns, sie bildeten in ihrem fremdartigen halbafrikanischen Kostüme einen wunderlichen Abstich gegen die an dem riesigen Eingangsthore des Loggienhofes Wache haltenden Schweizerhartschiere mit ihren mittelalterlich buntgestreiften Hosen und Wämsern und den alterthümlichen Hellebarden, zu denen wieder die preußischen Pickelhauben, welche sie jetzt tragen, nicht recht passen wollen. — Die Loggien*) sind jetzt alle gereinigt und durch Einsetzung von Fenstern gegen Zer-

*) S. Ein Jahr in Italien III. 343.

störung durch Wind und Wetter geschützt, ein gutes Werk Pio nono's, für das er alles Lob verdient. — Wie genoß ich jetzt noch so ganz anders diese liebenswürdigsten Schöpfungen Rafaels, da ich mich seit meinem ersten Besuche Roms, fast Jahr und Tag mit diesen und den andern römischen Werken des Meisters eingehend beschäftigt hatte.

Wir beschlossen den genußreichen Tag in Gesellschaft Franz Liszt's, mit dem wir bei Fr. v. Schwarz zum Souper zusammentrafen. Die Sitte dieser kleinen Soupers, zu denen man sich um sieben Uhr einfindet um gegen elf Uhr wieder zu Hause zu fahren, ist zehnmal vernünftiger wie unsere heimischen Abendessen, zu denen man sich um diese Zeit erst niederzusetzen pflegt. Liszt war überaus heiter und bezauberte uns durch den Vortrag einiger seiner Kompositionen nach Schubertschen Melodien, die er spielte, wie nur er zu spielen vermag. Er sprudelte von Geist und Humor und sah dabei so schön aus, daß er um zehn Jahre jünger erschien als er — er ist am 22. Oktober 1811 geboren — in Wirklichkeit ist. Ce qui m'a fait prendre en grippe le piano, sagte er zu Fanny, c'est qu'on a toujours fait l'éloge de mes dix doigts au détriment de ma tête! Das mag allerdings auch einer der Gründe gewesen sein, welche den größten Virtuosen des Jahrhunderts bewogen haben, die Ausübung seines Virtuosenthums aufzugeben. Fr. v. S. zeigte eine Reihe landschaftlicher Ansichten von Kreta, das sie kürzlich bereist, und dessen schönste Punkte ein von ihr mitgenommener Maler Winkler für sie skizzirt hatte. Der geistvolle bairische Bildhauer Zumbusch aus München legte seinen Entwurf zum Denkmale des Königs Max vor, mit dem er in der Konkurrenz über die bedeutendsten Bildhauer Deutschlands den Preis gewonnen hatte und sprach sich mit begeisterter Anerkennung über die von mir erwähnten Arbeiten des Amerikanischen Bildhauers William Story aus, von denen ich Euch später ausführlich berichten werde.

Ihr seht ich fange an wieder aufzuathmen und in Rom zu leben, nachdem ich dort zwei Monate elend vegetirt hatte. Die Salons unserer Bekannten des Malers Lindemann-Frommel, wo wir öfters mit bedeutenden Fremden, wie mit Gervinus und anderen, zusammentreffen, unseres Arztes Dr. Ehrhard, der Frau v. A. und Fr. v. S., die festen Abende unserer Gesandtschaft, wo wir der Gesellschaft des hohen römischen Adels

und der Prälatur begegnen, das für uns stets offene Haus des Herzogs von Sermoneta, Don Michael Gaetani, des geistvollsten und kenntnißreichsten unter den römischen Fürsten, eines warmen Freundes der Italienischen Sache, bieten Abends immer eine oder ein Paar Stunden angenehmer, geselliger Unterhaltung, und es fehlt mir nichts als mehr Gesundheit, um mich auch nach dieser Seite hin in Rom heimisch und wohl zu fühlen.

Rom, 27. Januar 1867.

Ein herrlicher Sonntag und Sonnentag, den wir fast ganz im Freien genossen. Erste Fahrt in die Campagna hinaus vor Porta Pia bis zur alten Nomentanischen Brücke über den Teverone, den Anio der Alten. Lest es nach in meinem Buche,*) wie schön es dort ist. Es war heute noch Alles so wie einst vor einundzwanzig Jahren, keine Veränderung so weit das Auge reichte zu spüren, die sonnenbeglänzte müde Campagna noch immer schlummernd ihren tiefen historischen Todesschlummer. Unser Freund und Beschützer Legat.-Rath von Schlözer begleitete uns auf dieser Fahrt. Mit ihm Rom und die Campagna zu sehen ist allein schon ein Genuß, denn ich kenne keinen zweiten Menschen, der beide so liebt und genießt wie dieser Sohn des deutschen Nordens. Er verdient es dafür auch, daß seine Wohnung im Palaste Caffarelli auf dem Kapitole die schönste Aussicht von allen Wohnungen Roms gewährt.

Wir erfreuen uns seit einigen Tagen der freien Verfügung über eine eigne, obenein sehr elegante Equipage, welche uns von einem jungen auf der Hochzeitsreise begriffenen reichen deutschen Landsmanne, Herrn B. aus Schlesien, der früher als er gedacht abzureisen genöthigt war, für die letzte gemiethete Woche überlassen worden ist, und lernen jetzt erst, wie recht

*) S. Ein Jahr in Italien II. 398—399.

Liszt hat, wenn er bei mehr als einer Gelegenheit das Wort des aus Goethe bekannten wunderlichen Heiligen Filippo Neri anführte: „Alles sei eitel, nur nicht eine Equipage in Rom.“ Denn vermittelst dieses achtbeinigen Vehikels konnten wir z. B. gestern in kaum über drei Stunden mehr abmachen, sehen und genießen, als sonst in ebensoviel Tagen: eine Anzahl nothwendiger Besuche in entfernten Stadttheilen, eine Fahrt zum Vatikanmuseum, wo wir nur einige Hauptwerke sehen wollten, von dort nach Kirche und Kloster von San Giovanni in Laterano, dann hinaus zum nahen Thore gleichen Namens in die Campagna bis zu den Wasserleitungstrümmern, von wo wir noch zeitig genug in die Stadt zurückkehrten, um auf der glänzenden Passeggiata von Monte Pincio in langsamer Umfahrt unsern Antheil von der Musik und dem heitern Menschengetriebe dort oben und den unvergleichlichen Blick auf die im Golde der Abendsonne schimmernde Sankt Peterskuppel zu genießen. Ach ja, der arme Schatzgräber hat Recht:

Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!

zumal hier in Rom; und wenn ich auch nicht gerade mit Mephistopheles verlange „sechs Hengste zahlen zu können,“ und dadurch „vierundzwanzig Beine“ zu meiner Disposition zu haben, so würden doch die Mittel zur Verfügung über ein Paar dergleichen Raumüberwinder uns hier und in unserm jetzigen Alter sehr zu Statten kommen. Wenn Ihr Euren Plan, Rom zu besuchen, ausführt, sparet an Allem was Ihr wollt eher, als an dem Gelde für's Fahren. Ihr bezahlt es sonst mit Eurer Gesundheit. Denn auch in dieser Hinsicht ist für denjenigen, der die sonst in den kalten Kirchen und Palästen, in den eisigen Museen und Gallerien unvermeidliche Gefahr der Erkältung und deren Folgen, Bronchitis und Fieber, vermeiden will, unumgänglich nothwendig, nicht vom Gehen erhitzt in solche Räume einzutreten und in ihnen zu verweilen. Sind doch auch die in den Straßen selbst auszuhaltenden Temperaturunterschiede, je nach dem Wechsel von Sonne und Schatten ganz außerordentlich empfindlich. Sie betrugen in den Monaten November bis Januar nicht selten um die Mittagsstunden über siebzehn bis neunzehn Grad Réaumur. Dabei empfindet man, selbst in der Sonne gehend, wenn gerade Tramontano weht, den Grundstrom der Luft, trotz der 28, ja 32 Grad

Sonnenwärme, die der Thermometer zeigt, stechend kalt, weil die Luftwirkung auf den immer in einer gewissen Transpiration befindlichen menschlichen Organismus anders einflußt, als auf den Thermometer, dessen Quecksilber nur die Sonnenwärme empfindet, aber gegen die kalte Luft durch seinen Glasrock geschützt ist. Unser Freund Gregorovius behauptet, daß man gegen diese Stahlschärfe der römischen Luft immer empfindlicher werde, je länger man in Rom lebe, und der dänische Generalkonsul Bravo, der über ein Menschenalter Rom bewohnt, versichert uns, daß die sogenannte Aria cattiva weit weniger der Gesundheit gefährlich sei als die schnellen Temperaturwechsel, denen man in Rom ausgesetzt und bei denen Erkältungen, selbst bei großer Vorsicht fast unvermeidlich seien.

Neulich sind wir auch, als wir die Reste des Portikus der Octavia aufsuchten, in dem unmittelbar daran stoßenden Judenghetto gewesen und haben diese Höhlengassen des Schmutzes und Elends nach allen Richtungen durchwandert. Der Name Ghetto soll arabisch sein und Enge bedeuten („Ghat“ heißt Engpaß), und eine „drangvoll fürchterliche Enge“ ist es allerdings, in welche hier tausende von menschlichen Wesen durch die erbarmungslose Intoleranz zusammengekeilt sind. Zwar die Ketten, mit denen sonst nach Sonnenuntergang die Eingänge in dieses Schaol geschlossen wurden, sieht man nicht mehr, und die Freiheit außerhalb dieses Pferchs zu wohnen, welche die großherzige, leider so kurzlebige römische Republik des Jahres 1849 den Juden bewilligte, ist direkt durch kein Gesetz von der Reaktion zurückgenommen worden, aber dafür hat man Mittel gefunden, fast alle diejenigen, welche von jener Freiheit Gebrauch zu machen Zeit gehabt hatten, wieder aus dem christlichen Rom hinaus und in das Ghetto zurückzumaßregeln. Ein riesiger Käse von Maden durchwimmelt ist kein besonders ästhetisches Bild, aber doch das einzige, welches ich für dieses von Unrath und Gestank aller erdenklichen Art erfüllte Ghetto im Augenblicke zu finden vermag, in welchem nahezu eine Bevölkerung von fünftausend Juden auf einem Raume und in Wohnungen hausen, die selbst für den dritten Theil einer solchen Zahl engzugemessen sein würden. Wie wunderbar ist die Zähigkeit dieses Volks! Das ganze alte weltbeherrschende Rom mit all' seiner Herrlichkeit ist untergegangen. Zwanzig, ja dreißig Fuß unter dem heutigen

schlafen die Straßen und Gassen der alten Stadt, von deren Majestät nur noch wenige über dem Boden aufragende gigantische Trümmergerippe Zeugniß geben. Aber diese römischen Juden sitzen noch auf derselben Stelle an dem lehmgelben Tiberstrome, wo sie zu Cicero's und Cäsar's Zeiten gehauset; und während schwerlich in den Römern der heutigen Stadt ein Tropfen alten Römerblutes vorhanden ist, sind die Bewohner des Ghetto die ächten Nachkommen ihrer von Horaz und Juvenal verspotteten Väter, sind sie die Abkömmlinge derselben Volksgenossen, die einst dem Triumphe des Kaisers Titus, des Zerstörers von „Jeruschalajim" weinend zuschauten, als die Bundeslade und die Schaubrote und der riesige siebenarmige Goldleuchter des Tempels im Triumphe von den römischen Legionssoldaten einhergetragen wurden, wie das Alles noch heute in der Bilderschrift auf den Marmorwänden des Titusbogens der Via Sacra zu schauen ist, obschon römische Banden des Mittelalters, die wilden Frangipani, aus demselben eine Festung gemacht hatten, von deren Thurm (der sogenannten turris Cartularia) noch vor einigen dreißig Jahren die Reste zu sehen waren.*) Der Leuchter aber und die andern kostbaren Beutestücke blieben in Rom bis in's fünfte christliche Jahrhundert, wo sie der Vandalenkönig Geiserich nach Afrika schleppte, aus dem sie achtzig Jahre später Belisar wieder zurückeroberte und nach Konstantinopel brachte. Von da ab verliert sich ihre Spur. Einer jüdischen Sage nach, die mehrere Reisebücher noch gläubig aufgenommen und die auch Hawthorne in seinem römischen Romane Transformations benutzt hat, ruht der massiv goldene siebenarmige Leuchter tief im Schlammbette des Tiberstroms, in dessen Fluthen er von der Milvischen Brücke herab, bei der Flucht des Kaisers Maxentius vor dem verfolgenden Sieger Constantin, versenkt ward.

---

*) S. Gregorov. IV. 646.

Fanny Lewald

an

Anna und Helene Stahr

in Weimar.

Die Pifferari und die römische Genremalerei.

Rom, im Dezember 1866.

Seit der Adventszeit sind auch wieder die Pifferari nach Rom gekommen, und wie viel hundert Mal man diese aus den Abruzzen herniedersteigenden Gesellen, in ihrem schmutzigen Spitzhute mit dem blauen Kragenmantel über der Schulter, mit den Sandalen oder eigentlich mit den Cioccien an den Füßen auch auf Bildern oder in der Wirklichkeit gesehen und wie oft man ihre Musik und ihren Gesang auch gehört haben mag, immer wieder hat man an ihnen seine Freude. Sie sind mir für meine römischen Erinnerungen, was mir der Weihnachtsbaum für die Erinnerung an die Kindheit und an das Vaterhaus ist, und es hat für uns neulich etwas außerordentlich Ergreifendes und Rührendes gehabt, als wir — ohne noch einen der Pifferari im Laufe der Tage gesehen zu haben — in dem tiefen Dunkel der Morgenfrühe plötzlich von den eigenthümlich fremdartigen und uns doch in der Erinnerung so vertrauten Tönen dieses musikalischen Mariendienstes aus dem Schlafe erweckt worden sind.

Zwei Häuser vor uns, fast an der Ecke der Via Sistina nach Porta Pinciana hinauf, ist an einem Hause ein kleines Marienbildchen angebracht, das eben jenes Pifferari-Paar schon immer vor sechs Uhr des Morgens mit seinem Andachtsgruße feiern kommt. Ich sage Pifferari-Paar, weil sie immer zu Zweien kommen. Einer von ihnen, der eigent-

liche Pifferaro, bläst die Schalmey, die Piffera, der Andere, der Zampognaro, spielt die Zampogna, den Dudelsack, und dieser begleitet denn auch den Gesang des Pifferaro.

Unter den Paaren, die wir hier in diesem Winter beobachten, ist eines, in welchem ein Alter, Pietro Pomba, die Piffera spielt, das interessanteste, und Pietro Pomba ist nebenher ein vielbenutztes Modell. Er ist mittler Größe, breitschultrig, noch strack auf den Füßen und hat ein von Wind und Wetter und Jahren gebräuntes, von Falten und Runzeln durchfurchtes Gesicht, aus dem die schwarzen Augen unter buschigen Brauen und einer Fülle von schwarzem mit grau gemischtem Haare, das ihm — wie einem Affenpinscher — fast die Augen bedeckt, klug und selbstzufrieden hervorgucken. Er weiß es, was er für den Maler werth ist, er ist auch weit über Rom hinausgewesen — ich weiß nicht, wie weit — aber es giebt Pifferari, die bis Paris und London herumgekommen sind, um in den Maler- und Bildhauerwerkstätten ihr Glück zu versuchen, und als ich neulich unsere Wirthstochter hinunterschickte, um mich zu erkundigen, ob keine Photographie von Pomba und seinem Kameraden zu haben sei, verneinte er dies, ließ mir jedoch gnädig versichern, daß er bereit sei, mir zum Bilde zu stehen, auch sich photographiren zu lassen, wenn ich dieses wünsche und bezahlen wolle.

Pietro Pomba e il suo compagno erscheinen immer erst gegen ein Uhr in unserer Straße, und seit er gemerkt hat, daß er bei uns, so oft wir zu Hause sind, seiner zwei Bajocchi sicher sein kann, schielt er, während er seinen Madonnengruß singt, immer schon mit dem linken Auge zwinkernd zu uns empor, und zum Schlusse verliert er sich jetzt zu unserem Besten in der Regel in einer frei erfundenen Cadenz, deren Phantastik mitunter unsere jetzt in dieser Beziehung schon sehr hoch gesteigerten Erwartungen doch noch um ein Bedeutendes übersteigt.

Der verstorbene Musiker Cavaliere Landsberg, der durch lange Jahre in Rom gelebt, hat die Melodie dieser Marienlieder, deren Rhythmus etwas einfach Belebtes und Heiteres hat, aufgeschrieben; aber die Pifferari ändern und moduliren diese Melodie, der vielleicht irgend ein uralter Kultgesang zum Grunde liegen mag, je nach ihrer Empfindung, und wir selbst hören hier nicht nur von einander abweichende Gesänge, sondern auch Pifferari, die gar nicht singen und nur spielen. Indessen

gerade der Wechsel vom Gesang und von den Instrumenten hat etwas sehr Reizendes und das Ganze ist so einfach und ursprünglich wie der Text, dessen Rhythmus fast an das alte Saturnische Verszeilenmaß erinnert. Er lautet:

1. Tu Vergine e figlia di Sant' Anna, che in ventre tuo portasti il buon Gesù
2. E'l partoristi sotto capannella dove mangiava il bue e l'asinella
3. Gli angeli chiamavan: Venite Santi! Nato è Gesù bambino alla capanna.
4. E San Giuseppe e Sant' Anastasia si trovavano al parto di Maria.
5. Venite tutti quanti voi pastori, venite a visitar Nostro Signore.
6. La notte di Natale è tempo santo al Padre, al Figliolo e Spirito Santo.
7. Quest 'orazione che abbiam cantata, a Gesù bambino è rappresentata.

Zu Deutsch wörtlich:

1. Du Jungfrau und Tochter der heiligen Anna, die Du im Schooße getragen den guten Jesus!
2. Und den Du geboren hast unter der Hütte, wo der Ochse fraß und das Eselchen!
3. Die Engel riefen: Kommet Ihr Heiligen! Geboren ist das Jesuskind in der Hütte.
4. Und Sanct Joseph und Sancta Anastasia befanden sich bei der Entbindung der Maria.
5. Kommet alle Ihr Hirten, kommet zu besuchen unsern Herrn.
6. Die Geburtsnacht ist eine geheiligte Zeit dem Vater, dem Söhnchen und dem heiligen Geiste.
7. Dieses Gebet, das wir gesungen haben, ist dem Kinde Jesus geweiht.

Nach jedem dieser Verse kommt ein Adagio und am Ende dieses Adagio's kommt hier für uns die unnachahmliche Cadenz und der wahrhaft sich selbst überschlagende Triller Pietro Pomba's — nach denen ich mich gewiß manch liebes Mal zurücksehnen werde in den Opernhäusern und in den Concerten diesseit und jenseit der Alpen.

Eigentlich sind die Pifferari und die Weinkärrner das letzte Ueberbleibsel, das man hier in der Stadt noch von dem römischen Costumewesen gewahrt, denn die auf Bestellung angeputzten Modelle kann man nicht dazu rechnen. Wie es mit der Landestracht in den entfernteren

Gebirgsorten stehen mag, kann ich nicht beurtheilen, aber bei den paar Fahrten, die wir nach Frascati, Albano, Tivoli, Genzano u. s. w. gemacht haben, habe ich von dem alten römischen Costume nichts mehr gesehen. Möglich, daß es an Feiertagen auch dort noch zum Vorscheine kommt, an Wochentagen und an einem gewöhnlichen Sonntage hat es sich uns im Lande noch weniger gezeigt als in Rom, wo man doch etwa Sonntags an älteren Frauen noch hin und wieder die engärmelige rothe Flanelljacke mit dem Busto zu erblicken bekommt, wenngleich auch in diesen Ausnahmefällen das ehemalige weiße vielfaltige Mousselintuch jetzt meist durch ein weißgrundiges buntbedrucktes Tuch von Wollenmousselin ersetzt wird. Sie nennen das ein Tuch alla Francese tragen und wissen sich etwas damit, obschon es lange nicht so malerisch als das Mousselintuch ist.

Die Maler, welche, dem Verlangen der Fremden zu genügen, die sogenannten römischen Costumebilder zu malen fortfahren, stellen damit also im Grunde etwas dar, was in Rom selbst zu existiren aufgehört hat; und was man der Art an den Fenstern und in den Magazinen der Kunsthandlungen zu sehen bekommt, will auch nicht viel besagen. Es ist meist auf den Geschmack desjenigen Publikums berechnet, das einer der geistreichsten amerikanischen Schriftsteller immer unter dem Collectivnamen „Robertson und Brown" bezeichnet.

Von unseren alten Bekannten, welche vor einundzwanzig Jahren in Rom als Genremaler des größten Rufes genossen, ist Ernst Meyer von Altona gestorben; unter denen, welche nun die nächste Generation nach diesem unserem alten Freunde bilden, scheinen mir Wilhelm Wieder aus Pommern, der Oesterreicher Romacko, und Schweinfurt, der, wie ich glaube, ein Badenser ist, die frischesten und ausgiebigsten Talente zu sein, d. h. Talente, die bei Auffassung ihres Gegenstandes leicht zu schaffen vermögen, weil sie mit einem Künstlerauge das künstlerisch Darstellbare überall schnell erblicken, so daß sie nicht nach Motiven zu suchen oder diese in sich mühsam zu erzeugen brauchen. Und an solchen Motiven ist hier auch immer noch kein Mangel. Heute erst haben wir ein paar ganz allerliebste Gruppen gesehen, die ich, wenn ich malen könnte, mir gern festgehalten haben würde.

Als wir nämlich aus unserer Straße hinaustraten, bemerkten wir

sechs kleine Kerle von etwa 5 bis 8 Jahren an einer Ecke stehen, welche das massive Steingeländer der Treppe bildet, die nach der Kirche von Trinita di Monti hinaufführt. Einer der Jungen hatte sich die Jacke eines Erwachsenen wie einen Mantel umgehängt, eine weiße Papiermütze aufgesetzt, wie die Arbeiter sie hier in den Werkstätten zu tragen pflegen, und einen kleinen Stock in die Hand genommen, mit dem er eifrig auf ein Blatt schmutzigen Papiers taktirte, das er mit ernsthaftester Miene und laut singend in der Linken hielt. Die anderen kleinen Burschen standen ebenfalls mit höchstem Ernste um ihn her. Sie sangen, die Mäuler so weit aufreißend, wie die Seraphim und Cherubim auf manchem Goldgrund=Bilde, eine geistliche Melodie, und schrieen dabei, was die Lungen halten wollten. Die weißlich graue Steinwand bildete ihnen einen vortrefflichen Hintergrund, und man brauchte fast nichts hinwegzunehmen und nichts hinzuzuthun, um mit der Architektur eben dieser Kirchentreppe ein äußerst heiteres und für Rom zugleich charakteristisches Bildchen hinzustellen.

Als wir dann die Treppe nach dem spanischen Platze hinuntergestiegen waren, fanden wir gleich ein zweites Bild. Am Eingange der Via dei Condotti bliesen Pifferari, ein alter und ein junger, ihren Gruß vor einem Madonnenbilde. Dicht vor ihnen stand ein kleiner, vom Alter ganz gekrümmter Weltgeistlicher. Sein Gewand war ihm zu lang geworden und sehr schäbig, sein großer zweischnäbliger Hut völlig abgegriffen, und sein eingefallenes Gesicht sah auch nicht nach guten Tagen aus — aber es lächelte doch über und über in einer stillen, wahrhaft kindlichen Freude, als er den durch die Jahre gebeugten Kopf von der Seite in die Höhe hob, um der Piffera und der Zampogna zu lauschen, während er die Hände über seiner Tabaksdose leicht gefaltet hatte. Es war wirklich ein rührender Anblick. Wir blieben stehen, so lange die Musik andauerte. Der gute Alte bemerkte uns gar nicht. Er war versunken in die Klänge, die ihm von grünen Bergen, von entschwundenen Tagen, von seiner Heimath und von seinem Vaterhause, von seiner Jugend und wohl auch von manchen Hoffnungen gesprochen haben mögen, die sich im Leben dieses armen Alten nicht erfüllt zu haben schienen. Es war eine in das Italienische übersetzte sehr rührende Illustration zu Thomas Moore's sanft traurigem Gedichte:

Those evening bells, those evening bells
How many a tale their music tells!

Unser neuer Bekannter, der Maler Wilhelm Wieder, dessen ich vorhin erwähnte, nähert sich in seiner Auffassung des Volkslebens dem verstorbenen Ernst Meyer von Altona, und man könnte auf ihn mit Fug und Recht die Verse anwenden, welche Stahr vor jenen zwanzig Jahren dem trefflichen Meyer zum Andenken in sein Skizzenbuch schrieb:

Was mich in Deiner Kunst entzückt,
Was in den farbigen Gestalten
Das Auge wie das Herz erquickt:
Das ist das reine, klare Walten
Der Liebe, die in treuer Meinung
Die ganze Menschenwelt umschlingt
Und durch das Trübe der Erscheinung
Zum reinen Kern des Wesens dringt.

Wie Gottes Sonne gnädig milde
Den Guten wie den Bösen scheint,
So in des echten Künstlers Bilde
Im gleichen Licht die Welt erscheint.
Und zieht das Falsche, das Verkehrte
Er heiter an das Licht hervor,
Die Liebe war's, die es verklärte
Im Zauberbade — im Humor!

Wilhelm Wieder malt, wie Meyer, mit Vorliebe Weltgeistliche, Mönche und Scenen, in welchen er diese Gestalten verwerthen kann. Dabei greift er aber mit seinem offenen Sinne in das Leben frisch hinein, und es gelingt ihm Alles, von dem einfachsten alltäglichen Vorgange bis zu jenen großen Kirchenactionen, deren Ernst und Bedeutung an das Historische gränzen. Sein Dorfpfarrer, dem das aus der Vigne kommende junge Mädchen, mit dem Korb voll Trauben auf dem Kopfe, ehrerbietig die rechte Hand küßt, während er, seitwärts nach den Trauben blickend, mit der linken eine Traube nimmt, ist voll schalkischer Heiterkeit. Daneben war ein anderes, sehr charakteristisches Bild, eine Klosterzelle, in welcher ein paar Mönche die Zeitung lesen. Die Spannung, mit welcher der ältere, offenbar etwas schwerhörige Mönch dem Vorlesenden folgt, der Antheil, welchen sie Beide an den Ereignissen nehmen,

sind so unverkennbar und lebhaft ausgedrückt, daß man den Gegensatz zwischen der Stille in diesen Mauern und den Vorgängen in der Welt mit dem Lesenden mit empfindet und sich der Vermuthung nicht entschlagen kann, wie es sich bei diesem Lesen um Dinge handle, welche selbst für die Bewohner dieser einsamen Zelle von Bedeutung sind. — Wieder's Kinderpredigt in Araceli, seine Firmelung in der Kirche einer der Gebirgsstädte, die Einkleidung einer Nonne in einer römischen Klosterkirche, und vor Allem die Gründonnerstags-Beichte vor dem Cardinal Großpönitentiarius in St. Peter, sind zugleich Sittenbilder, in denen das Wesen des hohen Clerus neben dem des Volkes festgehalten wird, und die einmal, abgesehen von ihrem großen künstlerischen Werthe, durch ihre geistreiche Auffassung eine historische Bedeutung gewinnen werden. Das letztere Bild hat uns sehr erschüttert, und der Vorgang, der ihm zum Grunde liegt, gehört auch zu den ergreifenden Einrichtungen in der katholischen Kirche.

Alle Jahre am Gründonnerstag Nachmittag hört nämlich der Kardinal Großpönitentiarius an einem, wie ich glaube, eigens dazu errichteten Altare mitten in der St. Peterskirche denjenigen Verbrechern Beichte, deren Missethat sonst keine Vergebung findet: wie der Vatermord, die Ketzerei 2c. Wilhelm Wieder, dem der Kardinal die Gunst erzeigt hat, ihm selbst zu dem Bilde zu sitzen, hat nun diesen kirchlichen Akt in dem Augenblicke gemalt, in welchem ein in schlechte Kleidung gehüllter, wild aussehender Campagnarde, unter der majestätischen Wölbung des erhabensten Gotteshauses der ganzen Christenheit, hingeworfen auf die Stufen des Altars, sich vor den Augen alles Volkes als schweren Sünder darstellt, während doch keines sterblichen Menschen Ohr, außer dem des beichtehörenden Cardinals, jemals das Verbrechen erfährt, dessen der Geängstigte sich anzuklagen hat.

Wir erkundigten uns bei dieser Gelegenheit, ob sich alljährlich Büßer zu diesem Akte des Bekenntnisses und der Vergebung fänden? Alljährlich! gab man uns zur Antwort; aber man fügte hinzu, die Zahl derselben sei in der Regel sehr beschränkt, doch bemerke man häufig Geistliche unter diesen vor dem Großpönitentiarius beichtenden Sündern, welche sich also wahrscheinlich des Unglaubens oder auch anderer Ketzereien anzuschuldigen haben müßten. Unsere Freunde erinnerten sich nicht, jemals

Frauen bei diesem Beichtakte am Gründonnerstage gesehen zu haben, dessen Eindruck auf die Menge immer sehr lebhaft sein soll.

Neben diesen kirchlich-katholischen Genrebildern, die mich zu dieser Excursion verleitet, haben wir bei Wieder in seinem Atelier das Bild einer Nymphe im Waldesgrün gesehen, das ich zu dem Schönsten rechne, was ich seit langer Zeit gefunden habe, und zu dem Begehrenswerthesten von allem, was mir dieses Mal von neuen Bildern bis heute in Rom vorgekommen ist.

Als wir mit ihm davon sprachen, wo er das Modell zu dem schönen jugendlichen Körper gefunden habe, und sich dadurch die Rede auf die Modelle im Allgemeinen wendete, erzählte er, daß es der Ehrgeiz der weiblichen Modelle sei, als Madonna, als Heilige, besonders aber als Göttin gemalt zu werden, ohne daß sie natürlich eine Vorstellung davon haben, was eine solche Göttin recht besagen wolle. Eines Tages trifft er ein gutes, sehr brauchbares Modell, das er von früher kannte, und will mit demselben eine Sitzung verabreden. Das Mädchen sagt, es könne nicht kommen. Was habt Ihr denn vor? fragt der Maler. Oh! ich habe zu thun! antwortet die Schöne. Lavoro col Signor M.. per una Venere! — Per una Venere? ruft der Maler verwundert, weil das Mädchen ihm einen Genremaler nennt, der sich niemals mit mythologischen Darstellungen zu beschäftigen pflegte. Si! per una Venere! bedeutet sie mit ernster Entschiedenheit, per una Venere in Costume di Ciucciara! (Ich arbeite bei Herrn als eine Venus! Als eine Venus? — Ja! als eine Venus — in Ciucciaren-Costum!) Ganze Reihen der heitersten Modell-Anekdoten haben wir zu hören bekommen; aber ich muß für heute schließen und schreibe Euch erst mit der nächsten Gelegenheit von den anderen Werkstätten, in denen wir gewesen sind.

Fanny Lewald

an

Edo und Adolf Stahr

in Lille.

Handel und Wandel in Rom.

Rom, Januar 1867.

„Nur von Sonnenschein und von Ruinen kann man doch nicht leben!“ sagte mir gestern eine liebenswürdige und sehr gescheite Wienerin, die, an die Behaglichkeit eines wohlhäbigen deutschen Hauses und an die geistbelebte Geselligkeit ihres heimischen Kreises gewöhnt, es nicht immer leicht findet, sich in die mancherlei Unbequemlichkeiten und Entbehrungen der hiesigen Verhältnisse zu schicken. Damit ist es nun aber ein eigenes Ding. Rom muß man und kann man, wie es jetzt ist, überhaupt nur mit dem Vorbehalte genießen, daß man es nehmen wolle, wie es eben ist, und nicht von ihm verlangen wolle, was es unter der herrschenden Mißregierung nun einmal nicht leisten kann. Und selbst dann ist und bleibt es doch noch schwer genug, sich mit gewissen Dingen abzufinden.

Ich habe es schon in einem meiner ersten Briefe gesagt, und komme doch immer wieder darauf zurück, weil es sich mir täglich neu aufdrängt: ein trauriger verwahrlostes Volk, elendere Wohnungen, eine zurückgebliebenere Industrie als in Rom, sind mir nie und nirgend vorgekommen. Da ich weder einen Diener noch eine Kammerfrau zu

meiner Verfügung habe, also genöthigt bin, alle unsere Besorgungen selbst zu machen, habe ich — und während Vaters Krankheit nur um so mehr — die mannigfachste Gelegenheit gehabt, mich nach hundert Dingen selber umzuthun, und ich kann aus eigenster Erfahrung sagen, daß das Volk und die hiesigen Zustände in den zwei und zwanzig Jahren, seit denen wir sie nicht gesehen haben, schreckenerregend heruntergekommen sind.

Selbst an Schönheit und Gesundheit hat das Volk, wie ich schon neulich behauptete, im Allgemeinen Einbuße gelitten; so viel Blinde und Augenkranke wie hier habe ich nirgend zuvor gesehen, und so viel Pockennarbige erst recht nicht. Man muß wohl auf die Impfung der Kinder nicht gehörig halten; und daß, wenn hier einmal eine Krankheit auftritt, sie zur Epidemie werden muß, das kann bei diesen Wohnungen und dieser Vernachlässigung der ersten Reinlichkeits-Bedingungen gar nicht fehlen. Früher konnte man nicht eine Straße lang gehen, ohne schöne Menschen zu finden, ohne den prächtigen, schlanken jungen Männern zu begegnen, denen der Kopf so fest auf dem breiten Nacken und den kräftigen Schultern saß, daß man noch die Urbilder der alten Statuen vor sich zu sèhen glaubte; und man brauchte sich nicht lange umzublicken, um vor den Thüren oder an den Fenstern die schönen römischen Mädchen zu entdecken, hoch gewachsen, vollbusig bei schlankem Leibe und von Gesundheit strahlend, trotz ihrer gelblich braunen Farbe. Dazu waren sie, Männer wie Fraueu, selbst in den Wochentagen gut gekleidet, und es war ihnen allen eine gewisse Höflichkeit, eine selbstbewußte ernsthafte Freundlichkeit eigen, in der die alte römische Gravitas und die vielgelobte italienische Gentilezza sich sehr angenehm vereinigten. Die Mädchen trugen bei der Arbeit damals einfarbige, sehr tüchtige Kleider aus starkem Flanell, sie hatten die silberne Haarnadel oder den silbernen Kamm im Haar, die großen goldenen Ohrringe und ein paar Perlenschnüre fehlten Mädchen und Frauen des Volkes selten, und vollends an Festtagen war es eine Lust, die schönen Trasteverinerinnen, mit den reichen buntseidenen Schnürleibern, mit den großen im Nacken weit zurückgesteckten weißen Busentüchern, und die jungen Männer in dem enganliegenden, vom Knie ab weit herabfallenden Beinkleide, in der Sammetjacke und mit dem lose um den Hals geknüpften

vielfarbigen Halstuche durch die Straßen der Stadt spazieren gehen oder auch fahren zu sehen.

Daß diese Nationaltracht sich allmählich verloren hat, ist schade, aber da sich dies fast in allen europäischen Ländern vollzogen hat, so hätte man diese Wandlung als eine in der Zeit liegende Erscheinung hinzunehmen, wenn nur hier in Rom nicht an die Stelle jener wohlanständigen und wohlhäbigen Nationaltracht die jämmerlichste Verlumpung getreten wäre. Statt der schönen wollenen Kleider, welche die Mädchen sonst an hatten, wenn man sie an den Brunnen stehen sah, tragen sie jetzt elende, verwaschene, oft in Fetzen hängende Kattunkleider oder Anzüge, denen man es anmerkt, daß sie, sei es als Geschenke oder als Einkäufe in Trödelladen, von den Fremden herstammen. Schuhe und Strümpfe sind zerrissen und schmutzig, sie schlumpen in den nassen Straßen kläglich mit ihrer elenden Fußbekleidung herum; selbst auf ihr Haar halten sie nicht mehr wie sonst; und kommt man gar in die entlegenen Stadttheile, so kann man sich oft des Schreckens über den Aufzug nicht erwehren, in welchem man die Menschen erblickt. Aber selbst bei uns, in dem Fremden-Viertel, in welchem doch noch eher Geld unter die Leute kommt, habe ich Frauen und nicht etwa Bettlerinnen — und nicht etwa einmal, sondern zum Oeftern — mit einem Zeugstiefel und einem Lederschuh — mit einem Frauenstiefel und einem zum Schuh zurecht geschnittenen alten Mannsstiefel vor Augen gehabt — und kleine Mädchen und halbwüchsige Buben, denen die Lumpen, welche sie um sich gehängt hatten, buchstäblich nicht die Blöße bedeckten. Dazu konnte man sehen, daß sie Tag und Nacht nicht aus diesen sogenannten Kleidungsstücken herauskommen konnten, denn die Fetzen derselben hingen so wirr durch einander, daß es unmöglich sein mußte, sich wieder in gleicher Weise in sie hineinzufinden, wenn sie einmal abgelegt worden waren. Die Noth ist hier an allen Ecken sichtbar.

Einmal kamen wir am hellen Tage von dem Giardino publico zur Seite des Konstantinbogens hinunter und wollten nach den Caracallathermen gehen. Auf der Straße lag unter den Bäumen ein noch junger Mann, in der elendesten Kleidung, abgezehrt, mit eingesunkenen Augen und einer so braungrauen Gesichtsfarbe, wie ich sie nie zuvor an einem Menschen europäischer Raçe wahrgenommen hatte. Es war unver-

kennbar, daß das Fieber ihn so zugerichtet haben mußte. Wir gingen an ihn heran, fragten, was ihm fehle? Ich habe das Fieber seit zwanzig Monaten! sagte er denn auch. Wir erkundigten uns, ob er keine Hülfe finde? Er war so matt, daß er kaum die Augen aufschlug und nicht einmal Lust zum Antworten hatte. „Es ist keine Arbeit zu finden! Die Krankenhäuser sind voll! Es ist keine Hülfe!" — darauf lief es hinaus.

An dem nämlichen Tage gingen wir auf dem Rückwege durch eine Seitenstraße unweit von dem Bogen der Goldschmiede und sahen auf ein altes wüstes Gemäuer hin, nicht recht wissend, was wir aus demselben machen sollten. In dem Augenblicke schoß, wie eine Eidechse, aus einer Art von Kellerluke ein Junge von etwa dreizehn Jahren hervor, halbnackt, vor Schmutz starrend, aber schön. Wir erschraken beinahe über ihn, so unerwartet war er aus der Tiefe hervorgekommen. Stahr fragte ihn, ob das Haus bewohnt sei. Er verneinte es. Was darin sei? Nichts! es sei leer. Was er darin suche? Nichts! er schlafe dort. Ob er keine Eltern habe? Er schüttelte den Kopf. Ob er in eine Schule gegangen sei? Niemals! Wer ihm zu essen und zu trinken gebe? Er zuckte mit den Schultern. Was denn aus ihm werden würde? Er verstand gar nicht, was wir damit meinten.

Dem Fieberkranken und dem armen Jungen hatten wir etwas gegeben: der und jener Fremde oder Heimische wird das ebenfalls thun und gethan haben, und Elend kommt in allen großen Städten in den schreckenerregendsten Formen vor — aber ich wiederhole es, so alltäglich, so verbreitet, mitten in den belebten Stadttheilen, wie jetzt in Rom, habe ich es früher niemals, und vollends unter diesem Himmelsstriche nicht gesehen.

Man braucht z. B. nur um Mittag an die Thüren der Klöster zu gehen, um sich zu überzeugen, wohin die römische Bevölkerung gekommen ist. Da liegt gleich am Capitole das Franziskanerkloster von Araceli. Es ist der Sitz des Franziskaner-Generals; die Kirche des Klosters ist prachtvoll, ihr heiliger Bambino (die Figur eines Jesuskindes in Wickeln) einer der gefeiertsten Wunderthäter in Krankheiten aller Art, und das Kloster selbst hochgelegen und wie ein Stadtviertel groß. Von

dem Fuße des capitolinischen Hügels, von der Piazza di Araceli, führt eine der prachtvollsten Marmortreppen hundertstufig zu der Kirche hinauf; an der andern, nach dem Forum Romanum sich hinsenkenden Seite, leitet eine bedeutend kürzere Treppe aus der Kirche und dem Kloster nach dem Kapitol hinunter; und hier, umgeben von den prachtvollsten Bauwerken, dicht an dem Palaste, in welchem die oberste Stadtbehörde von Rom sich versammelt, hart neben der bronzenen Reiterstatue des segenspendenden Kaisers Trajan, haben wir zu den verschiedensten Malen einen Anblick gehabt, den man sich trauriger nicht denken kann.

Schaaren von Männern, Frauen, Kindern haben wir in hellem Sonnenscheine, und nicht etwa in den Zeiten einer Hungers- oder Kriegsnoth, sondern jetzt, mitten in einer Friedenszeit voll guter Ernten, auf den Marmorstufen liegen und sitzen sehen, die Klostersuppe verzehrend, die dort ausgetheilt wurde. Welche Gestalten sind das! — und welche Suppe! Ich habe mir diese Suppe zeigen lassen, so oft ich hingekommen bin. Kohlstrünke in einer warmen Spülichtbrühe! Abhub, wie man ihn aus allen Küchen in die Gosse leitet. Und so verhungert waren die Unglücklichen, daß sie mit Gier die elende Nahrung zu sich nahmen, die zu genießen Vielen von ihnen selbst der Löffel fehlte. Mit den Fingern schöpften die Mütter die Kohlblätter aus den Töpfen heraus, um sie den Kindern in den Mund zu stecken, ehe sie mit ihnen, Zug um Zug trinkend, die Brühe theilten. Diejenigen, welche sich Löffel mitgebracht hatten, oder die Suppe in verdeckten Töpfen nach Hause trugen, und jene Anderen, welche ein Stück Brod dazu aus ihrer Tasche zogen, waren die Reichen und die Vornehmen in dieser Schaar. Die Zeiten, in denen wir zu lachen pflegten, wenn ein römischer Betteljunge uns sein: Mi mojo di fame! (ich sterbe vor Hunger!) zurief, während er ein derbes Stück Weißbrod in der einen und eine Apfelsine in der anderen Hand hielt, sind lange in dem heutigen Rom vorüber. Die jetzige junge Generation ist durchweg blässer, magerer, selbst in der Masse kleiner als die frühere, und auch in Trastevere ist, wie gesagt, die Schönheit weit seltener geworden. Dafür ist aber alles, was den Rock der Sbirren oder des Soldaten trägt, trefflich genährt,

und auffallend wohlgekleidet. Besser und schöner als bei uns oder auch als in Paris.

Dazu ist nicht nur das Mannsvolk der arbeitenden Stände sehr verroht, sondern auch auf die Zucht und Sitte der Frauen hat die lange Anwesenheit der französischen Soldaten natürlich nicht versittlichend und erziehend eingewirkt. Deutsche Aerzte sagten mir, daß es kaum mehr möglich sei, in Rom und in den nächst gelegenen Orten eine gesunde Amme aufzutreiben. Das ganze Volk sei ruinirt. Auch das Laster des Trinkens hat in Rom furchtbar um sich gegriffen. Vor zweiundzwanzig Jahren war ein Betrunkener eine so große Seltenheit, daß man einen solchen mit vorgetragener Klingel und förmlich wie in einem spottenden Aufzuge durch die Straßen zu führen pflegte. Jetzt taumeln die Leute Abends in der Stadt umher, ohne daß man weiter darauf achtet, und statt der sanften Mandolinen- und Guitarrenklänge und statt der lieblichen Lieder, die uns so manche römische Nacht in früherer Zeit verschönerten, schallt jetzt wüstes Schreien und Brüllen und Zanken von Betrunkenen oft noch tief gegen den Morgen hin zu uns hinauf. Wie das Trinken, so hat auch das Tabackrauchen überhand genommen. Achtjährige Jungen habe ich auf der Straße die fortgeworfenen Cigarrenstummeln der Soldaten oder der Fremden aufnehmen, noch einmal anzünden, und mit Wollust zu Ende rauchen sehen; und wo sollten die Lehrer herkommen, welche die Buben davon abhielten oder davor warnten — da alle Schulen in den Händen der Geistlichkeit sind und der Tabackshandel ein päpstliches Regal ist?

Dieses päpstliche Tabacksregal hat mich, eben in Eures Vaters Krankheit, auch einmal eine meiner ersten Erfahrungen über die hiesigen Geldverhältnisse machen lassen. Ich war ausgegangen, für meinen Kranken einen neuen Cigarrenvorrath anzuschaffen, und man hatte mir gesagt, daß allerdings echte Havannah-Cigarren in Rom zu haben wären, daß man diese jedoch nur in dem Spaccio normale, in der Haupt-Tabacksniederlage des Papstes, im Palazzo Mignatelli kaufen könne. Das war nicht weit von unserer Wohnung: ich machte mich also während der Morgenstunden, in denen allein die päpstliche Tabacks-Niederlage geöffnet ist, auf den Weg, fand unten in dem einen Gewölbe des

Palastes mit dem Tabacksverkauf einen alten, so beamtenmäßig aussehenden Römer beschäftigt, daß er einen Registrator in jedem deutschen Krähwinkel hätte vorstellen können, und erhielt die verlangten Cigarren, deren Preis verhältnißmäßig nicht hoch zu nennen war. Ich kaufte auch türkischen Taback und legte in aller Seelenruhe zwei Papierscudi auf den Zahltisch. Der Alte sagte dazu nichts, sondern schüttelte nur verneinend mit dem Kopfe und schob die Scudischeine auf die Seite. Ich fragte, was das heißen solle. „Die nehmen wir nicht an!“ Aber es ist ja römisches Papiergeld! Ja, freilich! aber wir nehmen es nicht an!“

Das war denn allerdings eine recht aufklärende Lektion über die hiesigen Finanzverhältnisse. Daß man auf den Rechnungen des Hotels die gedruckte Bemerkung fand, die Zahlung werde nur in Gold angenommen, und daß unser Hauswirth in dem Miethskontrakte die ausdrückliche Bedingung gestellt hatte, in Silber bezahlt zu werden, hatte uns nach den Erfahrungen, die wir in ganz Italien über die Geldverhältnisse gemacht hatten, nicht befremden können; aber daß man das römische Papiergeld in einer päpstlichen Handlung in dem Detailverkaufe, und ebenso auf der ganz im römischen Gebiete liegenden Eisenbahn, von Rom nach Frascati zurückwies, konnte allerdings so lange überraschen, bis man gelernt hatte, daß das in den römischen Landen coursirende Papiergeld vom Staate keineswegs garantirt, also bei dem ersten politischen Ereignisse oder Zusammenstoße möglicher Weise völlig werthlos sei.

Sich hier mit dem Geldwesen zurecht zu finden und seine Geldangelegenheiten zu ordnen, verlangt beinahe ein Studium. Erstens gehen zwei Valuten, die alte und die neue, fortdauernd neben einander her. Man hat gleichzeitig die alte Rechnung nach Scudi, Paoli und Bajocchi und die neue Rechnung nach Liren (Franken) und Soldi. Der alte Silberscudo war einen Thaler zwölf und einen halben Groschen werth, hatte zehn Paoli und hundert Bajocchi, und der Bajocco stellte sich danach etwa zu 5 $1/_{20}$ Pfennig. Ich habe aber keinen Silberscudo mehr gesehen, seit wir wieder hier sind. Das neue Fünf-Lirenstück, das den Scudo ersetzt, ist hingegen nur einen Thaler 10 Groschen werth. Nun rechnet und fordert das Volk noch durchweg seine Preise nach dem

alten Münzfuße und es wird darin durch das Papiergeld bestärkt, auf dessen Vorderseite un scudo steht, während die Rückseite den Vermerk trägt, 5 lire 37 Centesimi. Der Materialhändler, der Bäcker, der Schlächter, der Cabriolet-Fuhrmann, der Speisewirth und der Wohnungs-Vermiether, kurz, alle die Leute, mit denen der Fremde zu verkehren hat, stellen ihre Forderungen nach Scudi und Bajocchi. Zahlt der Fremde ihnen in Silberliren und in Centesimi, so verliert der Liefernde an jedem Scudo etwa fünf Bajocchi und an jedem Franken einen solchen. Das stellt sich um so deutlicher heraus, als noch eine gute Anzahl sogenannter Papetti, zwei Paolistücke, im Umlaufe sind, für welche die Liren den Ersatz bilden sollen und die überall mit 21½ Soldi angenommen werden. Es giebt also bei dem kleinsten Einkaufe, bei jeder Droschkenfahrt ein Gehandel ohne Ende, und das wird noch ärger, wenn man die Scudozahlung in Papier zu machen beabsichtigt, da kein Verkäufer den Papierscudo zu dem auf ihm angegebenen Werthe, sondern nur zu fünf Liren annehmen will, wobei der Käufer also siebeneinhalb Soldi einbüßt.

Dieser Quälerei im Detailhandel steht denn auch die eben so beschwerliche Verwerthung der mitgebrachten Wechsel gegenüber. Kommt man mit seinen allerschönsten à-vue-Wechseln auf die großen Pariser Bankhäuser, bei denen man noch am wenigsten Einbuße erleidet, zu einem der römischen Banquiers — zu römischen sowohl als zu deutschen Häusern — so zahlen diese dem Fremden den Betrag seines Wechsels regelmäßig in römischem Papiergeld aus und versichern, daß man dabei einen großen Vortheil, 7, 9, ja 10 pCt. realisiren könne. Das würde auch richtig sein, wenn man den römischen Papierscudo nicht so häufig zu fünf Liren ausgeben müßte, und wenn man das Gold und Silber, das man für manche Zahlungen doch unerläßlich nöthig hat, nicht von den Wechslern, je nach dem Course, kaufen müßte. Freilich hängen bei allen Wechslern Tafeln aus, welche den Tages-Geldwerth feststellen, aber es kommt auch dabei gelegentlich noch ein Handeln vor, und selbst bei dem Verkaufe der Wechsel an die Banquiers passiren noch unerwartete Zwischenfälle.

In Rom wird nämlich nur einmal in der Woche, am Freitage, Börse gehalten, und dann für die nächste Woche der Cours der Wechsel

und des Goldes festgestellt. Einmal kam ich an einem Samstag zu einem deutschen Banquier, um einen Wechsel auf Fould zu verwerthen. Der Banquier, den ich persönlich kannte, nahm den Wechsel, sah ihn an und sagte: die Wechsel auf Paris stehen gegenwärtig sehr hoch — ich bin aber sicher, daß sie in acht, in vierzehn Tagen bedeutend niedriger sein werden. Geld steht Ihnen natürlich zur Verfügung, so viel Sie wünschen, aber kaufen werde ich den Wechsel erst, wenn der Cours gesunken sein wird! — Das war denn auch eine Erfahrung, die ich bei allen meinen Reisen und in allen den Jahren, in Deutschland, in England und in Frankreich, nie zuvor gemacht hatte. Des Klagens der Einheimischen und der Fremden über diese Dinge ist hier auch gar kein Ende, und obschon man in der That mit seinem mitgebrachten Goldgelde und mit seinen Pariser Wechseln gegen die hiesigen Geldwerthe einen Vortheil erzielen kann, wenn man die Verhältnisse erst kennt und — ein tägliches Feilschen und Herumdingen nicht scheut, bei dem obenein die Unbemittelten, die uns bedienen, den Nachtheil haben, so möchte doch jeder anständige Mensch diesen trübseligen Vortheil gern entbehren, wenn er dafür in einem Zustande leben könnte, in welchem das Stück Geld und das Papier den Werth haben, auf den sie gestellt sind. Damit aber die Unbequemlichkeit vollständig sei, so nimmt man das römische Papiergeld im Königreich Italien natürlich im Kleinhandel gar nicht und bei den Banquiers nur mit großer Einbuße an, und die römischen Silberliren, die in der That keinen Franken werth sind, weist z. B. die Bank von Frankreich ebenfalls zurück.

Ebenso unbequem wie der Geldverkehr ist der Postverkehr mit dem Auslande, wenn die zu versendenden Gegenstände durch das Königreich Italien gehen sollen, oder gar nach demselben bestimmt sind, denn die päpstliche Postverwaltung ignorirt das Königreich Italien, so weit dies möglich ist. Unfrankirte Briefe dorthin werden gar nicht befördert, und Werthsachen eben so wenig. Von der ersten Maßregel werden die niederen Stände am schwersten betroffen. Sie wissen, da sie keine Zeitungen lesen, gar nicht, daß die Briefe, welche sie unfrankirt in den Briefkasten stecken, recht eigentlich in den Brunnen geworfen und für sie und die Ihren total verloren sind. Es mag dadurch oft der größte Jammer in den Familien, die größte Noth für den Einzelnen entstehen,

aber was kümmert das die Regierung? Wir mit unsern Versendungen können uns eher helfen. Wir müssen z. B. die Manuscripte über Frankreich nach Italien senden oder eine Gelegenheit abwarten, wie neulich König Ludwig von Baiern, als er einer wohlthätigen Stiftung im Königreiche — Il Regno, sagt das Volk — etwas zukommen lassen wollte. Aber die arme Mutter, die arme Gattin, die dem ausgewanderten Sohne oder dem exilirten Manne ihren Spargroschen zuwenden möchte, und der keine befreundete Gesandtschaft die Hand bietet, die keine Bekannten hat, welche nach dem Königreiche reisen — was wird aus deren Sorge? Wer kümmert sich um deren Rathlosigkeit? Was fängt die an?

Und dazu ist Alles schlecht organisirt und ohne Voraussicht auf das Bedürfniß des Publikums eingerichtet. Man erhält hier wie überall einen gedruckten Aviso, wenn ein beschwerter Brief für Jemand ankommt. Man fährt, da die Stunden auf dem Aviso nicht bezeichnet sind, in denen das Postbureau geöffnet ist, um nur recht sicher zu sein, zu der in aller Welt geschäftsmäßigsten Zeit, zwischen zehn und zwölf Uhr von seiner entfernten Wohnung, mit seinem Passe und seinem Aviso — Caricamento ist der eigentliche Name für den Schein — bewaffnet, nach der Hauptpost hin und findet sie, obschon man die Beamten sich in den Zimmern hin und her bewegen sieht, geschlossen. Verwundert fragt man, wie ich neulich, einen unter den vielen Wartenden: weßhalb ist denn das Bureau geschlossen? Der Courier ist angekommen! Wann wird man denn wieder öffnen? Das hängt davon ab, wie stark der Courier ist. Wenn sie viel Briefe haben, so daß es zwölf Uhr wird, ehe sie mit dem Aussuchen der Briefe fertig sind, so wird die Post geschlossen und man bekommt die Briefe erst am Nachmittage. Der Italiener, es war ein Weltgeistlicher, an den ich mich gewendet hatte, mochte meine Verwunderung über diese Einrichtung bemerken. Er zuckte mit den Schultern und sagte freundlich: Man muß Geduld haben, Signora!

Geduld hätte ich nun allenfalls haben können, aber ich hatte keine Zeit, mein Kranker war allein zu Hause, ich hatte auch einen Wagen stehen, den ich nicht stundenlang bezahlen wollte, um dann am Ende vielleicht noch unverrichteter Sache nach Hause zurückzukehren. Ich klopfte

also an den Schalter und stellte mein Anliegen vor; es half mir aber nichts. „Sie sehen ja, es warten Alle!“ gab man mir zur Antwort. Das ist ganz gut für die, welche warten können und wollen; ich habe aber keine Zeit und ich will nicht warten! „Dann müssen Sie wiederkommen!“ Das kann ich auch nicht! „Ja, was wollen Sie denn, daß geschehen solle?“ Führen Sie mich zum Direktor des Bureau's! Man stand erst an, mir den Dienst zu leisten, endlich schickte man mir einen Burschen und ließ mich Trepp auf in die Bureaux führen; aber auch in diesen nahm man das Schließen der Bureaux, wenn der Courier angekommen sei, als eine Naturnothwendigkeit an, welche die Menschheit wie Sturm und Regen über sich ergehen zu lassen habe. Da kam ich auf den Gedanken, die Frage zu thun, um welche Zeit der Courier denn eintreffe? Das hänge natürlich von der Ankunft der Eisenbahnzüge ab und sei nicht auf die Minute zu bestimmen! erhielt ich zur Antwort, und wieder erscholl das echt römische „Man muß Geduld haben!“ Ich war aber mit meiner Geduld nun fertig. Wenn Sie die Post um bestimmte Stunden schließen, sagte ich, so gehört es sich, daß Sie auf den Postscheinen diese Stunden angeben. Sie können nicht verlangen, daß der Fremde sie von selber weiß; und wenn auf dem Postschein nicht angegeben ist, zu welcher Stunde die Sachen ausgeliefert werden, so müssen Sie dem Fremden, der vom andern Ende der Stadt hierher gefahren kommt, seine Briefe zu den Stunden aushändigen, die auf der ganzen europäischen Erde und in allen civilisirten Ländern die Geschäftsstunden sind. Sie können nicht fordern, daß man ein Paar Scudi Fuhrlohn daran setzen solle, seinen frankirten Brief von der Post zu holen, weil Ihre Postscheine unzureichend sind! — Das machte auf den Beamten glücklicher Weise einen Eindruck. Er gab mir einen seiner Leute mit, gab diesem den Befehl, mir meinen Brief ausliefern zu lassen, und weil ich mich ihm nun für diese Gefälligkeit meinerseits doch auch dankbar beweisen wollte, rieth ich ihm höflich, sich zum Besten des Publikums einen preußischen Postanweisungsschein kommen zu lassen, und gewiß zu sein, daß er sich mit Nachahmung desselben und seiner Genauigkeit einen wahren Dank verdienen würde. Er war darüber auch ganz freundlich geworden, und — so schieden wir.

Als ich dann mit meinem Briefe in der Tasche, sehr stolz über

den erfochtenen Sieg, wieder in meinem Wagen saß, fiel mir übrigens ein Posterlebniß mit einer der seligen Thurn und Taxis'schen Postverwaltungen ein, das ich der Komik wegen doch hierher setzen will, da es als ein Beispiel jener Art von Postverwaltung belustigend ist. Es war im Jahre 1852, wir hatten das ganze Frühjahr in Weimar zugebracht und waren im Sommer nach dem lieblichen Rudolstadt gegangen. Damals lebte die Euch auch persönlich bekannte, und Jedem, der sie zu kennen so glücklich gewesen ist, unvergeßliche Schriftstellerin Therese von Bacheracht, mit dem Obersten von Lützow verheirathet, in dem holländischen Indien, in Surabaya auf Java, wo ihr Gatte auch zugleich Civil-Gouverneur war. Durch volle drei Jahre hatten wir einander regelmäßig alle vierzehn Tage geschrieben, und die Overlandmail hatte die Briefe mit der Sicherheit befördert, mit welcher ein Verkehr zwischen Potsdam und Berlin vor sich geht. Die Briefe konnten für 15 Sgr. Porto etwa zwei Bogen stark und couvertirt sein, und so hatte ich sie ohne alle Schwierigkeiten auch sechs Mal in den drei Monaten von Weimar abgesendet.

Als ich am 1. Juli mit meinem Briefe in Rudolstadt, vier Meilen von Weimar, an dem Schalter des Postbureau's anlangte, erregte die Aufschrift Surabaya, Java, bei dem Postbeamten eine Art von Schrecken. Er sah mich an, sah den Brief an, rief seinen Kollegen herbei, sie flüsterten mit einander und es entstand, wie bei dem Examen des Kandidaten Jobses, ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Die Herren fingen an, in den Bureaux so ängstlich und so verscheucht umherzulaufen, wie Ameisen, in deren Bau man einen Stock gesteckt hat; endlich kam dem Einen ein Gedanke. Er zog unter einem Schube ein Pack blauer, fürchterlich verstaubter Hefte hervor, der Andere schleppte ein eben so verstaubtes Buch, das wie ein Dictionnair aussah, herbei, sie klopften die Bücher aus, setzten sich beide wieder und fingen zu studiren an. Wir standen draußen am Schalter, das Wetter war schön, die Scene belustigte uns. Mein Gefährte hatte die Uhr herausgezogen, wir standen und standen, endlich, nach einer vollen Viertelstunde, kam der ältere Beamte an das Fenster heran und sagte in herzerquickendem thüringischem Dialekte: „Hören Sie, Madame, den Brief können wir nicht schicken!“ Nicht schicken? Aber weßhalb denn nicht? „Nein, sehen Sie, der ist

zu schwer! Sie müssen das Couvert abnehmen, ein Couvert darf gar nicht darauf sein, es muß nur ein Bogen Papier sein, und dann kostet der Brief einen Thaler!" Wir lachten und ich konnte mir nach der ersten Verwunderung die Sache wohl erklären. Der fürstlich Thurn und Taxis'schen Post zu Rudolstadt war die in der ganzen civilisirten Welt bekannte Einrichtung der Overlandmail noch nicht mitgetheilt worden, und sie schickte ihre Briefe immer noch über England und um das Cap der guten Hoffnung herum nach Ostindien und weiter gen Osten. Der Beamte half mir aber auch über den letzten Zweifel, den ich etwa hegen konnte, freundlich fort, denn er gab mir zu bedenken, daß es keine Kleinigkeit sei, so einen Brief durch ganz Europa und rund um Afrika gehen zu lassen! — Für den Augenblick war dagegen natürlich nichts zu machen; ich ließ mir also meinen Brief wiedergeben, schickte ihn für einen Groschen an Freunde nach Weimar, und diese beförderten ihn, wie es sich von selbst verstand, für fünfzehn Groschen an seine Adresse. Weil es aber geschrieben steht, „edel sei der Mensch und hülfreich und gut," hatte ich es doch nicht unterlassen mögen, dem Rudolstädter Postbeamten das Geheimniß mitzutheilen, daß es jetzt noch eine andere Straße nach Indien gäbe, als die um das Cap, und ihm den Rath zu ertheilen, daß er sich nach dieser neuen Straße doch einmal gelegentlich erkundigen solle. Er hatte das schweigend und ungläubig und mit verdrießlicher Miene hingenommen, ich aber war mit dem Bewußtsein fortgegangen: „d'avoir bien mérité de la patrie", und wir hatten über den Vorgang nachträglich noch manchen Spaß gehabt, als ich am nächsten Tage abermals zu dem Posthause ging, um einen anderen Brief zu besorgen. Wie der Beamte an das Fenster kam, kannte ich ihn Anfangs gar nicht wieder. Er schien jünger geworden zu sein und sah ganz aufgeklärt und ganz vergnügt aus. Er nickte mir freundlich, wie einem Glaubensgenossen zu und sagte mit der Heiterkeit einer neuen Erkenntniß: „Hören Sie, Madame! Mit dem Wege da haben Sie doch wirklich Recht gehabt. Ich habe mich erkundigt. Geben thut es einen andern Weg nach Java, und billiger ist der freilich, aber," fügte er mit dem Tone hinzu, mit welchem man einem Unvorsichtigen seine Gefahr zu bedenken giebt, — „aber der billigere Weg nach Java, der neue Weg, der ist viel kürzer." — Oh! das schadet nichts, versicherte ich, und da er nun auf

die Weise Zutrauen zu meinen geographischen und postalischen Kenntnissen gewonnen hatte, durfte ich es wagen, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es auch nach Oldenburg einen Weg über Magdeburg, Hannover und Bremen gäbe, der weit kürzer und mit der Eisenbahn weit schneller zurückzulegen sei, als die Straße, auf welcher man damals die rudolstädter Briefe über Göttingen und Gott weiß über welche Seitenwege noch nach Oldenburg beförderte. Indeß damit richtete ich nichts aus; denn die Thurn und Taxis'sche Post war anscheinend nicht zum Besten des Publikums, sondern zum Nutzen des Postfürsten eingerichtet, und die Briefe nach Oldenburg machten nach wie vor ihre alten Umwege, um — möglichst lange im Postrayon von Thurn und Taxis zu bleiben, in welchem sie still vergnügt, langsam und beharrlich neben den an den Chausseen impertinent vorübersausenden Eisenbahnen durch die Länder krochen.

So geschehen im Juli 1852! — Nun wird das alles wohl auf die Beine und auf die Schienen kommen, wenn Preußen sich dahinter macht, — aber wer hilft diesem unglücklichen Kirchenstaate auf die Beine und auf die Schienen?

Eine Fahrt auf der Via Appia.

Rom, Ende Januar 1867.

Die vollständige Aufdeckung der alten Appischen Heerstraße bis zu dem Punkte, wo dieselbe ohngefähr zwei Meilen weit von Rom sich mit der neuen Straße nach Albano bei der Osteria delle Fratocchie, unweit der Trümmer des alten Bovillä vereinigt, ist ein Werk, dessen Verdienst dem jetzigen Papste gebührt. Früher verliefen sich die letzten Spuren des alten Polygonpflasters dicht hinter dem Grabthurme der Caecilia Metella in die Oede der Campagna, und nur die Trümmerreihe von Grabdenkmälern, die über dem Rasen hervorragten, ließ die Richtung der alten Hauptheerstraße Roms erkennen.*)

Die neueren Ausgrabungen haben zur Entdeckung vieler interessanten Skulpturreste alter Grabmonumente geführt, über welche ein eignes Werk des verstorbenen Canina nähere Auskunft giebt. Sie sind zu beiden Seiten der Straße aufgestellt. Unter ihnen sahen wir ohngefähr eine kleine halbe Stunde von Caecilia Metella, zur Linken des Weges das Marmorrelief eines antiken Grabmonuments, das, wie man vermuthet, die Gebeine keines geringeren Mannes als des berühmten Philosophen, Schriftstellers und Staatsmannes L. Annaeus Seneka umschloß. In der That wurde das Relief auf derselben Stelle gefunden, wo an der Appischen Straße, „vier römische Millien von der Stadt entfernt," das Landhaus Seneka's stand, in welchem der Erzieher und Lehrer Nero's auf Befehl seines Zöglings sich den Tod gab,**) und in dessen Nähe er wahrscheinlich auch bestattet wurde. Seneka hatte schon, als er noch auf dem Gipfel des Glücks und der Hoheit stand, die Verfügung getroffen, daß seine Bestattung ohne alle Feierlichkeit geschehen sollte. Jetzt verbot sich eine solche, sowie die Herrichtung eines seinem Range und Reichthume entsprechenden Denkmals und einer Inschrift von selbst, im Hinblick auf den überlebenden gekrönten Mörder. Aber die Hinterbliebenen des ge-

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 293—299, 449—452.

**) Tacitus Annal. XV. 60.

mordeten Philosophen, vor Allen seine Gattin Paulina, die ihn einige Jahre überlebte, mochten es sich nicht versagen, wenigstens durch die Bildersprache der Skulptur eine Andeutung von dem Schicksale zu geben, das den ihnen Entrissenen betroffen hatte, und sie wählten dazu die Darstellung einer Scene aus der Geschichte des Adrastus am Hofe des Croesus, die uns Herodot so rührend erzählt hat, und die in ihrem traurigen Ausgange nicht nur das gewaltsame Hereinbrechen von Unglück und Tod in Mitten höchster Fülle irdischer Glückshoheit, sondern auch die Unentfliehbarkeit des Verhängnisses schlagend versinnlicht. In den überfüllten Gallerien des Vatikan und Lateran unter Tausend ähnlichen aufgestellt würde dies Denkmal kaum unsere Aufmerksamkeit erregen; hier aber, an der Todesstätte des merkwürdigen Mannes, dessen Werke durch fast zwei Jahrtausende die Menschheit beschäftigt haben, und dessen Gestalt noch immer als ein ungelöstes Räthsel vor uns steht, fühlt man sich ungleich tiefer ergriffen bei der Betrachtung dieser symbolischen Bilderschrift, und unsere Bewegung wird nicht gemindert durch die Reflexion, daß ihre Beziehung auf Seneka doch nur eben eine Vermuthung sei.

Von dort eine starke halbe Stunde weiter bis zu dem größten aller Grabtrümmer, dem jetzt sogenannten Casal rotondo, ist die Straße dicht besetzt mit ähnlichen Resten von Denkmälern, die meisten der Kaiserperiode, einige jedoch auch der republikanischen Zeit angehörend, von deren Inschriften hier und da Fragmente erhalten sind, welche an bekannte Namen aus dem Alterthume erinnern. Einen eigenthümlichen Anblick bietet ein kolossales pyramidenartiges Grabmal, von dessen Basis man alle Quadern dergestalt weggebrochen hat — denn diese Gräberstraße und ihre Denkmäler wurden Jahrhunderte lang als Steinbrüche zu Neubauten von Kirchen und Palästen benutzt — daß jetzt die ganze ungeheure Last des noch aufrechtstehenden Baus auf einem schmalen Standfuße ruht, was dem Ganzen Aehnlichkeit mit einem riesigen Steinpilze giebt. Wie man aus einer in der Nähe gefundenen Inschrift schließt, war es das Familiengrab der Caecilier, in welchem Cicero's bekannter Freund, der Ritter Tit. Pomponius Attikus, der Neffe und Adoptivsohn eines Caecilius seine letzte Ruhestätte fand.*)

*) Corn. Nep. Leben des Attikus 21 u. 22.

Casal rotondo ist der Name eines antiken Grabthurmes, von dessen Dimensionen Ihr Euch einen Begriff machen könnt wenn ich sage, daß derselbe dem Umfange nach — er hat dreihundert zweiunddreißig rheinländische Fuß im Durchmesser — um ein volles Drittheil größer ist als der kolossale Grabthurm der Cäcilia Metella. Nur die Höhe ist geringer. Seinen Namen führt er von einem Pächterhause, das sich nebst kleineren Wirthschaftsgebäuden und einem Olivengarten auf der Höhe des Rundbaus angesiedelt hat. Ich kannte die Aussicht, welche man von dort oben auf die Campagna hat, aus früherer Zeit als eine der schönsten dieser ganzen Gegend, aber unser Pochen und Rufen um Einlaß war vergebens, keine menschliche Seele wollte sich zeigen. Rings um das Grabmonument läuft ein Erdwall, auf welchem die bei Canina's Aufgrabungen gefundenen Sculpturen aufgestellt sind, die einst das Prachtgrab schmückten. Gegenüber, an der Seite der Straße, sind halbrunde Sitze zum Ausruhen für den Wanderer, der mit Staunen den gewaltigen Bau betrachtete, welchen kindliche Liebe und Verehrung des Sohnes dem berühmten Krieger und Schriftsteller, Redner und Dichter Messalla Corvinus, dem Freunde des August und Horaz und Lehrer des nachmaligen Kaisers Tiberius*) errichtet hatte.

Keine Fahrt aus den zahlreichen Thoren Roms in die Campagna hinaus ist an Reichthum historischer Erinnerungen und Massenhaftigkeit monumentaler Ueberreste mit einer solchen Fahrt über die Via Appia zu vergleichen. Die Grabmonumente, unter denen man das eine sogar als das Denkmal der Horatier und Curiatier bezeichnet, umfassen eine Zeit von nahezu tausend Jahren, von den ältesten Zeiten der Republik bis in die späte Kaiserzeit. In bunter Abwechslung haben hier, wie zum Theil noch Inschriften bezeugen, Kriegshelden und Staatsmänner, Schriftsteller und Dichter, hohe und niedere Diener der Kaiser, haben Schauspieler und Kaufleute (unter letzteren auch ein Juwelier und Verkäufer weiblichen Putzes und Schmuckes, der nach der Inschrift sein Gewölbe auf der Via Sacra hatte), Militairtribunen und Kaiser, wie Gallienus und Alexander Severus, ihre Grabmonumente gehabt, und daneben war die ganze Campagna bedeckt von Lustbauten für die Lebenden, von Villen

---

*) S. Tiberius von Ad. Stahr, S. 5.

Landhäusern und Tempeln, von denen allen nichts mehr übrig ist als eine wüste unentwirrbare Masse durcheinander geworfener Trümmer, die längst ihres Marmorschmuckes und ihrer Zierden beraubt, wie nackte, ausgeplünderte halbverweste Leichen der Gefallenen auf einem Schlachtfelde, auf dieser historischen Leichenstätte umherliegen. Und über all dem Verwüstungsgraus dieses gigantischen Todtenfeldes leuchtete in mildester Frühlingswärme die ewige Sonne so heiter hernieder, wie sie es in den Tagen der strahlendsten Pracht dieser regina viarum, dieser Königin der Heerstraßen, gethan, an deren Borden sich einst die Bürger der alten Weltraubstadt ihre Grabpaläste neben ihren Lustvillen aufgethürmt hatten, um durch den Anblick der ersteren die Bewohner der letzteren zu desto eifrigerm Genusse des kurzen Lebens zu mahnen.

Unser Rosselenker hatte schon bei Casal rotondo nicht weiter fahren wollen. Jetzt als wir bei dem sogenannten Grabe des Gallienus angekommen waren, setzte er unserem Verlangen: die noch übrige Strecke zu Ende zu fahren, seinen hartnäckigen Widerstand entgegen. Es sei zu spät und — wir hätten ohnedies schon von Glück zu sagen, bisher keinem Briganten begegnet zu sein. Vergebens, daß wir ihm unsere Waffen zeigten, und ihm bemerkten, daß wir doch drei Männer seien, die von einzelnen Raubgesellen nichts zu fürchten hätten. Er blieb bei seiner Weigerung, obschon er, da wir ihn für die Stundenzahl zu bezahlen hatten, gegen seinen Vortheil sprach, und da er in Hinsicht der Zeit recht hatte, denn die Sonne neigte sich, und es begann kühl zu werden, so blieb nichts übrig als ihm nachzugeben. Ich habe später dieselbe Tour mehrmals wiederholt, aber keinen Kutscher gefunden, der sich weiter als bis Casal rotondo getraut hätte, ja einer derselben kehrte sogar bald hinter Cäcilia Metella um, da sein von Furcht geschärftes Auge in der Ferne verdächtige Gestalten bemerkt haben wollte. Sein Raisonnement dabei war übrigens ganz vernünftig: „Mir und meinem Fuhrwerk," sagte er, „werden die Malandrini nichts thun; es geht um die Haut der Signori Forestieri. Wollt Ihr sie riskiren — fate al vostro comodo!" Dagegen war denn freilich nichts einzuwenden, und wir hielten es für klüger, seinem Rathe Folge zu leisten.

Fanny Lewald

an

Dr. Anton Dohrn.

In Sankt Peter.

Rom, Januar 1867.

Wie das hier alles naturwüchsig ist! Wir sind am Nachmittage zur Porta del Popolo hinaus, auf der alten Flaminischen Straße nach Torre del Quinto hinausgefahren, — nach dem ehemaligen fünften Meilensteine, vom Kapitole aus gerechnet. Die Luft war weich und milde, wie bei uns im Frühjahre, der Himmel leicht bedeckt. In dem welligen Terrain der in diesem Jahre ungewöhnlich frisch gebliebenen grünen Campagne lagerten große Heerden des schönen grauen Rindviehs; aus den Schluchten und von den Höhen kamen Schaf- und Ziegenheerden hervor und hinunter. Mit einem Male fiel uns das klägliche Blöken eines jungen Lammes auf, das einer der auf der Straße befindlichen stattlichen Carabinieri bei den Füßen trug. Was haben die Carabinieri mit dem Lamme? fragte ich den Kutscher. Eh! Signora! Sie sind hier stationirt und wollen sich einen Mittag machen! gab er mir zur Antwort. Gensd'armen oder Konstabler, die sich wie die trojanischen Helden ein Schaf aus der Heerde greifen oder kaufen, um sich eine Stunde darauf mit einem Braten zu Tisch zu setzen, waren mir bei uns in Preußen noch nicht vorgekommen; aber ich glaube, daß die

frischen Lammrücken unseren Polizeibeamten solchen Ranges eben so wenig vorgekommen sein mögen.

Am Tiberufer entlang an der Villa Madama vorüber, fuhren wir durch Porta Angelika zurück nach dem Petersplatze und gingen wieder einmal in die Peterskirche hinein.

Je öfter ich sie wiedersehe, je mächtiger, je schöner, je herrlicher erscheint mir dieser Bau. Freilich ruft er in mir jetzt so wenig als in früheren Jahren eine jener Stimmungen wach, wie man sie, wenn man gläubig ist, in unsern deutschen katholischen Domen empfindet und wie ein Gläubiger sie in der einfachsten protestantischen Dorfkirche in sich aufsteigen fühlen kann. Die Peterskirche, der Lateran, die Paulskirche sind zu Ehren Gottes, nicht um der Menschen willen erbaut. Sie sind Audienzsäle, in denen der irdische Stellvertreter des Unsichtbaren die Gläubigen empfängt, und um der Würde dieses Unsichtbaren und seines sichtbaren Stellvertreters genug zu thun, sind sie geschmückt mit aller Kunst und aller Pracht der Erde. Man wird im Sankt Peter selten den Gedanken los: hier hält der Stellvertreter Gottes Hof, und es kann bisweilen geradezu etwas Befremdendes und Ueberraschendes haben, wenn man in diesen, für den Empfang aller Nationen erbauten Hallen die Betenden vor einer der Kapellen knieen, oder an einem der Beichtstühle ihr Herz vor den Ohren des Geistlichen entlasten sieht.

Er soll die Welt umfassen! Das ist der Eindruck, den dieser Riesenbau, den seine wie weit geöffnete Arme sich vor ihm ausbreitenden Arkaden in dem Betrachter hervorrufen und der durch alles verstärkt wird, was uns in ihm entgegentritt. Man fühlt sich überwältigt, wenn der schwere Ledervorhang, den in Rom alle Kirchenthüren haben, um das Geräusch von außen fern zu halten, mühsam aufgehoben worden ist und man zum ersten Male wieder von der Schwelle dieses unvergleichlichen Baues sein Auge vorwärtsschweifen läßt.

Von Pfeiler zu Pfeiler unmerklich fortgetragen und doch in so weit von ihnen festgehalten, daß man annähernd die außerordentlichen Größenverhältnisse ermißt, von den riesigen Wölbungen verlockt, sich emporzurichten, nimmt der Blick die kühnen Bogen über sich wahr, ohne von ihnen beschränkt zu werden. Es liegt im Gegentheile etwas Befreiendes und heiter Erhebendes in diesem Hinaufschauen. Man ist erstaunt, statt

des gewohnten luftigen und durchsichtig bewegten Himmelsgewölbes nun plötzlich ein steinernes, festgegliedertes und unbewegliches Himmelsgewölbe hoch über sich zu haben, aber das Auge und der Sinn ergehen sich unter demselben ungehindert wie im Freien, und auch die Brust athmet leicht und frei in diesem Raume, der, Dank seinen riesigen und zum Theil doppelten Mauern, im Winter und Sommer eine sehr gleichmäßige Temperatur bewahrt, so daß Sankt Peter fast die einzige Kirche und das einzige öffentliche Gebäude ist, welches Kranke in Rom zu jeder Jahres- oder Tageszeit unbesorgt besuchen können.

Alles leuchtet in dem Dome von St. Peter, alle Farben glänzen, denn Alles an und um ihn ist geschliffener vielfarbiger Marmor oder reichste Vergoldung; von dem Mosaikboden, den der Fuß betritt bis hinauf zu dem letzten Schlußstein des Baues, den das schwindelnde Auge erreicht. Durch die hohen Fenster dringt überall der Tag hinein, und wie von einer besonderen Sonne ergießt sich hinter dem Hochaltare, wo die Taube des Heiligengeist-Emblems ihre Flügel ausbreitet, mächtig hervorquellend ein Strom des Lichtes durch den Chor, über das große Tabernakel, durch die Rotonde unter der Kuppel, über die Adoration hinweg bis weit hinein in das Schiff der Kirche.

Die Kolossalität, die Pracht der Einzelnheiten würden überwältigend sein, wäre der Bau nicht so gewaltig, daß auch das Kolossale in ihm noch klein erscheint. Ich habe mir oft die Grabmonumente der Päpste darauf angesehen, die jedes für sich an jedem anderen Orte als ein selbstständiges großartiges Denkmal die höchste Aufmerksamkeit erregen, das Auge an sich festhalten würden. Hier in der Peterskirche sind sie mit einer entschiedenen Unterordnung, man möchte sagen ohne Selbstständigkeit, in das Ganze des Baues eingefugt, wie das Leben und Wirken der Päpste selber in dem großen Organismus, den man die römisch-katholische Kirche heißt; und es ist mir dann stets eingefallen, wie die Peterskirche sich völlig als ein Symbol oder als das Bild der ganzen katholischen Kirche darstellt. Jahrhunderte haben an ihr mit großem Sinne und großer Voraussicht späterer Bedürfnisse gebaut, zu einem Mittelpunkte für die ganze Menschheit ist sie bestimmt gewesen von Anfang an, Geschlechter nach Geschlechtern haben in diesem Baue durch die Reihe der Jahrhunderte ihren geistigen Vereinigungspunkt gefunden,

die ganze Welt hat dazu beigetragen, diesen Dom zu dem Wunder zu machen, als welches er sich vor uns aufthut und über uns wölbt. Die Geschichte des Menschengeschlechtes und unseres menschlichen Könnens, Wollens, Strebens während der letzten achtzehn Jahrhunderte ist von seinen Mauern abzulesen, und immer und immer noch ist die sich in Sehnsucht erhebende Empfindung von Millionen Menschen hieher gewandt. Darin liegt etwas, das uns gewaltig ergreift, das uns zwingt, mit großem Sinne zu urtheilen und große Maßstäbe an das Große anzulegen, selbst da, wo es mit unserem persönlichen Erkennen nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Wer in der Peterskirche nur an sich, an sein Bedürfen, an sein Empfinden denken kann, wen die staunende Bewunderung eines an sich vollendeten Ganzen, einer unvergleichlich erhebenden Schönheit hier nicht über sich selbst und über die Gegenwart hinaushebt, wer sich hier nicht in die Vergangenheit zu versetzen, nicht in die Zukunft zu schauen vermag, der bringt freilich den historischen Sinn nicht mit, durch den allein man befähigt wird, Rom zu verstehen und zu genießen.

Man kann mit seinen Ueberzeugungen in Freiheit noch weit hinausgehen über die Schranken des protestantischen Bekenntnisses, man kann mit allem orthodoxen Glauben und mit allen Dogmen für sein Theil vollständig gebrochen haben, ja, man kann in der Erkenntniß, daß nichts ewig ist, als das Werden und Vergehen und Wiederwerden und Wiedervergehen, es als eine Gewißheit voraussehen, daß auch dieser erhabene Bau einst sein Ende finden und untergehen werde, wie die Riesenbauten der vorchristlichen Zeit, über und auf deren Trümmern er sich erhoben hat, ohne sich deßhalb weniger in seinem Innersten bewegt und erschüttert zu fühlen, wenn man durch die Hallen der Peterskirche wandelt.

Wenn die Tradition wahr ist, so hat schon neunzig Jahre nach Christi Geburt der heilige Anaklet, welchen der Apostel Petrus selber zum Bischof von Rom geweiht, hier an dieser Stelle, an welcher die Gebeine des Apostels bestattet worden sein sollen, eine Kirche zu seinem Andenken errichtet. Als Konstantin der Große im Beginne des vierten Jahrhunderts anstatt jener ersten Kirche hier eine Basilika erbaute, wurde diese der Mittelpunkt für den christlichen Kultus, und noch jetzt

ist das Bild ihrer Façade in den mit Raphaels Frescogemälden gezierten Zimmern des Vatikans in dem berühmten Brande des Borgo erhalten. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als jene alte, von Konstantin gegründete Peterskirche baufällig geworden war, begann Papst Nikolaus der Fünfte den neuen Bau, der jetzt als die Peterskirche vor uns steht. Viertehalb Jahrhunderte und dreiundvierzig Päpste haben an dem Baue gearbeitet. Bramante und Michel Angelo, Rafael und Sangallo, Giulio Romano und Jakob della Porta, Maderno und Bernini, die ersten Architecten, Bildhauer und Maler dieser viertehalb Jahrhunderte, haben ihre höchste Kraft daran gesetzt, hier ein Höchstes in der Kunst zur Erscheinung zu bringen, und welchen Abänderungen der ursprüngliche Plan auch durch die verschiedenen Meister während der langen Bauzeit unterworfen worden ist, so wie er jetzt dasteht, hat der Sankt Peter seines Gleichen nicht auf Erden. Schon seine nackte Größe räumt ihm, wenn man sich eben nur an die Masse hält, die erste Stelle ein, denn man giebt an, daß die Gebäude, aus denen er sich zusammensetzt, einen Flächenraum von 240,000 Q.-Fuß einnehmen, und man schlägt die Kosten seiner Erbauung, ohne die Glockenthürme, ohne die Modelle und Mosaiken, auf 80 Millionen Thlr. an, womit es denn nur im Einklange steht, daß zu seiner Erhaltung jährlich weit über 40,000 Thlr. verwandt werden müssen. Aber wie völlig, wie herrlich in allen seinen Theilen ist er auch erhalten!

Ich sehe, während ich dieses schreibe, unsere Handbücher nach, um durch die Angabe der Maaße Ihrer Phantasie zu Hülfe zu kommen, und finde doch, während ich mich selbst deshalb befrage, daß mit solchen Angaben für die Vorstellung nicht viel gewonnen ist; denn wenn es vielleicht auch möglich ist, sich eine Größe zu denken, oder sie im Vergleiche zu demjenigen, was man kennt im Geiste zu ermessen, so ist es doch nicht möglich, sich die Wirkung vorzustellen, welche ein solcher riesiger, in den schönsten Verhältnissen überbauter, in voller Farbenharmonie erglänzender, mit den bedeutendsten Kunstwerken geschmückter Raum auf das Auge und damit auf den Sinn ausübt. Und wenn ich Ihnen sage, was Sie oft genug erwähnen gehört, daß der vom Papste Urban dem Achten nach Bernini's Zeichnungen im siebzehnten Jahrhundert errichtete Baldachin, der sich unter der Kuppel, über den Reliquien des

heiligen Petrus erhebt, höher ist, als das Berliner königliche Schloß, und daß dieser Baldachin unter dieser Kuppel und in den ungeheuren Raumverhältnissen dieser Kirche eben nur wie ein großer Baldachin erscheint — oder, wenn ich Ihnen vorhalte, daß die Kuppel der Peterskirche fast eben so groß ist, wie das Pantheon des Agrippa, so daß Michel Angelo sein kühnes Wort: „Ich will das Pantheon in die Luft erheben!" damit zu einer Wahrheit gemacht hat, so erfahren Sie damit allerdings zwei Thatsachen: aber Sie gewinnen, nach meiner eigenen Erfahrung an mir selbst, keinen Eindruck dadurch, und es bleibt bei allem Beschreiben solcher Dinge zuletzt nichts übrig, als sich an das Abstrakte zu halten und zu versuchen, wie man es in sich selber zu einem Belebten und zu einem Belebenden umgestalten, hier also, wie man es überhaupt zu der Vorstellung eines solchen großen Baues bringen könne. Und so halten Sie es denn fest, daß hier der Gedanke vorgelegen hat, dem höchsten Wesen, dem christlichen Gotte einen seiner Größe, Allmacht und Erhabenheit würdigen Tempel zu errichten, und daß man diesem Gedanken in vollendeter Weise Gestalt gegeben hat.

Je öfter man den St. Peter besucht, je heimischer man in ihm wird, je weniger weiß man, wo beginnen und wo enden mit dem Schauen und Betrachten; und immer wieder folgt man, wenn man in ihn eintritt, dem Strome des Lichtes, der uns auf dem Mittelwege, in dem Schiffe der Kirche, entgegenkommt und uns lockt, in seinen Strahlen weiter fortzuwandeln.

Es sind in der Regel Menschen genug in der Kirche, aber in dem wie eine mächtige Straße breiten Schiffe, in den Seitengängen und Kapellen verlieren sie sich. Es scheint immer still und leer in der Kirche. Selbst wenn der tägliche Gottesdienst die zahlreichen Geistlichen von St. Peter in den Chor zusammenruft und die Andacht gehalten wird, hört man es in den anderen Theilen der Kirche nicht, und nur die großen Feste und ein großer Menschenzudrang vermögen sie zu beleben. Gefüllt habe ich die Peterskirche weder bei unserem früheren, noch bei dem jetzigen Aufenthalte gesehen; denn selbst, wenn das Mittelschiff voll Menschen war, blieben große Theile des Domes noch immer leer und einsam.

Da, wo das Schiff sich zu dem Kreuzwege ansetzt, befindet sich an

der rechten Seite unter einem kostbaren Thronhimmel die Statue des heiligen Petrus, an der kein Gläubiger vorübergeht, ohne sein Knie vor ihr zu beugen, sein Gebet zu verrichten, ihren Fuß zu küssen und die Stirn gegen denselben zu drücken. Der Sockel, auf welchem sie sich erhebt, ist gerade so hoch, daß der Mund eines erwachsenen Menschen den Fuß des auf einem Marmorsessel thronenden Heiligen erreicht. Die Gestalt des Heiligen ist aus einer sehr dunkel gewordenen Bronze gegossen. Sie ist hart und eckig in den Formen und wie mir scheint, auch in der Ausführung nicht schön. Daß sie, wie Viele behaupten, einem alten Kultusbilde nachgeformt worden, ist wohl möglich. Man hat sie gelegentlich sogar als eine Nachbildung des kapitolinischen Jupiters, oder gar als diesen alten Donnerer selber ausgeben wollen. Undenkbar ist das nicht, auch keineswegs gegen die Verfahrungsart jener Zeiten, und alt ist die Figur in jedem Falle sehr. Gregorovius sagt, daß diese Bronzefigur des Apostels im Anfange des achten Jahrhunderts in dem nahe bei dem St. Peter belegenen Kloster des heiligen Martin gestanden habe, damals jedoch soll sie nicht, wie jetzt, auf einem Marmorsessel, sondern auf einer Basis mit einer griechischen Inschrift gesessen haben, die noch erhalten ist.

Was hat diese Kirche für Wandlungen an sich vorüberziehen sehen! was hat sie alles erlebt! was hat sie in sich aufgenommen! und was hat hier alles seine letzte Ruhestätte gefunden! Bei jedem Schritte wird man daran erinnert!

Gleich rechts von dem Eingange, an dem ersten Pfeiler, dem rechten Seitenschiffe zugewandt, sieht man ein kolossales weibliches Brustbild in vergoldeter Bronze. Es ist ein mächtiger Kopf, die starke Nase springt weit hervor, die hohe Stirn ist von einer Fülle von Locken umgeben, wie die Mode sie im siebenzehnten Jahrhundert auf den Frauenköpfen aufthürmte. Das Gesicht sieht ernst und streng und eigensinnig aus, und eigensinnig auf sich selbst gestellt ist sie auch gewesen, diese Tochter des protestantischen Gustav Adolph's, die Schwedenkönigin Christina, die als Katholikin in Rom gestorben ist und ihr Denkmal gleich am Eingange der Peterskirche erhalten hat.

Ihr gegenüber in der ersten Kapelle rechts, befindet sich die berühmte Pietà von Michel Angelo. Sie ist höchst unvortheilhaft hoch über einem

Altare aufgestellt, kaum nothdürftig und obenein falsch beleuchtet, und doch ist der Eindruck, den die beiden Köpfe machen, herzerweichend. Die Madonna hält die Leiche des Heilandes auf ihren Knieen und sieht mit einer solchen Traurigkeit auf ihn hinab, daß man mit seinen eigenen Schmerzen davor still wird. Man denkt kaum darüber nach, daß diese Gottesmutter hier jünger als ihr Sohn erscheint, man läßt sich auch nicht dadurch anfechten, daß der rechte niederhangende Arm des Gottessohnes nicht schön und vielleicht auch nicht stark genug ist, man sieht nur immer wieder auf die Milde des todten Christuskopfes hin, und auf die Leidensergebenheit der Madonna, deren Augenlider sich niedergesenkt haben, als könne und werde sie dieselben niemals wieder einer Freude öffnen, als habe sie auf Erden, nach dem Anblicke ihres gekreuzigten Sohnes, überhaupt nichts mehr zu sehen.

Wendet man sich von diesem rechten Seitenschiffe nach dem linken Seitenschiffe hin, so steht man abermals vor dem Denkmale eines Königsgeschlechtes. Ein römischer Prälat, Msgr. Cesarini, hat es durch Canova den letzten Stuarts errichten lassen. Es stellt den Eingang zu einem Mausoleum dar, an welchem trauernde Genien Wache halten, und trägt die Namen des Prätendenten Jakob III. und seiner Söhne Karl Eduard und Heinrich, welcher letztere als Cardinal gestorben ist. Das schöne Brustbild von Maria Clementina Sobieski, der Gemahlin des Prätendenten, sieht mit seinen großen blauen Augen unter der hohen gepuderten Frisur von dem gegenüberstehenden Pfeiler stolz und kalt auf jenes Monument hernieder.

Aber nur die Denkmale dieser fürstlichen Männer und Frauen befinden sich oben in der Peterskirche, ihre Gebeine ruhen unten in den Grotten der Kirche, welche dem großen Publikum nur einmal in jedem Jahre und dann bei glänzender Beleuchtung geöffnet sind. Männer erhalten übrigens ohne alle Weitläufigkeit die Erlaubniß, sie an jedem beliebigen anderen Tage zu besuchen. Für Frauen bedarf es dazu einer besonderen Erlaubniß des Papstes, welche wir, Dank der nie ermüdenden Gefälligkeit des preußischen Legationsrathes Dr. v. Schlözer, für unser Theil erhalten hatten.

Diese unterirdische Peterskirche, oder die Grotten, wie sie gewöhn-

lich genannt werden, entstanden, als man die jetzige Peterskirche baute. Sie sind der Fußboden der früheren Kirche, über welchem der Boden des jetzigen St. Peter sich etwa zwölf Fuß hoch erhebt. Mitten in der Peterskirche, hinter der mächtigen Statue der heiligen Veronika, steigt man die Treppe zu den Grotten hinab. Ein junger Geistlicher leuchtete uns mit einer Wachskerze voran; aber wie wir auch versuchten, ihn auf seinem gewohnten eiligen Cicerone-Gange zum Verweilen zu bewegen, es war doch kaum möglich, sich einen ruhigen Eindruck von den Schätzen zu verschaffen, die hier, für immer dem Tageslichte entzogen, unter dem Schleier einer nur selten unterbrochenen Nacht einer verhältnißmäßigen Vergessenheit anheimgefallen sind. Es hatte etwas durchaus Geheimnißvolles, wenn der Lichtstrahl von der Kerze, die man uns voraustrug, plötzlich auf eine Stelle fiel, die bis dahin in tiefer Schwärze vor uns gelegen hatte, wenn hier ein prächtiger Sarkophag, dort ein Altar mit den schönsten Fresken, hier ein blondlockiger Engelskopf, dort die unschuldige Schönheit einer Gottesmutter aus der Nacht sternengleich hervorleuchteten, um gleich darauf unserem entzückten Auge wieder für immer entzogen zu werden. So sind Reliefs- und Hautreliefs von unvergleichlicher Schönheit, Bilder, die sich trotz oder gerade durch die überraschende Schnelligkeit, mit der man sie vor sich auftauchen und verschwinden sah, der Seele einprägten, an uns vorübergezogen, und unwillkürlich ist mir dabei das schöne, allbekannte Bild von Ary Scheffer eingefallen, auf dem Dante, an der Hand Virgil's durch die Hölle wandernd, die leuchtenden Gestalten Francesca da Rimini's und ihres Geliebten an sich vorüberschweben sieht.

Und wie die wechselnden Fresken, Malereien und Sculpturen, Sarkophage und Monumente unser Auge berührten, so schlug von den Lippen des Führers ein großer Name um den andern an unser Ohr. Es war, als sähe man die Geschichte aus der Vogelperspektive, als fliege man mit schwindelerregender Schnelle durch die Jahrhunderte und durch die Zeiten. Ich weiß kein anderes Bild für diesen märchenhaft geheimnißvollen und doch so deutlich ausgeprägten Eindruck. Es war eben wieder das weite, weite Ueberschauen der Zeit und der Welt, das hier immer aufs Neue so erschütternd wirkt. Die Namen von Päpsten wechselten mit den Namen von Herrschern ab. Neben Pius dem

Sechsten ruht die im Jahre 1487 zu Rom verstorbene Königin Charlotte von Cypern. Unweit von Pius dem Achten haben die Stuarts ihr Grab. In der Mitte der Grotte stehen die Sarkophage der Schwedenkönigin und des Papstes Benedikt des Dreizehnten. Hier sieht man das Marmorkreuz, welches die erste Basilika von St. Peter krönte, nicht fern davon zeigte man uns ein altes Mosaik, das einst im Vorhofe der früheren Basilika über dem Grabe des in Rom gestorbenen jungen deutschen Kaisers Otto des Zweiten geprangt hat. Seine Gattin, die griechische Prinzessin Teophania, hatte ihn unter dem Portikus der früheren Peterskirche in einem antiken Sarkophage bestatten lassen, den man mit dem Deckel von dem Sarkophage Kaiser Hadrian's verschloß. Aber der arme junge Kaiser hat wie im Leben so im Tode keine Ruhe und kein Glück gehabt. Bei dem Baue der neuen Peterskirche hat man sein Grabmal von seinem ursprünglichen Platze entfernen müssen, und nicht einmal seinen Sarkophag hat man ihm gelassen. Man hat denselben in den Vatikan genommen, wo er in den Küchen einem wirthschaftlichen Zwecke dienen soll, und jener Grabdeckel von rothem Porphyr, der zuerst die Asche Hadrian's und darnach die Gebeine des jugendlichen deutschen Kaisers unter sich verbarg, ist, nachdem er so lange dem Dienste der Todten geweiht gewesen, nun wie in geflissentlichem Gegensatze zur Weihe der Lebendigen bestimmt. Er bildet das große Taufbecken in der Peterskirche, gleich in der ersten Kapelle zur Linken von dem Eingange, wo die mächtige Porphyrschale mit der Bedeckung von Bronze gleich ins Auge fällt.

Wechsel und Vergängniß überall! Und in diesem Wechsel und in diesem Vergängniß hat die christkatholische Kirche sich zu einem Organismus entwickelt und ausgebildet, dem, wenn auch unter Modifikationen, noch ein langes Bestehen vorauszusagen ist. Von aller Herrschaft, die je geübt worden, ist die des Papstes da, wo sie in ihrem vollen Umfange anerkannt wird, die gewaltigste und umfassendste geworden. Selbst die Herrschaft der altrömischen Kaiserzeit reichte nicht an sie heran. Freilich beherrschte der römische Kaiser fast den ganzen damals bekannten Erdkreis, und wem er zürnte, dem bot sich auf Erden nur da, wo auch die Bildung und die Kultur ihr Ende hatten, eine Zufluchts-

stätte dar. Ein Entweichen vor dieser Gewalt des Kaisers war jedoch noch immer möglich! Der Tod zeigte einen Ausweg, auf welchem man sich dem Zorne des Weltbeherrschers zu entziehen vermochte — aber gerade diesen letzten Ausweg hat das christkatholische Weltregiment der Papstherrschaft seinen Anhängern verschlossen.

Rom, 2. Februar 1867.

Seit einigen Tagen haben wir schönstes Frühlingswetter. Die Mandelbäume, die „Frühlingslerchen" unter den Blüthenbäumen, wie Gregorovius sie nennt, stehen schon seit Tagen und Tagen in voller Blüthenpracht, umgeben von Hyacinthen und Tazetten, Kamelien und perennirenden Rosen, die alle Gartenterrassen des Monte Pincio mit ihrem Farbenglanz und Duft erfüllen. Meine Thermometer zeigen — es ist halb elf Uhr Vormittags — bei 12 Grad R. im Schatten, deren 32 in der Sonne, und der Himmel lacht in funkelnder Bläue nieder auf die ewige Stadt. Aber, aber — es weht Tramontana, und die Luft ist trotz der Sonnenwärme scharf wie ein Scheermesser.

Gestern wo sie milder war, wanderten wir über Piazza Barberini aufwärts zu den Thermen Diokletians, einst der riesigsten Bäderanlage des alten Roms,*) deren Ruinen wohl eine halbe Stunde im Umfange haben, und deren ehemalige Pinakothekhalle Michel Angelo und Vanvitelli in eine der schönsten Kirchen Roms, S. Maria degli Angeli genannt, umgewandelt haben. Auch die Hälfte der sechzehn Riesensäulen, die das Querschiff tragen, ist alt, lauter Monolithen von rothem hellpolirten aegyptischen Granit, sechzehn Fuß im Umfange und fünfundvierzig Fuß hoch, aber ihre Basen stehen acht Fuß tief unter dem Marmorfußboden der jetzigen Kirche, den Michel Angelo erhöhen mußte, weil der alte sich als zu feucht erwies. Man war beschäftigt die Kirche glänzend zu reno-

*) S. Ein Jahr in Italien II. 256—262 u. 279.

viren, der ihre Bogengewölbe verglichen mit den flachen Decken der meisten römischen Basiliken ein stattliches Ansehn verleihen. Sie ist nach den Messungen eines deutschen Architekten mit ihren vier Seitenschiffen gegen 440 Fuß breit und im Mittelgewölbe über 93 Fuß hoch. An die Kirche stößt ein Karthäuser Kloster, das größte Kloster Roms, das auch Michel Angelo gebaut hat. Ein Mönch, den ich ansprach, führte uns, oder vielmehr mich allein — denn Frauen dürfen den Raum bekanntlich nicht betreten — durch den kleinen Klosterhof in den großen mit einem Portikus von hundert dorischen Säulen umgebenen Klostergarten, in dessen Mitte die berühmte Gruppe der schönen von Michel Angelo selbst vor mehr als 300 Jahren gepflanzten Cypressen eine Fontaine beschattet. Mein Führer war ein Elsassischer Deutscher, etwas über die Sechzig alt, der einzige Deutsche unter den Brüdern des Klosters, in welchem er nun schon einunddreißig Jahre verweilt, ohne sein Vaterland wiedergesehen, ja ohne Rom verlassen zu haben. Er zeigte uns die schönsten Bilder und Denkmäler der Kirche: Domenichino's heiligen Sebastian, Moretto's Taufe Jesu und andere, die wir bereits in Mosaikkopien im S. Peter gesehen hatten. — In der Rotunde am Eingange sind die Grabdenkmäler Salvator Rosa's und Carlo Maratta's, nicht weit von der Marmorstatue des heiligen Bruno, eines zu Köln gebornen Deutschen, den der Karthäuser-Orden als seinen Stifter verehrt. Diese Statue ist eins der schönsten Werke des französischen Bildhauers Houdon, von hoher Vortrefflichkeit und schlichter Größe. „Sie würde sprechen," pflegte Papst Clemens XIV. (Ganganelli), der geistvolle und liebenswürdige Verehrer des großen Kölners, zu sagen, „wenn die Ordensregel ihr nicht Schweigen geböte!" Auch der Kardinal Francesco Alciati, der gelehrte Kanzler von Rom unter Pius IV., ist hier begraben. Seine Portraitbüste, ein wunderschöner Kopf, ziert sein Denkmal, das die sinnige Inschrift zeigt: Virtute vixit, memoria vivit, gloria vivet!*) Auf dem Fußboden der Kirche ist die Mittagslinie von Rom eingelegt. Der mit der Anlage dieses Gnomon beauftragte Astronom Bianchini wählte dazu diese Kirche wegen ihrer ausnehmenden Festigkeit, welche sie auch bei dem Erdbeben von 1763 vollkommen bewährte.

*) Er hat gelebt in Tugend, er lebt im Gedächtniß, er wird leben durch den Ruhm.

Die übrigen noch erhaltenen Räume der alten Thermen sind theils ebenfalls, wie der eine der beiden Rundbaue (S. Bernardo) in Kirchen und Klöster verwandelt, theils dienen sie als Magazine, Korn- und Fouragespeicher, Ställe u. s. w. für die Garnisonstruppen. Auch der elende Schuppen, der als Bahnhofsgebäude dient, steht auf Fundamenten der alten Thermen, welche den ganzen Raum von der Fontana dei Termini (verderbt aus dem alten thermae) bis in die Villa Negroni Massimi hinein bedeckten.

Von dort schlenderten wir weiter über den kaum mehr erkennbaren alten Stadtwall des Königs Servius Tullius hinauf zu der breiten Höhe, wo ein kleines Thor innerhalb der Stadtmauer liegend, Porta Maccao genannt, uns zwischen Gartenmauern und lebendigen Hecken hinausführte zu der Stelle des einst von Sejan für die Garden Tiber's erbauten Prätorianerlagers, der alten Kaiserfabrik des Cäsarenreichs, welche nahezu dreihundert Jahre lang als solche fungirt hat. Es war ein ungeheurer viereckter mit Gräben, Mauern und Thürmen stark befestigter Kasernenbau, von dessen Dimensionen man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß in demselben ein zehn bis zwölf, und nach Nero's Tode auf sechzehntausend Mann vermehrtes Gardekorps einquartirt war. Dasselbe war in Kohorten von je tausend Mann, jede unter einem eignen Tribunen, mit Nummern wie unsere Regimenter abgetheilt, und stand unter einem besondern Kommandeur, dem mächtigen Präfektus Prätorio. Kaiser Aurelian zog das Lager in die Stadtmauer hinein, mit der er Rom umgab;*) Kaiser Konstantin, der die Prätorianergarde aufhob, zerstörte seine Befestigungen. Gegenwärtig stehen nur noch die drei Seiten desselben, welche einen Theil der Stadtmauer bilden, und in deren unteren fürchterlich verunreinigten Gewölbhallen sich noch hier und da Spuren von Wandbemalung finden. In dem ungeheuren viereckten Raume, der aus einem Weinberge der Jesuiten seit neuerer Zeit in eine Art von Marsfeld verwandelt ist, exercirten päpstliche Truppen, Jäger, Zouaven, Dragoner, wirbelten Trommeln, schollen Signalhörner, wurden Rekruten in allen europäischen Sprachen gedrillt. Eine halbvollendete Kaserne sah puppenhaft klein aus auf dieser ungeheuren Weitung, über

---

*) S. Ein Jahr in Italien III. 46—50.

deren Umfassungsmauern hinweg die herrlichen Gebirge der Sabina und Albano's in wunderbarstem Farbendufte mit ihren in der Sonne leuchtenden Städten zu uns herniederschauten, wie sie vor achtzehn Jahrhunderten niedergeschaut haben, auf die prachtvollste und großartigste aller Soldatenburgen, die die Welt gesehen, auf diese Zwingburg Roms, die Residenz der Kaiserprätorianer, dieser Herren über die Herren der Welt. An diesem Lager vorbeijagend auf todesangstender Flucht hörte einst Nero von den Wällen herab seine Garden in der wilden Gewitternacht des neunten Juni 69 die Unheilrufe über ihn ausstoßen, die ihm bewiesen, daß alles verloren und ihm nur der Tod noch übrig sei,*) — und jetzt werden auf der blutgedüngten Stätte desselben Lagers die aus aller Welt herbeigerufenen Mordgesellen abgerichtet, deren der gegenwärtige Beherrscher Roms bedarf, um seine Unterthanen niederzuhalten!

Dieses moderne Soldatenwesen in der Hauptstadt der Religion, welche der Friede sein soll, in der Residenz des „heiligen" Fürsten, der sich den Stellvertreter des Lammes Gottes auf Erden nennt, ist mir unsagbar zuwider. Nirgends mehr ist in Rom Ruhe zu finden vor dem Trommeln- und Trompetengedröhn, das sogar die historisch geweihte Stille des Forums und Kolosseums vom frühen Morgen bis zum späten Abende mit seinem wüstem Gelärm erfüllt und mich mit Schmerzen zurückdenken läßt an die Zeit von 1845—1846, wo man dort wie überall in Rom ungestört seinen Betrachtungen und Träumereien nachhängen konnte. Aber jetzt kommen täglich immer mehr Söldner aus allen Ländern nach Rom, und unter ihnen, leider Gottes, auch viele unserer deutschen Landsleute. Unser kleines Café in Via Sistina ist fast immer von solchen Ankömmlingen erfüllt, unter denen gestern auch ein Paar Darmstädter waren, die in der Fremdenlegion von Algier gedient hatten.

---

*) S. Ein Jahr in Italien III. 143.

Rom, 3. Februar 1867.

Nachmittags bei schönstem Wetter, nachdem es am Vormittage bitter kalt gewesen war — großer Sonntagsspaziergang, zuerst auf den Quirinal zu den Dioskuren, dann in den Giardino Colonna, unserem Lieblingsplätzchen, wo wir vor Jahren um dieselbe Zeit das Erwachen des römischen Frühlings genossen. Unser alter Freund, der Gärtner, der uns damals immer so freundlich die schwere Eisenpforte öffnete, lebt nicht mehr, sein Sohn, damals ein Knabe von sechs bis sieben Jahren, der an seine Stelle getreten ist, empfing uns mit traurigem Gesichte: er hatte erst vor wenig Tagen sein zweijähriges Söhnchen am Fieber verloren. —

Die beiden marmornen Riesenfragmente des Aurelianischen Sonnentempels*) lagen noch auf der alten Stelle und werden dort auch wohl liegen bleiben bis zum jüngsten Tage. Ich maß diese kolossalsten aller architektonischen Marmortrümmer Roms aufs Neue. Das eine ist funfzehn Fuß zehn und einen halben Zoll rheinländischen Maaßes lang und acht Fuß breit, das zweite vollig quadrate Stück neun Fuß hoch und ebenso breit. Die Arbeit der Laubgewinde und sonstigen Verzierungen an beiden ist von wunderbarer Feinheit und Schönheit, und der Blick auf Rom von der obersten der zahlreichen Gartenterassen, die von dem Palaste Colonna von St. Apostoli her zum Quirinale aufsteigen, entzückend. Wir pflückten im Garten einige Citronen und Orangen, mit denen die Bäume bedeckt waren und stiegen dann langsam hinab zu dem Thurm der Milizen (torre delle Milizie), den das Volk noch immer den Thurm Nero's benennt, — um zu versuchen, ob wir nicht Einlaß zu demselben finden könnten, was natürlich vergeblich war, da der Thurm jetzt zu einem Nonnenkloster der heiligen Katharina gehört. Von dort nach der Kirche San Pietro in Vincoli um Michel Angelo's Meisterwerk, den Moses, das riesige Fragment seines gigantisch geplanten Denk-

*) S. Ein Jahr in Italien II., 301—302 u. 280.

mals für den Papst Julius II. zu begrüßen, dessen verzettelte Ausführung dem großen Meister sein halbes Leben verbittert hat.*) Aus der grabgewölbigen Kälte dieser Kirche — einer der gefährlichsten in Rom, durch die in ihr herrschende eisige Luft — flüchteten wir in die warme Sonnenwärme des nahen Kolosseums, wo eben ein dicker Kapuziner von der kleinen Holzkanzel herab vor einigen hundert Zuhörern, unter denen ein Drittheil neugierige Forestieri, seine Nachmittagspredigt über die grausame Verfolgung der christlichen Märtyrer durch die Heiden hielt. Was er sagte mochte ihm vom Herzen kommen; aber was er verschwieg oder nicht wußte war, daß die Nachfahrer dieser christlichen Märtyrer Jahrhunderte lang durch ihre blutigen Verfolgungen ihrer eigenen christlichen Brüder mit Schwert und Strick und Scheiterhaufen, Foltern und Qualen aller Art jene Grausamkeiten der Heiden und die Zahl ihrer Opfer hundert- und tausendfach überboten haben, — eine Betrachtung, die nicht sehr geeignet war, uns seiner Predigt andächtig zuhören zu lassen.

Auf der halben Höhe des vom Forum aus links zum Kapitole hinaufführenden Weges liegt ein kleines Café, das uns gewöhnlich bei unseren Forumswanderungen zum Ausruhen dient. Es war geschlossen, denn Sonntags von zwei bis fünf Uhr dürfen die Cafés nicht offen sein, natürlich nur die kleineren und entlegneren, nicht die großen im Herzen des Fremdenverkehrs gelegenen, denn das Gesetz hat überall eine wächserne Nase. Die gute alte Wirthin ließ uns jedoch auf unser bescheidenes Klopfen ein, nachdem sie rasch umschauend sich vergewissert hatte, daß kein Sbirre in der Nähe sei — außer demjenigen, welchen wir in dem halbdunklen Raume seine Tazza schlürfend vorfanden, — worauf sie die Thüre sorgsam wieder schloß. Dieses kleine Café kann ich allen Forumbesuchern empfehlen, es ist eben so reinlich als billig. Für sechs Bajocchi (etwa drei Silbergroschen) erhielten wir jeder eine Tasse guten schwarzen Kaffees mit einigem Backwerk, und ein Bajocco als buona mano ward mit Dank entgegengenommen.

Als wir wieder hinaustraten, kam ein verdeckter Kutschwagen langsam vom Forum hinaufgefahren, den ich für einen Fiaker hielt und da wir müde waren eben anrufen wollte, als wir plötzlich bemerkten, daß zu

---

*) S. Ein Jahr in Italien II. 393—397.

beiden Seiten des Schlages eine gelbe Stola heraushing und Vorübergehende vor dem Wagen die Knie beugten. „Was ist das?" — „Signor, es ist der Santissimo Bambino von Ara Coeli, der einen Krankenbesuch gemacht hat." Also doch keine Fabel! rief ich unwillkürlich aus. Die Sache ist nämlich diese. Die Kirche Ara Coeli, die Nachfolgerin des Kapitolinischen Jupitertempels, verdankt ihre hohe Verehrung hauptsächlich einer kleinen Holzpuppe, das Jesuskind darstellend, und wie die Legende besagt, geschnitzt von einem frommen Pilger aus einem Olivenstamme des Oelbergs, und angemalt vom Apostel Lukas, während der Pilger schlief. Die mit kostbaren Gemmen und Edelsteinen geschmückte Puppe ruht in einem Schreine, über den die Gestalten Maria's und Josephs andächtig gebeugt sind, und besitzt die Kraft Wunderkuren bei Kranken zu verrichten. Wenn daher bei einem Patienten nichts mehr helfen will, so läßt man den Bambino in seiner Kutsche zu dem Kranken holen, d. h. wenn man die dazu erforderlichen Mittel besitzt; denn der Bambino wird reichlich honorirt, nicht mit baarem Gelde, wohl aber mit Schmuck, Juwelen, Ringen, goldenen Ketten, Medaillons und dergleichen. Selbst die republikanische Regierung des Jahres 1849 konnte nicht umhin diesem Volksaberglauben Rechnung zu tragen, indem sie dem Bambino die Staatskarosse des Papstes zu seinen Ausfahrten überwies, die ihm aber Pio nono nach seiner Rückkehr wieder entzogen hat. Ich hatte eigentlich, trotz allem was ich davon gehört und gelesen, innerlich immer daran gezweifelt, daß dieser Wahnsinn wirklich noch in Thätigkeit sei, und es war mir daher ein eigenthümliches Gefühl, im hellen Sonnenlichte zu sehen, daß das Absurdeste noch wirkliche Existenz habe und nicht Fabel und Mythe sei. Als der Wagen an der Klostertreppe von Ara Coeli hielt, empfingen ihn zwei Franziskanermönche und trugen ihn in seinem Bettchen hinauf zu seinem Altare, wo er mit seiner Mutter wohnt. — Abends bei Tische fragten wir unsere Giuditta nach dem Bambino, und sie erzählte uns sofort, daß sie denselben erst kürzlich bei einer ihrer Freundinnen, die unheilbar brustkrank war und seitdem gestorben ist, gesehen habe, wo ihm die Kranke ihr liebstes und kostbarstes Besitzstück, das Brautgeschenk ihres Mannes, eine schwere Goldkette mit einem Brillantschlosse, verehrt habe. „Ich war dabei," setzte Giuditta hinzu, „als die Arme es ihm umhing, wobei sie so zitterte, daß

sie es kaum vermochte. Es wurde auch Anfangs etwas besser mit ihr, aber sie starb doch bald, povera anima!" Glaubt Ihr denn an den Bambino? fragte ich. „Nun," erwiederte sie „ich will dem St. Bambino nicht zu nahe treten, aber gewiß weiß ich nur das, daß, wenn das Jahr um ist, die Mönche von Ara Coeli, die alle Geschenke verkaufen, große Summen dafür einnehmen." —

Ich habe in meinem heutigen Berichte jenes mittelalterlichen Thurms, der sogenannten Torre delle Milizie erwähnt, von dessen Höhe herab der mittelalterlichen Sage nach, Kaiser Nero deklamirend und singend dem Brande des von ihm angezündeten Roms zugeschaut haben soll. Obschon beides noch heute im Volksmunde lebendig ist, so ist doch das eine wie das andere nichts weiter als ein Märchen. Ich habe an einem anderen Orte nachgewiesen, daß Nero den nach ihm benannten Brand eben so wenig verschuldet, als er denselben zum Anlasse genommen hat, bei dem Anblicke des ungeheuren Feuermeers, das nahezu drei Viertheile Roms in Asche legte, seine Sänger- und Schauspielerkünste zu zeigen. Von dem genannten Thurme aus aber konnte er jenem grausamen Schauspiele schon aus dem einfachen Grunde nicht zuschauen, weil dieser Thurm erst zwölf Jahrhunderte nach seinem Tode erbaut und ein Werk des römischen Mittelalters ist.

Rom ist bekannlich arm an mittelalterlichen Bauwerken. Man könnte sagen, daß sein Dasein im Mittelalter ein Dasein voll Jammer und Elend mit seinen gräuelvollen inneren Fehden und Kämpfen der wilden Barone untereinander, der Päpste gegen die Stadtgemeinde, der Stadt gegen die Barone oder die Päpste, der Päpste mit den Gegenpäpsten, deren die tausend Jahre des Mittelalters über dreißig aufweisen, außer der Zerstörung des antiken Roms und seiner Denkmäler und der Verhinderung eines sich kraftvoll entwickelnden Bürgerthums, wie es sich in anderen großen Städten Italiens so herrlich entfaltete und in mächtigen architektonischen Schöpfungen ausprägte, gar keine sichtbaren Spuren hinterlassen habe, wären nicht die Paar Thürme, als Reste jener Zeit vorhanden, deren mittelalterliche Formen uns in Mitten der antiken Ruinenwelt so befremdlich anstarren.

Im Mittelalter konnte Rom die Stadt der Thürme heißen. Sein neuester Geschichtsschreiber lehrt uns, daß es in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts über neunhundert solcher Thürme zählte, unter ihnen mehr als dreihundert Festungsthürme der römischen Baronalfamilien, errichtet theils auf den alten Monumenten, Grabmälern, Tempeln, Siegesbogen und Amphitheatern, theils mit den Materialien derselben emporgethürmt. Von ihnen herab, zum Theil in nächster Nähe, befehdeten sich die Inhaber dieser Schutz- und Trutzburgen, zumeist deutscher Abkunft, und daher von unermüdlicher Rauflust und Wildheit, Jahrhunderte lang in fast ununterbrochenen Kämpfen. Im Jahre 1257 brach der Senator der römischen Stadtgemeinde, der Bolognese Brancaleone, der letzte große Republikaner des Kapitols, hundertundsiebzig solcher festen Baronalthürme, wie neun Jahre zuvor die Ghibellinen in Florenz deren sechsunddreißig niedergelegt hatten. Jetzt sind in Rom nur noch etwa ein halbes Dutzend dieser mittelalterlichen Burgthürme, und unter ihnen nur zwei, der Torre del Grillo und ein Thurm der Colonna's in der Via delle tre Canelle, ziemlich unversehrt erhalten, alle vierecker Form aus Ziegeln erbaut. Die mächtigsten dieser Thürme waren der Grafenthurm (torre de' Conti) und der oben erwähnte Thurm der Milizen (torre delle milizie), der noch heute als finsteres Hauptwahrzeichen des mittelalterlichen Roms auf der halben Höhe des Quirinalbergs an der oberen Ecke der heutigen Via Magnanapoli aufragt, und den man von der Passeggiata des Monte Pincio und noch besser von dem Kloster von Aracoeli aus in seiner ganzen gigantischen Mächtigkeit erblicken kann, obschon er einen großen Theil seiner früheren Höhe verloren hat. Nur einer der römischen Baronalthürme übertraf ihn noch an Größe, der Grafenthurm, die Burg jener stolzen Familie Conti, welche Rom eine ganze Reihe von Päpsten gegeben hat. Er hieß im Mittelalter schlechthin der Stadtthurm (turris urbis) und galt an Stärke und Größe für einzig in der Welt. Auf einem kolossalen Unterbau antiker Fundamente vom Forum Kaiser Nerva's erhob er sich in drei Stockwerken mit dreifachen Zinnen drohend in die Wolken, bis in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Erdbeben einen Theil seines Oberbaues zerstörte, und ihn bis zur Hälfte niederwarf. Dreihundert Jahre später ließ Papst Urban VIII. den stehengebliebenen Theil bis auf den jetzt noch übrigen, immer noch kolossalen Rest des Unter-

stockes abbrechen. Auf einem Bilde Ghirlandajo's, den Raub der Sabinerinnen darstellend in der Gallerie Colonna sah ich eine Abbildung seiner unversehrten Gestalt, wahrscheinlich nach älteren Zeichnungen gemacht, unter den Hauptwahrzeichen Roms, welche sich auf jenem Bilde finden. —

Bei der Betrachtung dieser wenigen Ueberreste des römischen Mittelalters hat man die seltsame Empfindung, daß dieselben, obgleich der Zeit nach so viel näher, dennoch unserem Bewußtsein viel ferner liegen als die über ein Jahrtausend älteren Reste des antiken Roms, von denen wir uns umgeben erblicken. Das kommt daher, weil unsere frühesten Jugendeindrücke durch Schule und Unterricht uns mit dem römischen Alterthum und seiner Geschichte, seinen Leiden und Thaten, seinen Kriegshelden und Staatsmännern, seiner Literatur und Kunst in eine Vertrautheit gebracht haben, die uns für das römische Mittelalter durchaus fehlt, und die selbst das sorgfältige Studium eines so vortrefflichen Werks wie das Gregorovius'sche bei mir, und ich glaube bei keinem Leser, auch nur annähernd herzustellen im Stande ist.

Wenn die oben erwähnten beiden Baronalthürme noch durch ihre trümmerhaften Ueberreste zeigen, daß sie an kolossaler Massenhaftigkeit und Höhe gleichsam mit den Riesenbauten des alten Roms zu wetteifern bestimmt schienen, während sie nur auf Festigkeit zu Schutz und Trutz gerichtet keine Spur eines Sinnes für architektonische Schönheit bei ihrem Erbauer zeigen, so giebt dagegen eine andere Art von mittelalterlichen Thürmen, die uns noch ziemlich zahlreich in Rom begegnen, dem Auge des Betrachters einen bei weitem angenehmeren Eindruck. Es sind dies die viereckten schlankaufsteigenden Glockenthürme, Campanili genannt, deren sich in Rom nahezu ein Dutzend sehr gut erhaltene bei verschiedenen Kirchen vorfinden. Sie datiren fast alle aus der Zeit vom elften bis vierzehnten Jahrhundert und erscheinen sämmtlich nach einem und demselben Plane ebenso fest als elegant gebaut. Auf einem schlichten fensterlosen Untergestock, das etwa die doppelte Höhe der folgenden hat, erheben sich sechs bis sieben andere mit Cornichen von Terra cotta oder Marmor abgetheilt und die höchsten von Säulenbogen getragen. Sie sind alle in Ziegelbau ohne Stuckbekleidung aufgeführt, und an den Wänden mit eingelassenen kugel- oder kreuzförmigen Zierrathen von weißem und buntem

Marmor oder auch Bronze geschmückt, was ihnen ein besonders heiteres Ansehen giebt. Der älteste derselben, der Glockenthurm bei der Kirche von S. Pudenziana, ist vielleicht der schönste und wohlerhaltenste von allen. Bei einigen derselben, wie bei dem von S. Giovanni und Paolo sieht man noch, daß das Material zu ihren Basen von antiken Tempelbauten entnommen ist. Sie stehen alle abgetrennt von den Kirchen, zu denen sie gehören, bald in kleinerer bald in größerer Entfernung, und während die letzteren im Laufe der Zeit meist große ihren Styl völlig verändernde Restaurationen erfahren haben, sind sie von solchen durchgängig verschont geblieben und liefern so dem Architekturhistoriker fast die einzigen in Rom vorhandenen Beispiele mittelalterlich-kirchlicher Baukunst.

Fanny Lewald

an

Gustav und Mathilde Hansemann

in Eupen.

Moderne Welt in antiken Ruinen.

Rom, Februar 1867.

Ich erinnere mich sehr deutlich des Tages, an welchem wir in Deutschland in einem Zeitungsblatte die Nachricht lasen, daß Napoleon III. die Farnesischen Gärten angekauft habe und daß der italienische Alterthumsforscher Cavaliere Pietro Rosa dort im Auftrage des Kaisers Ausgrabungen in großem Style machen lassen werde. Wir konnten uns damals keine rechte Vorstellung von demjenigen machen, was man mit diesen Ausgrabungen eigentlich beabsichtige, und nun wir zu den verschiedensten Malen innerhalb dieser Ausgrabungen umhergegangen sind, habe ich jedesmal einen frostigen, befremdenden Eindruck von diesen, ich möchte sagen, reglementirten, Trümmern mit nach Hause gebracht. Sie mahnen an die Beinhäuser, in denen man aus den ausgegrabenen Knochen und Todtenköpfen architektonische Façaden aufrichtet, nur daß bei diesen letzteren wenigstens die Namen der Personen nicht angeschrieben sind, denen die einzelnen Köpfe und Gliedmaßen einmal gehörten.

Wenn man vor jenen zweiundzwanzig Jahren nach den Ruinen der römischen Kaiserpaläste ging, so trat man in dieselben durch die

Farnesischen Gärten oder durch die Villa Mill's ein, deren Besitzer nicht in Rom verweilte, und man wandelte dort ungehindert auf der schönen Terrasse umher, unter deren Cypressenreihen die Rosen den ganzen Winter hindurch in Fülle blühten. Von dieser Terrasse aus übersah man zur Rechten und zur Linken und vor seinen Augen ein weites, hügeliges, stark bebuschtes Terrain. Man ging auf und nieder, man stand plötzlich vor einer klaffenden Schlucht und blickte in tiefe, dunkle Gewölbe hinunter; man kam auf den Rücken eines neuen Hügels und merkte, daß man, ohne es zu wissen, über Bogenwölbungen fortgegangen war und auf einem der oberen Gestocke der Paläste stand. Zwischen Baumwurzeln sah man Marmorplatten, welche der Baumwuchs zersprengt hatte, und mitten aus diesem wieder zu Erde und fruchtbar gewordenen Schutt und Geröll ragten dann mit Einem Male Pfeiler und Bogen und Reste von Wandungen hervor, deren außerordentliche Größe und deren Material dazu angethan waren, die Vorstellung zu erregen, daß hier ein Unvergleichliches zerstört worden sei, und daß noch die wundervollsten Herrlichkeiten unter diesem Erdreich, unter diesem üppigen Gesträuch, unter diesen moosigen Steinen verborgen lägen.

Früh am Morgen oder gegen den Abend hin, wenn die Stunden vorüber waren, in welchen die große Fremdenmenge ihren einmaligen pflichtschuldigen Besuch in den Kaiserpalästen abstattete, war es immer einsam in der Villa Mill's und in den Ruinen. Zahllose Vögel hatten ihre Nester dort gebaut, und man konnte stundenlang dort sitzen und träumen, ohne daß eines Menschen Fuß vorüberkam oder eines Menschen Stimme sich vernehmen ließ. Nirgend sprach die Vergänglichkeit dessen, was der Mensch erschafft, sich deutlicher aus, als eben hier, wo die Natur wieder Meister geworden war über alles, was die Mächtigsten der Erde an dieser Stätte für die Ewigkeit errichtet zu haben wähnten, und so phantastisch war der Glaube an die hier verborgen liegenden Schätze, den man unwillkürlich in sich aufsteigen fühlte, daß man nicht sehr verwundert gewesen sein würde, hätte man bei dem Aufheben eines der Marmorstücke, von denen damals noch eine weit größere Anzahl den Boden bedeckte als jetzt, plötzlich wie im Märchen die erzene Thür mit dem verborgenen Schlosse und zugleich auch den kleinen goldenen Schlüssel entdeckt, der die geheimen Schatzkammern der früheren Weltbeherrscher

öffnete, und das kaiserliche Diadem des Augustus und alle Prachtgewänder und Geschmeide der Kaiserfrauen vor unseren Blicken zur Schau gestellt hätte. Man wußte es damals so gut wie jetzt, daß hier der Kaiserpalast des August und das Haus des Tiber und die Bauten Caligula's und dieser und jener Tempel gestanden hatten, und gerade, daß man von ihnen die Einzelheiten nicht mehr sah, daß sie nur noch eine einige, gewaltige, unterschiedlose Trümmerstätte waren, das erhöhte den elegischen Eindruck und ließ der Phantasie die volle schöpferische Kraft, sich im Wiederbeleben und Aufbauen und Ausmalen des Gewesenen zu ergehen.

Jetzt ist das alles anders geworden. Wir waren heute vom Capitol hinunter, an der Kirche von San Teodoro vorüber, deren Rundbau auch antiken Ursprungs ist, nach der Kirche der heiligen Anastasia gegangen, um die unterirdischen Gewölbe zu sehen, welche man dort, ebenfalls nach unserer ersten Anwesenheit in Rom, entdeckt und ausgegraben hat. Man steigt aus dem Seitenbau der Kirche zu ihnen hinab, und zwar so tief hinab, daß man unten von einer wahren Eiseskälte umgeben wird. Die Gewölbe sind außerordentlich groß, hoch, mächtig. Was sie gewesen, wozu sie gedient haben mögen, wer will das mit Gewißheit feststellen? — Ihre zwei, drei Fuß langen und verhältnißmäßig sehr dünnen röthlichgelben Backsteine sehen so frisch aus, als hätten sie heute den Ofen verlassen, und der Mörtel, der sie verbindet, wankt und weicht nicht. Man könnte heute auf diesen Fundamenten noch die größten neuen Bauwerke errichten und ihrer Dauerbarkeit durchaus versichert sein.

Der Kirchendiener, welcher uns in den sich weit ausdehnenden Gewölben umherleuchtete, machte uns darauf aufmerksam, das man in ihnen das Geräusch aus den Werkstätten der Schmiede und Stellmacher hörte, an denen man oben in der Via de Cerchi vorübergeht, und die ihr Wesen auch in antiken Mauern treiben. Er fügte hinzu, daß die Archäologen behaupteten, diese unteren Gewölbe wären die Markt- oder Verkaufshallen gewesen, welche den Circus Maximus umgeben hätten. Vielleicht ist das richtig, vielleicht nicht. Ein Bild, eine bestimmte Vorstellung gewinnt man in diesen jetzt unterirdischen Gängen nicht, und nur das Erstaunen über die Art und Weise, in welcher die Jahrhunderte

diese förmlich neue Erdschicht über die Bauten der Vorzeit aufgethürmt haben, wird auch in ihnen wie hier in Rom bei allen Ausgrabungen immer wieder angeregt.

Aus der Kirche der heiligen Anastasia kommend, in welcher eben ein besonderer Gottesdienst gefeiert wurde, gingen wir über die Trümmerstätten nach San Teodoro hin. Die ganze, weite Strecke nämlich, welche sich der Länge nach vom Fuße des Capitols bis zum Titusbogen und der Breite nach von der Via Sacra bis zum Circus Maximus hinstreckt, auf dessen Boden gegenwärtig die Gasfabrik ihre Werkstätten hat, ist wie ein mäßiger, mit Rasen und Busch bewachsener Hügel anzusehen. Er zerfällt jetzt in drei oder eigentlich in vier gesonderte Abtheilungen. Den Theil, welcher dem Capitole am nächsten liegt, hatte vor einundzwanzig Jahren der Kaiser Nikolaus von Rußland angekauft, um ihn ausgraben zu lassen, ihn aber später der Stadt geschenkt. Die daran gränzende ehemalige Villa Mill's ist seit Jahren ein Frauenkloster geworden, in das selbst weiblichen Besuchern der Eintritt nicht gestattet ist. Der mittlere Theil des Palatin, auf welchem die in der Renaissancezeit über den Kaiserpalästen erbauten Farnesischen Gärten auch schon wieder in Trümmer zerfallen sind, gehört dem Kaiser Napoleon, und den letzten Theil, der an das Mönchskloster des heiligen Bonaventura stößt, hat der Papst in seinem Besitze behalten.

Auf allen diesen drei Gebieten werden Ausgrabungen vorgenommen; aber weder die städtischen noch die päpstlichen wollen viel bedeuten. Es wird in ihnen hier und da von einer kleinen Anzahl von Tagelöhnern ein Bißchen herumgeschaufelt und gehackt, indeß es kommt dabei nicht viel heraus und die Wildniß des Trümmerwesens wird dadurch nicht wesentlich verändert. Dafür geht es auf dem französischen Gebiete um so eifriger und um so radikaler zu. Vergangenheit und Gegenwart reichen sich dort in einem kecken salto mortale die Hände, und — sie nehmen sich, wie mich's bedünken will, beide dabei ganz wundersam aus.

Es war gerade ein Donnerstag, und Donnerstags sind die französischen Ausgrabungen dem Publicum, wie es in den Handbüchern heißt, mittels einer Eintrittskarte zugänglich. Mit diesen Karten hat es jedoch nicht eben Noth. Sie sind leicht zu erhalten, und in ihrer Ermangelung genügt es auch, daß man seinen Namen in ein bei dem Thürsteher

ausgelegtes Fremdenbuch verzeichnet. Es ist also mit den Karten eine ganz leere Förmlichkeit, die keinen Grund und keinen Zweck hat, als die Leidenschaft der Franzosen, Alles unter gleichviel welche Art von Polizei-Aufsicht zu stellen.

Das Wetter war herrlich, und fast die ganze Allee entlang, vom Fuße des Capitols bis zum Titusbogen hin, war mit den schönen Wagen der reichen Fremden und mit den bescheidenen Einspännern der Unbemittelten besetzt. Es sah wie vor einem Tagtheater aus.

Der Aufgang zu den Ausgrabungen ist recht schön. Es wird wohl die alte Anlage der Farnesischen Gärten beibehalten und da, wo sie verfallen war, so weit als eben erforderlich, erneuert worden sein. Hinter der Mauer, in welcher das nicht allzu große Portal sich aufthut, steigt die zweiarmige Treppe gelinde von Terrasse zu Terrasse empor. Unter der ersten Terrasse ist eine beträchtliche Grotte gebildet. Reichliche Wassermassen fließen unter und über Tuffsteinverzierungen herab, hier und da sind Reste von antikem Gebilde eingemauert und aufgestellt, die, wenn an sich auch unbedeutend, doch wie präludirende Accorde die richtige Stimmung vorbereiten. Auf jeder der Terrassen, es sind ihrer, wenn ich nicht irre, drei, ist der Raum zum Lustwandeln bequem geebnet, Blumenbeete breiten sich wie Teppiche bunt und fröhlich aus. Es ist dieselbe feierliche Heiterkeit, die bequeme Vornehmheit, welche die meisten alten Villen so entzückend macht. Oben auf der Höhe — wie soll man sagen? auf der Höhe des Hügels, oder auf den oberen Stockwerken der Kaiserpaläste? denn auf diesen befindet man sich in der That — oben ist ein einstöckiges, sich zierlich breit hinlegendes Gebäude, wie ein mäßiges Gartenhaus errichtet. Der Director der Ausgrabungen wohnt darin.

Vor dem Hause, und namentlich hinter demselben, gen Westen hin, thut sich ein neu angelegter, sehr freundlicher Garten auf. Zwischen Blumenbeeten steigen kleine Springbrunnen munter in die Luft; Rosenhecken umgeben kleine antike Statuenreste, unter schattigem Gesträuche sind Sitzplätze angebracht, von denen man die Gegend — und welche Gegend und welche Umgebung! — überschaut. Hier blühen Veilchen, hier Rosen, dort duftet es süß nach Reseda, und Lorbern und Cypressen steigen schlank empor. Es ist eine freundliche Anlage; man würde den Garten seiner in Einfachheit an jedem anderen Orte reizend finden

müssen — aber hier auf diesem Grund und Boden ist er nicht an seinem Platze, hat er beinahe etwas Komisches. Man wird unwillkürlich an die Kinder erinnert, die sich mit einer Handvoll Steinchen und ein paar abgepflückten Blumen einen Garten für einen Nachmittag bauen; man muß darüber lächeln. Denn dieser idyllische Vordergrund zu solchem Hintergrunde, diese heitere Anlage als Eintritt zu einer der großartigsten Stätten der Zerstörung ist nichts weniger als stylvoll. Aber sie paßt in ihrer wunderlichen Gegensätzlichkeit dafür um so besser zu der Buntscheckigkeit, die jetzt von Paris aus die ganze Welt beherrscht und die sich den alten berüchtigten Ausspruch: „Le beau c'est le laid!“ zum Grundsatze und Motto genommen zu haben scheint.

Man bleibt, wenn man an den Rand dieser Garten-Anlage gekommen ist, betroffen stehen, denn man weiß und versteht nicht gleich was man hier eigentlich vor Augen hat. Hier führt eine Treppe tief hinunter, dort geht's einen Abhang schräg hinab, an einer anderen Stelle blickt man jäh in die Tiefe, und eine Balustrade oder auch nur ein paar über einander gelegte Bretter wehren der Gefahr und dem Schwindel. Streckenweise ist der Boden, auf den man niederschaut, geebnet, und man wird große zerplatzte Marmorfliesen gewahr. Hier hebt sich in rechtem Winkel eine hohe Mauer hervor, dort ragt ein halber Rundbau, den im Innern noch estradenartige Stufen umgeben, so und so viel Fuß über dem mit Quadern ausgelegten Boden in die Höhe. Es ist ein Geordnetes und zugleich etwas Wüstes, eine zurechtgemachte Zerstörung, ein Anblick, der seines Gleichen nicht hat — befremdend und im Grunde peinlich. Nur aus Träumen erinnere ich mich ähnlicher Eindrücke. Man vermag mit dem Auge kein Bild von dem zu gewinnen, was man doch deutlich sieht, und mit dem Verstande kein Urtheil darüber festzustellen, und wie im Traume sagt man sich: Wie sonderbar! wie merkwürdig! Und wie im Traume geht man mit dem Plane, der von diesen Ausgrabungen gemacht worden ist, auf dem Pfade der reglementirten Zerstörung und der sich nicht zum Verstehen gestalten könnenden Befremdung weiter und weiter fort, und erwartet irgend etwas, das nicht kommt, und dann kommt etwas, das man im entferntesten nicht erwartet hat.

Es ist heller Tag, funkelnder Sonnenschein, man spricht mit seinen

Gefährten, Hunderte von Männern und Frauen, von Einheimischen und Fremden gehen auf demselben Wege, zwischen denselben Ruinen umher, und es ist und bleibt doch wie im Traume. In mäßigen Entfernungen von einander sind hohe eiserne Stangen aufgerichtet, an denen man lackirte Tafeln von Eisenblech befestigt hat. Sie sehen wie die Fahnen auf den Eisenbahnen aus, welche den Weichenstellern zur Weisung dienen. Alle diese Blechtafeln tragen aber Inschriften. „Haus des Tiberius", „Palast des Caligula", „Bibliothek", „Akademie" ist darauf zu lesen, und überall sind lateinische Citate aus den Schriftstellern angeführt, welche sich auf die Gebäude und die Plätze beziehen, auf denen diese Merkzeichen aufgerichtet worden sind. Dann wieder steht man plötzlich vor einem neuen, kleinen, obelisken- oder säulen- oder altar-ähnlichen Monument, in dessen Wände ein kaleidoskopisches Durcheinander von hier gefundenen Sculptur-Fragmenten nicht unschön eingelassen ist. Ein halbes Nymphenköpfchen, ein schönes Stück von einem Friese, Akanthusblätter, die sich in weichen Linien beugen, eine halbe Seite von einem feinen kleinen Knabenrücken, ein Stück Relief mit einem Delphin, der einen Knaben trägt, ein Bruchstück aus irgend einer Cassettirung. — Nichts ist unschön, alles dieses hat einen Reiz — man sieht und sieht — man geht und geht — Namen, Bilder, große Erinnerungen klingen in uns an, wir fühlen uns ergriffen, wir ringen nach einer klaren Vorstellung, nach einem bestimmten Bilde — da tönen in englisch-amerikanischem Dialekte französische Fragen an unser Ohr.

Eine blonde Miß mit hochgethürmtem Chignon am Hinterkopfe, auf dem Vorderkopfe einen kleinen, Hut genannten, Deckel, von dem eine Eule mit großen rothen Glasaugen herniedersieht, während sich ein ausgenommener Marderbalg, dem gläserne Augen und scharfe weiße Zähne ebenfalls nicht fehlen, um den Hals der Schönen schlingt und ein völlig ausgestopfter Marder, der jedem zoologischen Museum Ehre machen würde, auf ihrem Muff sitzt, aimerait bien savoir where les bains des impératrices have been? und der kleine, bewegliche Cavaliere Rosa, den Bouton der Ehrenlegion im Knopfloche des blauen Ueberrocks, macht ein freundliches Gesicht und klettert Treppe auf und Treppe nieder, und die amerikanischen Gentlemen mit den dicken Riesensohlen, die wie Cothurne aussehen, stampfen daneben, und die jungen

Ladies in ihren ungarischen Husaren-Stiefeletten mit Pompadour-Absätzen trippeln hinterher, so rasch, als die engen Kleider es gestatten, und die Mütter keuchen hinten nach, und nun stehen sie mit Einem Male alle unten, tief, tief unter uns, in den Wänden der riesigen Gewölbe. Was sie da unten sehen? — Nichts! — Große, weite Mauern — weiter nichts!

Es ist da unten eine Teufelskälte und gar nichts zu sehen! sagt eben der italienische Geistliche, der neben uns steht, zu einem anderen Italiener, den er hier herumführt. Ein freundlicher alter Engländer, der offenbar nicht verstanden hat, was der Abbate sagte, der es aber beweisen will, wie die Engländer jetzt ein ganz verkehrslustiges Volk geworden sind, bedeutet die Italiener, daß die Bretter, die man da unten über die Schlucht gelegt habe, völlig sicher seien. Er fügt hinzu, daß er eben darüber hinweggegangen sei, und daß sie auch da gehen könnten, ohne etwas zu riskiren. Davon haben wieder die Italiener kein Wort verstanden, sie nehmen jedoch verbindlich die Hüte ab und machen freundliche Gesichter; der Engländer thut desgleichen — das war nun eine Begegnung auf dem Boden — welches Tempels?

Sind das da drüben nicht die Ruinen des Friedenstempels? erkundigt sich eine junge Deutsche, die nach ihrer Sprechweise irgendwo an der Küste der Nordsee zu Hause sein muß, bei ihrem ebenfalls deutschen Begleiter. — Nein, es ist die Basilika des Konstantin! antwortet der Gefragte, dem die Civilkleidung anscheinend nicht die gewohnte Tracht ist. — Bewahre! fällt ein Dritter ein, Sie irren, man hat es jetzt anders herausgebracht. Es ist die Basilika Aemilia! — Die junge Dame lacht. — Das ist Ihnen offenbar sehr gleichgültig! meint der junge Gelehrte; und die blonde Schöne, die den Spott auf seiner Lippe nicht bemerkt, sagt mit unbefangener Wahrhaftigkeit, die ich sehr achtbar finde: Ich weiß nicht, ich mache mir aus dem alten Wesen, wenn es so zerfallen ist, nicht viel. — Die beiden Herren können ihr Lächeln nicht verbergen. Die Mama der ehrlichen Seele will das nicht auf ihrer Tochter sitzen lassen. Wissen Sie, spricht sie, da kann ich meine Tochter „nicht drein verdenken". Wenn man denn doch Sinn für Ordnung und für Schönheit hat und gewohnt ist, es um sich her Alles wohl erhalten zu sehen... Sie gehen vorüber, wir hören das Ende dieser Unterhaltung nicht.

Um die Ecke herum kommt man aus der Tiefe in die Höhe. Französische Begrüßungen werden laut gewechselt. Der Ton, in dem sie gesprochen werden, das eigenthümliche Lachen, das sie begleitet, sind uns sehr bekannt. Ein Weltgeistlicher mit zwei schönen Frauen der österreichisch-polnischen Aristokratie, von denen die eine zugleich eine berühmte Clavier-Virtuosin ist, steht dicht vor der Thür des kleinen Museums, das man oben errichtet hat, um darin die an und für sich nicht bedeutenden und in Rom vollends unwichtigen hier ausgegrabenen Gegenstände aufzustellen. — Man verabredet einen Besuch, man schüttelt einander die Hände. Die Damen entfernen sich. Der Mann im langen schwarzen Mantel, den er, da die Luft frisch ist, um die Schultern geschlagen hat, wendet sich nach unserer Seite. Sein langes, fast ergrautes Haar fällt auf die Schultern nieder, sein Auge blitzt leuchtend unter den buschigen Brauen. Es ist noch immer das prächtige Profil, welches einst Foyatier für seinen Spartacus im Tuilerieengarten entlehnte. Der Mund hat noch sein geistvoll-sarkastisches Lächeln, auch der Haarbusch steigt noch immer so eigenthümlich und stolz wie sonst empor.

Ah, seid Ihr auch da! ruft er uns entgegen, indem er den runden Hut der ungarischen Geistlichkeit zum Gruße lüftet und uns die feinen nervigen Hände entgegenreicht, die wie keine anderen Hände das Clavier beherrschen.

Es ist der Signor Commendatore, wie ihn die Römer nennen, weil er alle möglichen höchsten Orden der Christenheit und noch ein paar andere par dessus le marché besitzt — es ist immer noch der alte Franz Liszt, Geist und Leben sprudelnd in jedem Kleide, das er trägt, unwiderstehlich, wo er sich in Freundlichkeit den Menschen zuneigt. Und wie Manchem hat er diese Gunst gewährt! Wie Vielen hat seine ungewöhnliche Großmuth geholfen, wie vielen Talenten seine Bereitwilligkeit, sie zu fördern, die Lebenspfade geebnet! Das Charakterbild dieses in jedem Betrachte, nicht nur als Musiker, bedeutenden Menschen ist noch darzustellen; aber es wird einer Meisterhand dazu bedürfen, es richtig, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und im Zusammenhange mit seiner Zeit, zur Anschauung zu bringen.

Wir hatten ihn im Herbste, bald nach unserer Ankunft in Rom, aufgesucht. Damals hatte er noch außerhalb der Stadt, vor der Porta

Angelika, auf dem Monte Mario, in dem Dominikanerkloster von S. Maria del Rosario, ganz einsam mit den dort stationirten Geistlichen gewohnt, und wir hatten, hinunterschauend von der Höhe auf eine der schönsten Ansichten von Rom, die Stunde des Wiedersehens heiter mit ihm durchsprochen. Nun war er für den Winter in die Stadt gekommen, in der man ihm in dem Kloster S. Francesca Romana, an der Via Sacra, dem Titusbogen gegenüber, eine schöne Wohnung eingeräumt hat, in welcher er, häufig genug von den bedeutendsten Menschen aller Nationen aufgesucht, seinen musikalischen und sonstigen Studien und Uebungen lebt.

Da er von seiner Wohnung nur wenig Schritte bis nach den Ruinen der Kaiserpaläste zu gehen hat, so war er mit dem jungen Sgambati, der sein Schüler ist, hinübergekommen, um auf dem Corso — denn ein solcher wird Donnerstags in den Ruinen thatsächlich gehalten — sich nach seinen verschiedenen Bekannten umzusehen. Liszt's Hingebung an seine Schüler und seine Freude an ihren Fortschritten und an ihren Erfolgen gehört auch zu den schönen Seiten in seiner reichen und großen Natur. Ich erinnere mich noch der Zeit, in welcher sein nachmaliger Schwiegersohn, Hans von Bülow, und Joachim und Karl Taussig unter seiner Leitung in Weimar studirten und sich zu den Meistern heranbildeten, die sie geworden sind. Es war damals ein Genuß zu sehen, wie diese jungen Männer an seinen Augen und an seinen Lippen hingen, wie er sich hinwiederum an ihrem Jugendfeuer und an ihrem frischen Spiel entzückte, und wie sein kurzes: Bravo, Hans! Bravo, Joachim! wenn ihnen etwas gut gelungen war, die Begeisterung der Jünglinge erhöhte. Gerade so ist es auch jetzt wieder mit den jungen Italienern, die sich um ihn versammeln, wie Sgambati, der Violinspieler Pinelli und Andere. Aber am wundervollsten war es bei uns im Norden, das weimarische Orchester und die Sänger zu beobachten, in der Zeit, in welcher Liszt dort noch die Oper dirigirte und die Wagner'schen Compositionen, den Tannhäuser und den Lohengrin, dort zuerst zur Aufführung brachte. Ein solches Zusammenwirken, ein solches Getragenwerden von einem und demselben Geiste ist gewiß selten vorgekommen, und ein ähnlicher theatralisch-musikalischer Genuß wird überall den Kunstfreunden noch seltener einmal wiederkehren können.

Wir hatten heute diese Erinnerungen mit den anderen Bekannten, denen wir in den Kaiserpalästen begegnet waren, weitläufig durchsprochen, während wir auf und nieder gegangen waren und die Inschriften an den Eisenfahnen gelesen hatten. Darüber waren ein paar Stunden hingeschwunden, die Sonne neigte sich schon hinunter und rund um uns her schwirrte es noch von allerlei Geplauder in allen europäischen und in manchen transatlantischen Zungen; immer noch schlenderten und stiegen die Fremden auf und ab.

Wir hatten nun genug von dieser schönen Welt auf Trümmern und gingen aus den Farnesischen Gärten den schmalen, steilen Weg zu dem Kloster von S. Bonaventura hinauf und von diesem nach den päpstlichen Ausgrabungen hinüber. Ein Gärtner mit seiner Frau war bei der Arbeit auf den Aeckern beschäftigt, die sich dort, wer weiß über welche Prachtgemächer, hinziehen. Ein kleines Mädchen, das eines Säuglings wartete, erbot sich, uns zu dem Platze hinzuführen, an welchem man in einer der ausgegrabenen Kammern die auf diesem Terrain gefundenen Gegenstände aufbewahrt. Es war ein enger tief liegender Raum, die aufgestellten Sachen waren keine Herrlichkeiten. Farbige Marmorstückchen, hier und da eine Scherbe alten Glases oder gebrannten Thones, auch wohl ein Brocken von Skulptur, wie man diese Dinge in jedem römischen Trödelkrame findet. Man konnte sich des Gedankens kaum erwehren, dieses Scherbenwesen sei hier von auswärts zusammengetragen, um dem päpstlichen Veteranen, der es bewachte, ein Trinkgeld von den Fremden zukommen zu lassen. Er war auch offenbar gewillt, es diesen, wenn ihr Gewissen mit dem seinen Schritt hielt, nicht eben schwer zu machen, falls sie ein Andenken von dieser Stelle mitzunehmen wünschten. Er entfernte sich nämlich, gleich nachdem wir angekommen waren, und bemerkte, wir möchten uns nur ruhig umsehen, er werde nachher wiederkehren. Wir fanden es jedoch in dem feuchten, kellerartigen Loche auch nicht angenehm und waren nicht gewillt, uns mit diesem Gerölle aufzuhalten. Wir folgten ihm also auf dem Fuße und stiegen weiter hinauf, dem Lichte der Sonne nach, das oben schon die ganze weite Fläche, noch im Scheiden warm, mit ihrem Purpurscheine übergoß.

Auf einer Bogenerhöhung, von einem rankenden Strauchwerk überwölbt, setzten wir uns nieder, und hier in diesem Verfalle und in dieser

Einsamkeit tauchte wie von selber die Herrlichkeit, die hier begraben worden, aus dem dunklen Schachte vergangener Zeiten wieder vor uns auf. Da lagen sie neben einander: die hohen Wölbungen der Basilika Aemilia, der Tempel der Venus und Roma, der Konstantinsbogen; ein Ende weiter zurück dehnte sich wie eine besondere Felseninsel die breite gigantische Masse des Kolosseums aus. Weit hin zur Rechten, über dem Bogen des Konstantin hinweg, starrten in wild-romantischem Gezack die Trümmer der Caracallathermen in die Luft. Fern ab zur Linken hatte man die Ruinen der Titusthermen vor sich, und über das alles hinaus that sich die weite, schweigende Ebene, die römische Campagna, auf, über die das blaue Himmelszelt mit seinem weißen flockigen Gewölk sich leuchtend ausspannte, während am Horizonte die feinen scharfen Linien des Albanergebirges sich tiefer und tiefer zu röthen begannen und vor uns das Kolosseum sich fast in demselben Scheine färbte.

Der Anblick hatte, auch wenn man ihn nur rein landschaftlich und in seiner Wirkung auf das Auge betrachtete, etwas Feenhaftes, etwas Bezauberndes. Man konnte sich nicht genug thun im Betrachten und im Schauen.

Und nun stelle Dir vor, sagte mein Begleiter, daß hier, vielleicht eben an der Stelle, auf der wir uns befinden, sich Gemächer hinzogen, sich Altane erhoben, ausgestattet mit aller Pracht der damals bekannten Welt, geziert mit Kunstwerken, deren geringe Reste heute noch unsere höchste Bewunderung erregen; daß hier Herrscher lebten, vor deren Winken der Erdkreis zitterte, und daß sie von ihrem Altane, nicht, wie wir jetzt, auf Ruinen hinausblickten, sondern daß sich hier Palast an Palast und Tempel an Tempel reihte, daß die Thermen und das Kolosseum im hellen Lichte des frischen Marmors schimmerten, daß Statuen und Vergoldungen sie zierten, und daß in der Campagna, die jetzt verlassen und trauernd die gealterte Roma umgiebt, damals die Gärten und Landsitze der Reichen und der Mächtigen sich in langen Reihen bis zum Fuße und auf die Höhen des Gebirges hinauf erstreckten! — Wir vermögen selbst mit der Phantasie uns diese Herrlichkeit nicht mehr zu denken, und wir haben jetzt auf dem Erdenrunde nichts, was auch nur im Entferntesten daran hinanreicht. Was wollen die Prachtbauten in unseren Städten, was wollen die Tuilerien und das Louvre oder was

wollen Versailles und der Krystallpalast dagegen sagen? Es sind Armseligkeiten neben der hier untergegangenen Welt! — Es ist wohl zu begreifen, daß den Kaisern schwindelte vor der Fülle ihrer eigenen Macht, und daß sie auf den Einfall kamen, sich vergöttern zu lassen, weil sie in gewissem Sinne über die Bedingungen und Schranken der Menschheit hinausgehoben waren."

Wir saßen still auf unserem kleinen Hügel und sahen dem Sonnenuntergange zu. Mit einem Male regte sich etwas in unserer Nähe und wir hörten deutsche Worte. Ein bleiches, junges Frauenzimmer in bescheidener Kleidung, mit einem Buche in der Hand, offenbar eine Erzieherin, mahnte ein kleines, blondes Mädchen zur Heimkehr, das sich mit einer Menge frisch gepflückter Ranken und Zweige beladen hatte und noch immer nicht genug zu haben schien.

„Und das spielt nun hier so unschuldig vergnügt herum, und wir sitzen hier, und wie viel Geschlechter werden noch auf diese Trümmer niederschauen, wenn wir nicht mehr sein werden!" sagte mein Gefährte, von dem Schmerze der Endlichkeit ergriffen, dem sich an dieser Stätte sicherlich kein fühlend Herz, kein ernster Geist entzieht.

Die Sonne sank während dessen unter, es wurde plötzlich kalt. Wir mußten an die Rückkehr denken, und wenig Minuten später fuhren wir durch das Gewirr der engen Straßen, in denen die Menschen, von der Arbeit kommend, sich vor den Oefen der Friggitoren ihr Abendbrod kauften und die sparsam vertheilten Gaslaternen angezündet wurden, unserer kleinen Wohnung zu.

Rom, 7. Februar 1867.

Gestern und vorgestern schmutzig graues Regenwetter, das keinen Genuß im Freien gestattete. Wir hörten ein gutes Konzert des italienischen Pianisten Ettore Pianelli, dabei ein Quintuor von Mendelssohn und Sonaten von Schubert und Beethoven, daß uns ganz heimisch zu Muthe wurde, und speisten dann mit einigen Freunden, unter denen Franz Liszt, Gervinus und Frau, und der Afrikareisende Herr v. Maltzan, der als Araber gekleidet die Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht hat, bei Frau v. Schwarz, wo wir einen sehr heiteren Abend verlebten. —

Der heutige Tag war dem Kapitol, und zwar zunächst der Gemäldegallerie im Palaste der Konservatoren gewidmet. Als wir in den großen Vorsaal eintraten, wo die Wölfin und der Dornauszieher stehen, fanden wir die Frauen aus der Familie des Kustoden genau ebenso strickend und schwätzend am Fenster sitzend wie wir sie vor einundzwanzig Jahren gefunden, und selbst ein Geistlicher fehlte zu dem Bilde nicht.*) Es war als ob wir sie gestern verlassen hätten! Ich trage demjenigen, was ich damals über die Gallerie geschrieben habe, hier noch Folgendes nach: Nr. 34 des Katalogs eine sehr schöne persische Sibylle von Guercino. Nr. 47 einen Raub der Sabinerinnen von Peter von Cortona, ein Bild, das ich zu den besseren Leistungen dieses vielgetadelten begabten Künstlers zähle. Nr. 61 ein schönes Jugendportrait Guido Reni's von ihm selbst gemalt, dessen Züge uns lebhaft an unsern berühmten deutschen Geiger Joseph Joachim erinnerten. Nicht weit davon hängt (Nr. 80) ein Portrait des Malers Velasquez, ebenfalls von dem Künstler selbst gemalt, den es in einem Alter von sechs bis achtunddreißig Jahren, mit dunklem Haar, Schnurr- und Knebelbart darstellt, ein Gesicht voll südlich heißen, mächtigen Ausdrucks. Daß das Portrait Michel Angelos (134) gleichfalls ein Selbstportrait sei, möchte

*) S. Ein Jahr in Ital. II. 316.

ich bezweifeln. Dagegen sah ich mit Bewunderung Guercino's Kolossalbild, die Auffindung der heiligen Petronilla, dessen vortreffliche Mosaikkopie sich in S. Peter befindet. Der Bräutigam der Heiligen, ein römischer Senator der Kaiserzeit, trägt die zu des Malers Zeit gang und gäbe Tracht, deren kreuzweis gebundene Kniegürtel uns lebhaft an Shakspeare's Malvolio komischsten Andenkens gemahnten. In allen solchen Dingen verfuhren diese alten Maler mit einer uns ganz fremden Naivität. Da hängt z. B. ein Bild desselben Guercino, darstellend die Zusammenkunft des Augustus mit der von ihm besiegten Aegypterkönigin, — Ihr findet die Scene in meiner Cleopatra S. 268—270 beschrieben. Um den Augustus als Römer zu bezeichnen, hat ihm der Maler eine Art Beinschienen vom Knie abwärts über die nackten Beine gegeben, sonst ist seine Kleidung die des Mittelalters und sein Ritterdegen mit Korbgriff aus der Renaissancezeit. Cleopatra mit Turban, weitem türkischen Gewande und entblößtem Busen, sieht genau wie eine moderne Theatertürkin aus.

Bei Guercino's Namen fällt mir ein, daß auch dieser ein Spitzname ist, Guercino heißt „der kleine Schieläugige," denn eigentlich war sein Familienname Barbieri. Solcher Sopranomi, die, von guten Gesellen ertheilt, haften blieben und den wahren Namen des Künstlers verdrängten, giebt es viele in der italienischen Kunstgeschichte, und sie sind zugleich charakteristisch für die Umgangsformen der Zeit. So hieß und heißt noch heute der Maler Robusti „Tintoretto" (das Färberchen), Barbarelli kennen wir fast nur als „Giorgione" (der dicke Georg), Conradi als „Ghirlandajo" (der Guirlandenmacher), Ribera als den kleinen Spanier, Spagnoletto; Andrea Vanucchi ist viel bekannter mit seinem Spitznamen Andrea del Sarto (Schneiders Andreas, sein Vater war ein Schneider). Welcher Name hinter Luca della Robbia, „Krapp-Lukas" und Masaccio „Schmutz-Thomas" stecken mag, weiß ich im Augenblicke nicht einmal anzugeben.

Von dem Konservatorenpalaste sind es nur wenige Schritte bis zur Kirche Ara Coeli. Sie steht auf derselben Stelle, wo einst der Tempel des kapitolinischen Jupiters stand, da das Christenthum beflissen war seine Kirchen möglichst immer an solche dem Volke schon früher geheiligte Stellen zu errichten. Ueber Pinturicchio's Fresken in der ersten Seiten-

kapelle mögt Ihr meine früheren Aufzeichnungen nachlesen.*) Mit ihren antiken Granit- und Marmorsäulen, die zum Theil dem Cäsarenpalaste des Palatin, zum Theil alten Tempeln entnommen sind, ihrem in kostbarer Marmormosaik ausgelegtem Fußboden, welchen zahllose Grabsteine mit meist unleserlich gewordenen Inschriften bedecken, macht diese uralte Kirche einen vorwiegend düstern, schwermüthigen Eindruck. Ein großer Theil des alten römischen Baronaladels schläft unter ihr den ewigen Schlaf, darunter auch, wie seine Grabinschrift an der Wand besagt, der glückliche Finder der Laokoonsgruppe Felix de Fredis und jener Graf Sigismund Conti, der Geheimschreiber Papst Julius II., für den einst Rafael seine Madonna di Foligno malte. Braungekuttete barfüßige Franziskaner, deren Kloster an diese Kirche stößt, lagen betend einzeln vor den Altären, einer mit weit ausgebreiteten Armen, die drei ersten Finger jeder Hand erhoben, wie der Papst, wenn er segnet. Aber diese uralte, auf und mit den Trümmern des Alterthums gebaute Kirche hat auch andere Reden gehört als die murmelnden Gebete dieser frommen Brüder; denn sie war das ganze Mittelalter hindurch bis ins sechszehnte Jahrhundert hinaus das Parlamentshaus der Stadt Rom, die Stätte in welcher die wilden stahlbewehrten Orsini und Colonna, die Savelli und Frangipani, und wie sie alle heißen, ihre Stimmen bald gegen den Kaiser, bald gegen den Papst erschallen ließen, wenn der Senator von Rom, das Oberhaupt der Stadtgemeinde von Rom, den kleinen und großen Rath der Stadt, das sogenannte Consilium generale et speciale hierher zusammenberief. Zwischen Papst und Kaiser hin und her schwankend, von beiden bedrängt und geknechtet und an der Entwicklung zu einem freien bürgerlichen Staatswesen stets gehindert, ist die ganze Geschichte Roms im Mittelalter nichts gewesen als ein einziger unablässig fortgesetzter Kampf gegen das weltliche Regiment und die Civilgewalt der Päpste — derselbe Kampf der noch heute fortdauert. Der Papst, im Mittelalter sonst überall in Italien, seit der großen, schon mit dem neuen Kaiserthume Karls des Großen beginnenden Parteispaltung, Haupt der Guelfen, erscheint in Rom stets als Ghibelline, weil er das feudalgermanische Baronenthum Roms als Mittel brauchte, die

*) S. Ein Jahr in Italien II. 312—316.

römische Kommune und ihr Streben nach republikanischer und demokratischer Freiheit zu unterdrücken. Es gelang dem Papstthume in der That, das Aufkommen eines Bürgerstandes zu verhindern, der, eben so wie dem heutigen, auch dem Rom des Mittelalters fast gänzlich gefehlt hat. Es gab in demselben nur Priester, Adel und Pöbel, und die wenigen Scholen (Scholae, Zunftgenossenschaften) von Handwerkern in einer Stadt ohne Industrie und Handel standen im unterthänigen Patronatsverhältnisse zu den großen Baronalfamilien. Und während von der einen Seite das Papstthum die Bürger Roms zu ewigem bürgerlichen und staatlichen Tode verdammte und das Kaiserthum ihnen sogar ihre Nationalität zu rauben strebte, rieb die Stadt ihre Kraft auf in stets erneutem Ankämpfen gegen diese beiden Mächte. So war, wie Gregorovius mit Recht sagt, „die Stadt Rom während des ganzen Mittelalters nur die schreckliche Karikatur einer erhabenen Idee, und nur ein Prinzip gab es, das während dieser ganzen Zeit hindurch fest blieb: der Widerwille gegen die Civilgewalt des Papstes.*) Seit der Zeit, wo die Nachfolger des Fischers von Galiläa die Tiara als Zeichen ihrer weltlichen Landesherrschaft sich aufs Haupt setzten, die der Stolz der späteren Päpste mit einer dreifachen Krone umgab, sahen die Römer in ihren Beherrschern stets ihre natürlichen Feinde. Der Tod eines Papstes war ein Freudenfest für Rom, wo das Volk regelmäßig seinen Palast bis auf die Keller ausraubte; und gleiches geschah mit den Palästen der Bischöfe nach deren Tode. Da nun der Nachfolger des verstorbenen Papstes das Volk trotzdem noch besonders beschenken mußte, so ward das Freudenfest ein doppeltes. Diese plünderischen Volkstumulte beim Tode eines Papstes kommen noch im siebzehnten Jahrhundert vor.

Aus der Kirche zurück auf den Kapitolsplatz. Das alte Kapitol schaute mit seiner Fronte auf das Forum hinab, erst Michel Angelo wandte dieselbe dem auf dem alten Marsfelde erbauten neuen Rom zu, als er für Kaiser Karl V. die zu dem weltbeherrschenden Hügel hinaufführende Treppe erbaute. Diese Treppe Michel Angelo's führt über antike gewölbte Backsteinkammern, die er zur Substruktion verwendete. Noch jetzt hört man beim Hinaufsteigen den dröhnenden Schall. In

*) Gregorovius III. 48. 323. 444—447. IV. 365.

alter Zeit fiel grade an dieser Seite die Höhe jäh und unzugänglich in die Tiefe hinab.

An der weltbekannten gleichfalls durch Michel Angelo vom Lateranplatze hierherversetzten Reiterstatue des guten Kaisers Marc Aurel kann ich mich niemals satt sehen. Ihre Wirkung beruht unter Anderem auch auf dem schönen Verhältnisse des Postaments, das nicht viel über acht Fuß hoch die Kolossalität des Werks, gerade so wie bei unseres Schlüters Reiterstatue des großen Kurfürsten zu voller Geltung kommen läßt.*) Im Mittelalter galt sie als Bildniß Kaiser Constantins des Großen, und das Volk nannte sie deshalb Caballus Constantini. Eine wunderliche Volkssage, die damals über sie erzählt ward, hat Gregorovius in seiner Geschichte Roms im Mittelalter (III. 387 — 389) berichtet. Ebenderselbe meldet auch, daß dieses Denkmal des edelsten und mildesten unter den römischen Kaisern im Mittelalter wiederholt als eine Art von Gemonischer Treppe benutzt ward. So wurde im zehnten Jahrhundert der Stadtpräfekt von Rom an den Haaren am Halse des Rosses aufgehängt, und ein ähnliches Schicksal traf sogar einen Papst, Bonifaz VII., dessen nackten, zerfetzten Leichnam man zu dieser Statue hinschleppte, bis ihn mitleidige Diener heimlich fortnahmen und begruben!

---

*) Siehe Torso v. Ad. St. II. 467 — 469.

Eine Seligsprechung im St. Peter.

Rom, 10. Februar (Sonntag Abend) 1867.

Goethe schreibt einmal an seinen Carl August aus Rom bei Gelegenheit irgend eines Kirchenpompes: „Rom habe das Eigene, das auch das Gespielte darin groß sei."

Zu diesem Ausspruche erlebte ich heute eine schlagende Bestätigung. Als ich nämlich am verwichenen Montage bei einem Besuche des St. Peter die Anstalten zur Dekorirung des Innern auf kommenden Sonntag sah, wo ein Capuciner-Mönch vom Papste selig gesprochen werden sollte, kam es mir absurd vor, daß man es zu unternehmen wage, das Innere dieses Prachtdoms durch Verkleidung seiner farbenstrahlenden Pfeiler und schimmernden Marmorwände mit elendem bunten Zeuge und Goldflittern noch aufschmücken zu wollen! Und heute, wo ich mich überwand, diesem Schauspiele beizuwohnen, mußte ich gestehen, daß den geschickten Apparatoren wirklich das von mir für unmöglich gehaltene gelungen sei. Denn in der That machte die Bekleidung des hohen Chores und der Kuppelpfeiler mit vielen Tausenden von Ellen rothen Zeuges und goldener Borten, Festons und Guirlanden, und die prachtvolle Beleuchtung des so aufgeputzten Theiles mit Tausenden und aber Tausenden von Kerzen einen wirklich überraschend schönen Eindruck. Sie sind eben in allen solchen Dingen unvergleichlich geschickte und freilich auch durch tausendjährige Tradition geübte Künstler.

Daneben waren an den vier Kuppelpfeilern Bilder von riesigen Dimensionen angebracht, auf welchen in kräftigsten Farben irgend ein Coulissen-Rafael diejenigen Hauptthaten des Seligkeits-Kandidaten dargestellt hatte, welche als Motive seiner Seligsprechung bei dem dazu eingeleiteten Prozesse gedient hatten. Mit der Beatifikation ist es nämlich so: Ehe ein Frommer zum Heiligen erhoben — kanonisirt — werden kann, muß zuvor seine Seligsprechung erfolgt sein. Zu diesem Behufe haben die Freunde des verstorbenen Frommen, meist die Mit-

glieder seines Ordens, unterstützt von reichen Verwandten, eine Verhandlung bei dem heiligen Stuhle einzuleiten, in welcher sie zu beweisen haben, daß der Verstorbene durch seine Verdienste, seinen heiligen Wandel und seine strengen Bußübungen, durch vollbrachte Wunderthaten und dergleichen, es verdient habe, von dem Oberhaupte der Kirche für selig, d. h. für einen solchen erklärt zu werden, der jetzt im Himmel aufgenommen sei. Durch diese Seligsprechung erhält der Beförderte Anspruch auf private Verehrung in einem bestimmten Theile der Kirche und Anwartschaft auf künftige weitere Beförderung zum Heiligen, als welcher er dann öffentliche Verehrung in der gesammten Kirche genießt.

Da diese Selig- und Heiligsprechungen sehr kostspielig sind, — sie bildeten früher eine Haupteinnahmequelle des päpstlichen Stuhles — so kommen sie jetzt nur noch selten vor. Das Schauspiel war denn auch äußerst prächtig, und der Einzug des Papstes in Begleitung des gesammten Kollegiums der römischen Kirchenfürsten, Garden und Militair vorauf, in die geschmückte Peterskirche, unter schmetternder Musik der auf Tribünen postirten Chöre imposant genug. Ich las inzwischen einen kurzen Lebensabriß des Seliggesprochenen, den ich mir in der Vorhalle gekauft hatte, und erfuhr aus demselben, daß es sich um einen Capuciner-Mönch Fra Benedetto da Urbino, also einem Landsmann Rafael's, handelte, der im Jahre 1560 aus gutem Hause geboren, nachdem er in Perugia und Padua studirt und auf letzterer Universität den Doctorgrad erworben hatte, mit zweiundzwanzig Jahren in den Orden getreten war. Merkwürdig genug war es ein Aufenthalt in Rom am Hofe seines Verwandten, des Kardinals Albani, der dem Jünglinge, wie der Biograph sehr naiv erzählt, jenen Ekel an dem Treiben der Welt einflößte, welcher ihn zu dem Entschlusse bewog, der Welt zu entsagen. Er führte denselben aus wenige Monate nach der Pariser Bluthochzeit, der Bartholomäusnacht, welche der damalige Papst Gregor XIII. mit lautem Beifalle begrüßte und durch Prägung von Denkmünzen sowie durch drei noch heute vorhandene*) große Freskobilder in der Sala regia des Vatikan

*) Nur die unter den Bildern befindlichen lateinischen Inschriften sind im vorigen Jahrhunderte ausgetilgt worden. Die Gemälde selbst aber sind geblieben. Sie stellen den Tod Coligny's, die Schlächterei seiner Genossen, und die Rechtfertigung des Mordes durch König Karl IX. vor dem Parlamente dar.

von der Hand Vasari's verherrlichen ließ! Dies erzählt natürlich der Biograph nicht. Und welches sind die Verdienste des Seligen, die ihm Anspruch auf die Beatifikation gegeben haben? Seine strenge Beobachtung aller Ordensregeln, sein Feuereifer gegen die Ketzerei, und der Fanatismus, mit welchem er seinen „schwächlichen Körper“ auf alle mögliche Weise, mit Fasten und Wachen, elender Nahrung und härtesten Geißelungen bis an sein Lebensende gepeinigt habe, gleichsam als wenn er in demselben nichts als einen Feind gesehen (quasi non vedesse nel suo corpo che un inimico, non cessò di trattarlo nel modo il più duro), wodurch es denn auch geschehen sei, daß er schon bei Lebzeiten in den Geruch der Heiligkeit gekommen, daß durch sein bloßes Gebet unheilbare Kranke gesund gemacht und nach seinem Tode auf seinem Grabe viele Mirakel geschehen seien und noch heute geschähen, da auch in unseren Tagen Gott nicht verfehle Wunder zu bewirken an Denen, welche die Vermittelung des beato Benedetto anriefen“. — Warum nur Pio nono es nicht vorzieht, durch Anrufung der Vermittelung des so eben von ihm zur Seligkeit beförderten, im Himmel so einflußreichen Benedetto die Niederwerfung seiner Feinde in Italien und die Befestigung seiner weltlichen Herrschaft ohne Napoleon's wunderthätige Chassepot's und ohne kostspielige päpstliche Zouaven zu erwirken!

Wie lange noch wird es währen, bis die christliche Menschheit nicht mehr Schauspiele dieser Art sehen wird, wo sinnlose Kasteiung und Mißhandlung des eignen Organismus als Gott wohlgefällige Thaten und Verdienste gefeiert und durch Seligsprechung belohnt werden, während man den Kultus des Genius, die Verehrung unserer Heroen im Reiche des Schönen, Guten und Wahren als „frevelhaften Götzendienst“ verlästert!

Wir hielten es nicht lange aus in dem weihrauchdurchdunsteten, von Lichterglanz und Musikspektakel erfülltem Raume. Und als wir dann heraustraten und der ungeheuere Platz vor uns lag mit seinen Säulenarmen und dem über dreitausendjährigen Obelisken in seiner Mitte, der schon gemeißelt da stand im Pharaonenlande, ehe Moses geboren ward, und als wir die crystallnen Springfluthen der beiden kolossalen Fontainen im Abendsonnenglanze himmelanrauschen sahen, da ward uns, trotz alledem und alledem das Herz wieder erfüllt von dem

Glücke in Rom zu sein, und von der heitern Zuversicht, daß der egyptische Granitriese, der so viel Wandlungen menschlicher Dinge gesehen, auch wohl noch die Zeit der Seligsprechungen überdauern werde, wie er den Isis- und Osirisdienst seiner ersten und den kapitolinischen Jupiter und die Kaiser-Apotheosen seiner zweiten Heimath überdauert hat.

In Bezug auf meine obige an die Adresse des Vatikans gerichtete Frage fällt mir eine Scene ein, die ich neulich erlebte und die vielleicht eine Art von Antwort auf dieselbe enthalten dürfte.

In den schlimmen Tagen, wo mich noch die Krankheit an's Zimmer gefesselt hielt, hörte ich plötzlich eines Morgens Musik und Gesang unter meinem Fenster auf der Straße erschallen. Eine Baßgeige und eine Guitarre begleiteten einen himmellangen, wunderlich costümirten schielenden Violinisten, der unter fabelhaften Grimassen und mit Aktion des ganzen Körpers eine Brigantengeschichte absang, die sich vor etwa dreiviertel Jahren in der Nähe Roms zugetragen hat und deren verschiedene Scenen auf einem vor den Musikanten aufgepflanzten Stangenbilde abgemalt zu sehen waren. Die gute Fanny hatte die Künstler, als sie zum Carlin unser Diner zu bestellen gegangen war, an der Ecke der Piazza Barberini getroffen, und sie, um mir eine Erheiterung zu bereiten, vor unser Haus bestellt, wo sich dann alsbald ein großer Zuhörerkreis von allen Altern und namentlich von sämmtlichen in unserer Straße zahlreich lungernden Modellen um sie her bildete, welche das Malerisch-Bunte des Anblicks zu einem reizenden Genrebilde erhoben, das für einen Passini den erwünschtesten Vorwurf gegeben hätte. Ich ließ mir durch unsere Wirthstochter Giuditta die gedruckte Geschichte, deren poetischer Text während des Singens für einen Bajocco verkauft wurde, heraufholen, um dem Gesange besser folgen zu können. Der Titel lautete: La preghiera fatta a Dio dal popolo di Valle Pietra ha salvato dalla prigionia il Cavaliere Pesce di Fellentino, imprigionato da 27 Briganti il 2 Febrajo 1866, liberato il 20 del detto mese. Gedruckt Roma con permesso.*)

---

*) D. h.: Wie das zu Gott gerichtete Gebet der Bevölkerung von Valle di Pietra den Cavaliere Francesco Pesci aus Fellentino, der am 2. Februar 1866 von 27 Briganten gefangen genommen worden, am 20. desselben Monats aus der Gefangenschaft gerettet hat.

Der Violinspieler und die Guitarristin sangen abwechselnd die siebenundzwanzig Strophen lange Schauergeschichte, und zwar nach einer überaus lustigen Melodie, die zu dem durchaus auf Erregung von Schrecken und Mitleid gestellten Inhalte der Reime, als deren Dichter ein Francesco Calzarone genannt war, den ergötzlichsten Contrast bildete. Dieser Inhalt ist kurz folgender. Alle Anerbietungen der Familie, den Gefangenen aus den Händen der Briganten zu befreien, sind vergeblich. Die Herren Räuber fordern unerschwingliches Lösegeld und drohen mit Nase- und Ohren- und zuletzt mit Kopfabschneiden. Ganz Valle pietra, ein Städtchen, das in dem Gefangenen einen Wohlthäter verehrt, geräth außer sich, man suspendirt sogar, man denke! — das Carneval, um statt dessen zu beten:

> Valle pietra faceva orazione
> Sospendendo in quei dì Carneval.

Aber weder Beten noch Jammern wollen helfen. Der Cavaliere bleibt gefangen. Nur so viel erreicht das Gebet seiner Freunde, daß am 19. Februar eine Colonne tapferer und versuchter Soldaten von Rom aus gegen die Briganten abgeschickt wird. Kaum erfährt man dies in Valle pietra, als Volk und Klerus sofort zu nächtlicher Stunde in die Kirche eilen und in brünstigem Gebete den Gekreuzigten anflehen, daß ihr Gebet und ihr Jammern genügen möge, den guten Pesci zu erretten. Inzwischen marschiren am Morgen die Soldaten gegen die Briganten, und während sie sich mit denselben herumschossen, veranstaltete der Arciprete von Valle pietra mit dem Crucifix und der gesammten Bevölkerung eine Prozession und erflehte, mit derselben auf eine Anhöhe vor die Stadt hinausziehend, Sieg für die tapfern Soldaten. Jetzt heißt es im Liede weiter:

> Siegue il fuoco, e lo strepito d'armi
> Per li valli e li monti rimbomba;
> La preghiera sul monte qual tromba
> Fino in cielo si udiva echeggiar!

Zu deutsch etwa:

> Jetzt Feuern und Waffengetöse
> Durchdonnert die Thäler und Höhen;
> Das Gebet wie Drommetenschall dröhnend
> Widerhallte zum Himmel empor!

Natürlich werden die Briganten besiegt, ihre Höhle mit allem darin enthaltenen Raube wird genommen und „der gute Cavaliere Pesci" befreit. Moral von dem Ganzen: Gebet, Priester und Prozession sind die eigentlichen Haupthelfer gewesen, und die „tapferen, erfahrenen Soldaten" haben nur mit Hülfe des Arciprete und seines und seiner Heerde Gebetes gesiegt. Das ist gewiß, und dagegen ist nicht leicht etwas einzuwenden. Aber noch gewisser dürfte es doch sein, daß der Arciprete und die Seinen mit ihren geistlichen Waffen allein, ohne die Gewehre der Soldaten, die Briganten nicht besiegt haben würden, und darum wird es auch Pio nono vorziehen, sich nicht allein auf seine und seiner Heiligen Gebete und Fürbitten zu verlassen, sondern denselben auch noch möglichst viele Chassepots und Zouaven zuzugesellen. Denn besser ist besser, und doppelt reißt nicht!

Das obige Briganteneposmag sich nun zwar für Euch draußen sehr lustig anhören, aber für uns hier in Rom ist es keineswegs lustig, daß durch die Brigantenwirthschaft jetzt wirklich die schönsten Gegenden des nahen Gebirges, die ich vor Jahren so unbesorgt kreuz und quer durchziehen konnte, ja sogar die unmittelbare Umgebung Roms bedenklich unsicher gemacht werden. Der Geschäftsführer der adeligen Familie der Polverosi in Rom, den die Briganten neulich ebenso wie jenen Cavaliere Pesci aufgegriffen und in das Gebirge geschleppt haben — sie hatten sich dabei als Carabinieri maskirt, um den Intendanten, der gut beritten war, sicher zu machen — ist noch immer nicht wieder losgekommen. Denn die Räuber fordern ein ganz ungeheueres, obenein in Golde zu zahlendes Lösegeld, um das man seit Wochen verhandelt, und außerdem noch allerhand andere gute Dinge, als da sind: mehrere goldene Uhren mit dito Ketten, zwei sehr gute Fernröhre von einer bestimmten Qualität und — eine Anzahl Bogen Stempelpapier. Was sie mit letzterem wollen, weiß man nicht, sie selbst werden es aber schon wissen. Im Laufe des letzten Monats sind auf päpstlichem Gebiete des Agro romano noch fünf andere Menschenraube vorgekommen, und auf dem Jahrmarkte zu Anagni sah man neulich die Verwandten eines anderen Geraubten in der Stadt herumgehen und unter Vorzeigung der Ohren, welche die Briganten, zur Anfeuerung seiner Angehörigen in Beschaffung des Lösegeldes, ihren Gefangenen abgeschnitten hatten, um Beisteuer zu der Summe bitten!!

Ist es aber nicht eine Schande und Schmach für ganz Europa, zu deren Beseitigung alle Potentaten gemeinsame Sache machen sollten, daß es in diesem Europa einen „Staat" giebt, wo Landpiraten der fürchterlichsten Art ungehindert ihr Wesen treiben, und wo Leben und Vermögen nicht nur der Einheimischen, sondern der Tausende und Abertausende von Angehörigen aller Länder der cultivirten Welt in die Gewalt ruchloser, von Pfaffen erzogener Bestien gegeben sind, gegen welche die elende Regierung, die diese Pest mit groß gezogen hat, keinen Schutz zu gewähren vermag, ja mit denen sie sich sogar zu unterhandeln erniedrigt. Und dabei unterhält der Papst-König gegenwärtig in Rom allein gegen zehntausend Soldaten, die vortrefflich ausgerüstet und besser genährt und gekleidet als selbst unsere preußischen, das Mark des armen Landes verzehren. —

Rom, 12. Februar 1867.

Ich habe soeben in dem gestrigen Osservatore Romano (Nr. 34 vom 11. Febr.), den mir Giuditta mit ihrem gewöhnlichen: ecco il Bugiardo Romano*) — sie nennt das Blatt nie anders als mit diesem Namen — heraufbrachte, eine Uebersicht der Anzahl der Geistlichen in Italien und des ihnen bisher gehörenden Vermögens gelesen, welche von hohem Interesse, und aus dieser Quelle kommend gewiß nicht übertrieben ist. Darnach hatten:

Die verschiedenen Mönchsorden in Italien bisher ein jährliches Einkommen von	16,216,532	Franken.
Die Erzbischöfe und Bischöfe	7,734,214	„
Die Kollegiate, die Kapitel, die Kaplaneien und Benefizien	36,912,722	„
Die Kirchenbaukassen, Parochien und andere kirchliche Verwaltungen . . .	15,400,148	„
was also zusammen für den ganzen Klerus ein Jahreseinkommen von	76,263,617	Franken

*) Da ist der römische Lügner!

beträgt, von welcher Summe etwa sechsundvierzig Millionen aus Immobilien bezogen wurden. Diese Rente zu fünf Prozent kapitalisirt gedacht, giebt als Kirchenvermögen des Klerus von Italien die Summe von anderhalbtausend Millionen Franken, wobei natürlich der Besitz der Kirche innerhalb des jetzigen Kirchenstaates noch nicht mitgerechnet ist.

„Aus diesen Zahlen," sagt der Osservatore, der sie aus Italienischen Zeitungen entnommen haben will, „lernen wir allerlei. Zunächst, was es mit dem Geschrei von den unermeßlichen Schätzen der Italischen Geistlichkeit auf sich hat." Die anderthalb tausend Millionen Franken erscheinen also dem frommen Blatte als gar keine sehr große Summe für die Nachfolger der armen Galiläischen Fischer. Es macht nämlich folgende Berechnung: In ganz Italien giebt es etwa funfzigtausend Mönche und Nonnen (i regolari), von denen bisher auf jedes Individuum eine Jahresrente von 300 Franken kam, also nicht einmal ein Frank auf den Tag. Ebenso giebt es, fährt er fort, in Italien etwa hundertzwanzigtausend Weltgeistliche, auf die also auch von ihren bisherigen obengenannten Jahreseinkünften von siebenunddreißig Millionen für den Tag noch nicht voll ein Frank auf den Mann kam. Und so gelangt denn der fromme Rechner zu dem Schlusse: daß bei einem Jahreseinkommen von nur funfzig Millionen Franken die Geistlichkeit Italiens verhungern müsse. „Denn mit diesen funfzig Millionen Franken," heißt es weiter, „müssen vierundvierzig Erzbischöfe, hundertfünfundachtzig Bischöfe, alle Kapitel, alle Kollegiate dotirt werden, müssen ferner die funfzigtausend Mönche und Nonnen ihre Jahrespensionen und die hundertzwanzigtausend Weltgeistliche ihren Gehalt empfangen und alle die Kirchen, Parochien, Kapellen und Wohlthätigkeitsanstalten unterhalten werden. Wenn man nun von den letzteren absieht und bloß die Erzbischöfe und Bischöfe, Mönche, Nonnen und Weltgeistliche, zusammen 170,229 Personen, rechnet, so kommen auf jedes einzelne Individuum jährlich nur dreihundert Franken."

Die Rechnung ist richtig. Aber das fromme Blatt, welches über die Einziehung des Italischen Kirchenvermögens sein Zetergeschrei fast täglich erneuert, vergißt nur Eins dabei, nämlich die Antwort auf die sehr wohl aufzuwerfende Frage: ob denn wirklich vierundvierzig Erzbischöfe, hundertfünfdundachtzig Bischöfe, funfzigtausend Mönche

und Nonnen neben hundertzwanzigtausend anderen Geistlichen für Italien durchaus nothwendig und unentbehrlich sind?

Rom wimmelt jetzt mehr wie jemals von Geistlichen und Soldaten und wenn ich diese beiden naheverwandten Berufsklassen so schaarenweise überall hier erblicke, muß ich immer und immer an Lessings Gesprächsfragment von „Soldaten und Mönchen" denken. Die Einwohnerzahl von Rom beträgt nach den letzten offiziellen Mittheilungen des vorigen Jahres nur etwa zweimalhunderttausend Seelen. Darunter sind nicht weniger als sechstausend und einige hundert Geistliche, nämlich vierundsiebzig Kardinäle und Bischöfe, über achtzehnhundert Priester und Seminaristen, zweitausendsechshundert Mönche und zweitausend Nonnen. Das stärkste Mönchscorps bilden die Franziskaner, deren Zahl allein fast ein halbes Tausend beträgt. Außer ihnen sind noch acht verschiedene Mönchsorden hier vertreten, von denen die schmutzigen, übelriechenden, nacktbeinigen Kapuziner die stärksten sind. Die Zahl der Klöster ist hundertsiebenundzwanzig, von denen sechsundfünfzig Mönchs- und einundsiebzig Nonnenklöster. Wo man geht und steht ist ein Kloster, das oft mit seinen riesenhaften vierzig bis fünfzig Fuß hohen Umfassungsmauern den Menschenwohnungen Sonnenlicht und Luft nimmt. Häuser, welche das Unglück haben, den Gartenmauern eines solchen Klosters sich gegenüber zu befinden, müssen die Fenster derjenigen ihrer Stockwerke, aus denen man möglicherweise über jene Mauern hinwegsehen könnte, mit hölzernen oder eisernen, einige Fuß von den Fenstern abstehenden Schirmblenden versehen, damit die Klosterbewohner, zumal die Nonnen, sicher sind, nicht von profanen Augen erblickt zu werden, wenn sie in ihrem Garten wandeln und sich gelegentlich zanken. Mehr als einmal habe ich solche Häuser in verschiedenen Stadttheilen getroffen und mit Erstaunen und Abscheu gegen solche barbarische Tyrannei betrachtet, die, wie ich höre, ganz neueren Datums ist. Ich sah ein neu erbautes Haus in einer unweit des Forums belegenen Straße, welches verzweifelte Anstrengungen gemacht hatte, um von der gegenüberliegenden Klostermauer Luft und Licht zu gewinnen. Aber mit jedem neuen Stockwerke, das der Besitzer aufgesetzt, hatte auch das Nonnenkloster seine Gartenmauern gleichmäßig erhöht — die Absätze waren noch vollkommen erkennbar — und als der Hausbesitzer schließlich noch zwei Gestocke aufsetzte, ward ihm

befohlen, vor den Fenstern derselben jene oben erwähnten breiten Schirme anzubringen. In manchen Klöstern, die mit ihren Kirchen, Höfen und Gärten fast den Raum einer kleinen Stadt einnehmen, wohnen oft nur zwanzig bis dreißig und manchmal noch weniger Religiosen, während das Volk in Rom, der Mehrzahl nach, in die entsetzlichste Wohnungsenge zusammengekeilt ist und zum Theil in höhlenartigen Spelunken hauset. Und alle diese Tausende von Mönchen und Nonnen sind müßige Verzehrer, die von anderer Leute Arbeit leben. Freilich bekommt es ihnen auch gut, dies Müßiggehen und diese absolute Freiheit von aller irdischen Sorge. Das beweisen die statistischen Tabellen, nach denen die jährlichen Todesfälle des männlichen Geschlechts in Rom sich auf 3,26 Prozent, des weiblichen auf 2,74 Prozent belaufen, während von den Mönchen hier nur 0,92 und von den Nonnen gar nur 0,60 Prozent jährlich sterben!

Für den Fremden ist es nebenbei ärgerlich, daß manche schöne und interessante Punkte ihm dadurch, daß sie im Bezirke eines Klosters liegen, versperrt sind. Ueberhaupt dürfen Männer kein Nonnenkloster und Frauen die Höfe und Gärten eines Mönchsklosters nicht betreten, und der Anblick des schönen Klosterhofes von Santa Maria degli Angeli mit seiner herrlichen Cypressengruppe Michel Angelo's ist noch immer jedem weiblichen Auge ebenso versagt wie die unvergleichliche Aussicht von der Terrasse des Klostergartens von S. Bonaventura auf das Kolosseum und die antike Ruinenwelt Roms. Das starre Aufrechthalten solcher Vorschriften, die einst aus der Rücksicht auf die brutale Rohheit barbarischer Zustände des Mittelalters entsprangen, in unserm Jahrhunderte, macht auf jeden Unbefangenen einen ganz entsetzlichen Eindruck, und mehr als einmal habe ich mich nicht enthalten können, denselben höheren gebildeten Geistlichen gegenüber auszusprechen, deren Antwort freilich nichts anderes sein konnte als ein verlegenes Achselzucken. Wer übrigens noch gewisse romantische Vorstellungen über das Leben und Treiben der Bewohnerinnen der italienischen Nonnenklöster hat, dem empfehle ich die Lectüre der Aufzeichnungen einer gewesenen Nonne, der neapolitanischen Fürstin Enrichetta Caracciolo dei principi di Forini, die vor kurzem bereits in vierter Auflage erschienen sind,*) und die in ihrer einfachen

*) Misteri del Chiostro Napoletano. Memorie di E. C. Ex-Monaca Benedettina. Firenze G. Barbèra 1864.

Sachlichkeit wie in ihrer ganzen, von allem eigentlichen Skandal freien Haltung durchaus das Gepräge der Wahrheit tragen. —

Die Tyrannei der Regierung, — was auch die ultramontanen Blätter und ihre Correspondenten Euch sagen mögen, — ist jetzt in Rom nach dem Abzuge der Franzosen schlimmer als jemals. Der fremde Tourist freilich fühlt und sieht sie nicht, aber die armen Römer empfinden sie desto schwerer, und wir sind in der Lage, davon mehr als viele andere zu erfahren. Des heimlichen Verhaftens und Einkerkerns ist kein Ende, obschon natürlich die hiesigen Zeitungen davon nichts berichten. Ich kenne Fälle, in denen zwei Familienväter bei nächtlicher Weile plötzlich den Ihrigen entrissen, der eine siebenundvierzig, der andere sechszig Tage in engen, kaum vier Schritte großen Kerkerzellen schmachteten, ohne ein einziges Mal verhört zu werden, ohne zu erfahren, wessen sie beschuldigt seien und ohne daß ihre Angehörigen wußten, wo sie geblieben. Und ebenso wurden sie auch wieder entlassen, ohne die Namen ihrer Angeber zu erfahren. Und dabei wimmelt es in dem südlichen Theile des Kirchenstaats, um Velletri, Anagni, Frosinone von Räuberbanden, und während Tausende von fremden Söldnern aus allen Ländern Europa's hierher gezogen worden sind, um dem Papa e Rè seine Unterthanen niederhalten zu helfen, sind die herrlichen Gegenden der Sabiner- und Volskerberge für Fremde unbetretbar. Ich sprach einen seit zwölf Jahren hier lebenden deutschen Maler E. Schweinfurt, der in der dortigen Gegend einen befreundeten Landbesitzer besucht hatte. Während er dort war, lag eine Bande von siebzehn Briganten in einer Tenuta, die zu dem Landgute gehörte, welcher der Gutsbesitzer täglich Lebensmittel schickte. Der Mann gestand dies dem bald darauf anlangenden Kommandanten einer Militairabtheilung unverholen ein, und als ihm derselbe mit Strafe drohte, sagte er: „Was wollt Ihr, Signor? Könnet Ihr und das Governo mich davor schützen, daß mir die Briganten, wenn ich mich weigere, ihnen zu essen zu geben, Haus und Hof anstecken und mich und die Meinigen ermorden?" — Man wird wieder auf die Mittel zurückkommen müssen, die man vor vierzig Jahren anwandte, wo die päpstliche Regierung die Briganten dadurch zu bekämpfen suchte, daß man denjenigen Räubern, welche einem ihrer Gesellen den Kopf abschnitten und denselben der Behörde überbrachten, Gnade und Straf-

losigkeit zusagte, und wo man diejenigen unter den auf dem Felde arbeitenden Landleuten, bei denen die päpstlichen Gensd'armen doppelte Brodportionen fanden, aufknüpfte!

Dies Rom mit seiner Campagna, seinen fruchtbaren Bergabhängen und entzückenden Gebirgslandschaften und ihren arbeitstüchtigen Bewohnern — es könnte das Paradies Europa's sein ohne dies Regiment, unter dem kein Leben gedeihen kann, und dessen einzige Industrie darauf hinausgeht, immer neue „Heilige" zu kreiren, Dogmen zu schaffen und immer noch mehr Kirchen und Kirchenfeste, Klöster und Kapellen herzurichten, als es bereits im ungeheuersten Uebermaße besitzt.

Rom, 20. Februar 1867.

— Seit dem 10. Februar bis heute haben wir durchgehend schönstes Frühlingswetter gehabt, Tage wie wir sie bei uns etwa in einem günstigen Mai haben. Das lockte denn hinaus in's Freie, und wir haben denn auch dieser Lockung gehörig Folge geleistet, und mit unserer Freundin der Frau v. St. fast täglich Fahrten in die Campagna unternommen: nach Ponte Mammolo*) vor Porta di San Lorenzo, nach der kleinen Osterie der Tavolata an der neuen Appischen Straße, nach Porta Furba und Torre di Mezza Via u. s. w. Auf mehr als einer solchen Fahrt begegneten wir dem fuchsjagenden englischen Jagdklubb, dessen rothröckige Mitglieder auf ihren schnellen Rennern begleitet von zahlreichen Damen lustig über die Hügel und Thäler der Campagna dahinjagten, oder auch wohl von ihrer Hetzjagd und dem im Freien eingenommenen Jagdmahle theils zu Roß theils zu Wagen nach der Stadt zurückkehrten. Gestern waren wohl an die hundert Rothröcke draußen, und eine Meute von mehr als sechszig Hunden von ihren Treibern geführt. Diese „Signori Inglesi" genießen ihr Leben und den römischen Frühling auf

---

*) S. Ein Jahr in Italien III. 186 ff.

ihre Weise, und ich sah sie nicht ohne ein Gefühl des Neides, während unser Fuhrwerk langsam auf staubigem Wege dahintrottelte, auf ihren herrlichen Pferden über die grünende Campagna fliegen, auf die die sonnigblauen Bergzüge, bedeckt mit schimmernden Städtchen so verlockend und einladend herniederschauten. Für uns sind diese Jagdzüge auch dadurch angenehm, daß sie uns bei unseren Excursionen in die Campagna Sicherheit vor Räubergesindel gewähren. Daß es mit dem letzteren kein Spaß ist, sollten wir vorgestern erfahren, wo, wenige Stunden nach unserer Rückkehr von unserer Fahrt nach Ponte Mammolo, unweit des Thores San Lorenzo, das wir zu passiren hatten, drei Briganten erschossen wurden, die viele freche Raubanfälle in der nächsten Umgebung Roms verübt, und vor vierzehn Tagen einen armen Gartenpächter vor Porta San Giovanni beraubt und grausam ermordet hatten. Sie hatten einen Anschlag gemacht, den Besitzer einer Vigna unweit San Lorenzo zu überfallen und zu ermorden, weil er die ihm von ihnen durch einen Drohbrief (una lettera cièca wie unser Kutscher sich ausdrückte) abgeforderte Geldsumme nicht an dem bestimmten Orte deponirt hatte. Ihr Vorhaben ward aber durch einen ihrer Mitgesellen der Polizei verrathen, welche alsbald acht Gensdarmen unter einem erprobten Brigadier absandte, die sich innerhalb und in der Nähe des von den Mordgesellen bedrohten Hauses in Hinterhalt legten. Der heutige Osservatore berichtet ausführlich über den Erfolg. Die überfallenen Briganten wehrten sich verzweifelt gegen die Uebermacht und drei der Sbirren erhielten schwere Wunden, ehe es gelang die drei Strolche niederzuschießen. Man fand bei ihnen und in ihrem Schlupfwinkel goldene und silberne Ringe, Uhren, Geld und sogar Wechsel, und der Osservatore, der diesmal ausnahmsweise über solch' einen Fall spricht, weil er dabei die vigilanza del Governo pontefìcio in den Himmel zu erheben Anlaß nimmt, ist unvorsichtig genug zu verrathen, was er bisher stets ableugnete, daß Rom und die Umgegend sehr unsicher sei, indem er sagte: „daß durch die Vernichtung dieser drei malfattori Rom und die Campagna jetzt wieder sicher geworden seien!"*) Dagegen verschweigt er, daß auch diesmal die Polizei nicht durch ihre eigene gerühmte Vigilanz, sondern nur durch den Verrath

*) La distruzione di questi tre malfattori rende la tranquillita alle campagne romane et alla stessa capitale.

eines Mitglieds der Bande ihren „Triumph“ gefeiert hat. — Ein charakteristischer Zug bei dieser „glänzenden Affaire“ (questo luminoso fatto), wie es die päpstliche Zeitung nennt, ist der, daß der Gensdarmeriekapitain sofort nach beendetem Kampfe einen seiner Leute nach der nahen Basilika von S. Lorenzo abschickte, um für die sterbenden Banditen einen Kapuziner zum Beichten holen zu lassen.

Fanny Lewald

an

Dr. Bernhard Wolff

in Berlin.

Aus dem bürgerlichen Leben in Rom.

Rom, Frühling 1867.

Bei unserer Freundin Frau v. St. traf ich neulich zwei deutsche Edelleute, beide Kammerherren deutscher Fürsten. Die Unterhaltung wendete sich auf die politischen Ereignisse und Zustände von Deutschland, über welche einer der Herren sofort die verwunderlichsten Ansichten vorzutragen beliebte. Er beklagte die Auflösung des deutschen Bundestags, er beklagte das Entstehen des Norddeutschen Bundes, er beklagte auch die Einigung Italiens und er bedauerte endlich sogar, daß die Herrschaft der Bourbons in Neapel gestürzt worden sei. Als bei den Klagen über das geeinigte Italien auch von Rom die Rede war, und Frau v. St. und ich den Herren vorhielten, wie furchtbar hier der Verfall und wie bodenlos hier Alles verwirthschaftet sei, meinten sie, sie möchten Rom und die Campagna nicht wiedersehen, wenn das erstere sich in

Ordnung und Reinlichkeit, in Industrie und Wohlstand gehoben haben, und wenn die Campagna aus ödem Weideland sich in einen angebauten, gesunden Erdstrich verwandelt haben würde; und doch ist es, wenn man vor Porta S. Giovanni, oder hinter Villa Pamfili nach den Massarien auf Monte verde, oder nach den Vignen auf dem Monte Mario hinauskommt, ein wahres Vergnügen zu sehen, wie üppig unter diesem Himmelsstriche selbst bei der mäßigsten Pflege Alles wächst und gedeiht. Frau v. St. wurde leidenschaftlich heftig über diese unmenschlichen, ganz auf eine persönliche Grille gebauten Ansichten. Mir gaben sie nur einen Maaßstab für die Charakterschwäche der beiden Edelleute, nicht für ihren Mangel an Einsicht, denn im Grunde glaubte innerlich keiner von Beiden ein Wort von dem, was er sagte, sie wußten es Beide besser. Ich habe aber bei charakterlosen und schwachen Männern — die sich dieser Schwäche meist immer sehr wohl bewußt sind — regelmäßig eine große Neigung zur Herrschsucht gefunden, die sich dann am leichtesten genug thun zu können glaubt, wenn sie sich gegen verständige Aeußerungen von Frauen gewaltsam und eigensinnig auflehnt. Ihr Widerspruch galt demnach weit weniger der Vernunft im Allgemeinen, als unserer weiblichen Vernunft, und weil jene beiden Edelleute sich tüchtigen Männern gegenüber gewiß oft genug in ihrer Nichtigkeit erkennen, hofften sie einmal billigen Kaufs vor uns als Helden auftreten zu können. Es that mir nur leid für die arme St., welche die beiden Herren ernsthaft nahm, während ich ihnen wie komischen Theaterfiguren zusah, und eben nur so weit antwortete, als nöthig war, sie im Zuge zu erhalten. Es war mir ja auch nichts Neues oder Ungewöhnliches, was sie vorbrachten.

Alle Tage kann man es hier von den Halbgebildeten unter den Fremden hören, daß Rom und die römischen Zustände durchaus erhalten bleiben müßten, wie sie sind. Nichts wollen sie missen, nicht die grenzenlose Verkommenheit des Volkes, nicht seine geradezu beispiellose Zerlumptheit, nicht die wahrhaften Höhlen, in denen das Volk wohnt, nicht seine Unwissenheit, nicht seinen Aberglauben; aber die Briganten im Gebirge, die sind ihnen doch zuwider, und die möchten sie doch lieber nicht haben! — Und solche Schwachköpfe, die sich vornehm dünken, wenn sie zu ihrem erheuchelten romantischem Ergötzen ein ganzes Volk zu ewiger Entwürdigung verdammen, denen soll man beweisen wollen, daß sie mit

ihren Mitmenschen verfahren wollen, wie die Gänsezüchter mit den Gänsen, denen man eine Leberkrankheit anfüttert, um den Gaumen übersättigter Schwelger damit zu vergnügen? — Die Annahme, daß Rom dazu bestimmt sein soll, für alle Zeiten ein Raritätenkabinet von Trümmern zu bleiben, ist eine Abgeschmacktheit und enthält zugleich den Gedanken an eine Grausamkeit. Wenn das Kolosseum, wenn das Pantheon und die großen Säulengruppen auf dem Forum Romanum erhalten bleiben, wenn die großen Triumphbogen und die Kirchen, welche in die alten Tempel und Bäder hineingebaut sind, wie S. Lorenzo in Miranda, wie S. Maria degli Angeli und so viele andere aufrecht stehen, um von der Vergangenheit zu zeugen, so mögen und müssen die riesigen Mauern der Caracalla-, der Titus- und der Diocletiansthermen in Gottes Namen niedergeworfen werden, und man wird es zu segnen haben, wenn daraus Wohnungen aufgerichtet werden, in denen die Bewohner der Campagna vor dem Fieber Zuflucht finden. — Hindukinder wollen sie erziehen lassen und hier läuft des Volkes Jugend wie die Wilden umher! —

Daß Betteln eine Schande, daß es eine Ehre sei zu arbeiten, von diesen Begriffen wird das Volk hier übrigens von seiner frühesten Kindheit an systematisch entwöhnt. Jetzt, wo der Marien-Monat angefangen hat, sieht man von den Kindern vor vielen Häusern kleine Altäre auf die einfachste Weise errichten. Ein Stuhl wird mit einem weißen Tuche bedeckt, ein Marienbildchen gegen die Lehne gestützt, ein Glas mit einem brennenden Nachtlämpchen davor aufgestellt, und sind eine Rose oder auch nur eine Handvoll Rosenblätter, deren es jetzt hier an allen Ecken und Enden giebt, aufzutreiben, so ist damit der Schmuck des Altars vollendet, an welchem nun ein Kind oder mehrere Kinder — meist sind es Mädchen — von frühem Morgen bis zum Abend sitzen, um jeden Vorübergehenden um eine Gabe im Namen der Madonna anzusprechen. Es sind aber nicht etwa armer Leute Kinder, welche auf diese Weise in vollem Müssiggange bettelnd ihre Tage hinbringen, sondern die zehn- bis zwölfjährigen Töchter ganz bemittelter Handwerker, und weder die Kinder noch die Eltern können es begreifen, was uns an ihrem Thun so widerwärtig auffällt. Ich bekam dann immer ganz regelmäßig die Antwort: „Mà è il mese della Madonna! — sono tanto carini i

piccoli altari! — sono contente le ragazze di un mezzo bajocco, — è tanto poco! — la madre, quando era una piccola ragazza a fatto pure un altarino e li forestieri li hanno fatto grande grande regale perchè è stata tanto bella e ha ballato il saltarello come un angelo!" („Aber es ist ja der Madonnen-Monat! Die Altärchen sind so niedlich, die Kinder sind ja mit einem halben Bajock zufrieden — das ist so wenig. — Als unsere Mutter ein kleines Mädchen gewesen ist, hat sie auch ein Altärchen gemacht, und die Fremden haben ihr große große Geschenke gegeben, weil sie so schön gewesen ist und den Saltarello wie ein Engel getanzt hat!") — Die Forestieri haben allerdings auch eine gewisse Schuld an dem Unwesen des Bettelns — denn sie haben das Volk hier immer als ein zu ihrem Vergnügen erschaffenes Spielzeug angesehen, aber die Hauptquelle des römischen Bettelwesens liegt viel tiefer. Eine Regierung, welche vielen Hunderten von rüstigen, arbeitsfähigen Männern ihren Müssiggang und ihr Betteln für ein Gott wohlgefälliges Werk auslegt, kann den Bettel nicht bestrafen, und es giebt denn hier auch Bettler der verschiedensten Grade und Arten. An der Spitze stehen natürlich die Bettelmönche, die mit einem Eselchen, oder mit ihrem Korbe in der Hand, durch die Straßen ziehen, bei jeder Gemüsehökerin, bei jedem Friggitoren und Pizzikarolen einen Halt machen, eine Prise anbieten, ein Wenig klatschen und Neuigkeiten erfragen, und dafür irgend ein Regalo (Geschenk) in ihren Sack geworfen bekommen. Die zweite Klasse sind die privilegirten Bettler, die — wie unsere unglücklichen orgeldrehenden Invaliden im Thiergarten zu Berlin — ein Blech auf der Brust tragen, das sie als „Privilegiati" (als Privilegirte) bezeichnet, und die, je nach ihren Verdiensten zu besseren oder schlechteren Bettelposten befördert oder degradirt werden. So ist der bekannte auf den Händen kriechende Bettler vom Monte Pincio*), weil er gegen Fremde grob gewesen ist, nach einem entlegenen Stadttheile verwiesen worden und kommt jetzt nur gelegentlich als Gast nach der spanischen Treppe, auf welcher er sich ein Vermögen erworben hat; und ein anderer sehr schöner, stets heiter lächelnder und immer wohlgekleideter Mann mit einem Stelzfuße, ist aus einer Seitenstraße

*) S. Ad. Stahr Ein Jahr in Italien II., 214.

nach der Mitte der Stadt befördert worden, wo er uns jetzt immer, wenn wir vom Capitole oder von dem Forum kommen, anständig den Hut ziehend, seinen Bettlergruß entgegenruft.

Zu der dritten und weitverbreitetsten Klasse von Almosen Begehrenden und Empfangenden gehört ungefähr das halbe Rom, d. h. alle Gewerbtreibenden, Beamten, Bürgerfamilien, die nicht reich sind, und das System, nach welchem das Almosengeben und Almosenempfangen für diese Klassen eingerichtet ist, ist so fein berechnet, daß zuletzt Alles zum Vortheil der Kirche und der Klöster ausschlägt, welche hier den Menschen von der Stunde seiner Geburt als einen zinstragenden Gegenstand mit Beschlag belegen, und die Steuer von seinem einstigen Dasein noch über seinen Tod hinaus in den Seelenmessen beziehen, die für ihn gelesen werden. Die Taufgebühren sind die erste Steuer, welche der neue Mensch der Kirche entrichtet, und so wie er nur auf den eigenen Beinen stehen kann, wird ihm der Lasso der Gewöhnung an die Kirche um den Hals geworfen. Ich habe es schon in einem meiner ersten Briefe aus Rom geschrieben, daß alle Morgen die Knaben aus den Stadt- oder Bezirksschulen von ihren geistlichen Lehrern in die Kirche geführt werden, und für die Mädchen ist es ganz dasselbe. Den Sonntag wird noch ganz besonders in die Messe und zur Predigt gegangen, die Jugend bleibt also in täglichem Zusammenhange mit der Kirche, und sind die frommen Väter und die frommen Schwestern, welche den Unterricht ertheilen, nur einigermaßen liebenswürdig, so bildet sich ein wirkliches Verhältniß der Anhänglichkeit zwischen den Lernenden und Lehrenden aus, das — weil diese Letzteren der großen organisirten Kirchengemeinschaft angehören, sich von dem einzelnen Menschen selbstverständlich auf die Institution überträgt. Kommt dann der Zeitpunkt heran, in welchem die Jugend durch die Konfirmation in die christliche Gemeinde aufgenommen wird, und das geschieht hier wesentlich früher als bei uns, so werden die Knaben wie die Mädchen zu der besonderen Vorbereitung für diesen Akt in ein Kloster gethan, in welchem sie, je nach den Einrichtungen des Klosters, vierzehn Tage bis sechs Wochen bleiben. Aber die Aufnahme in die Klöster ist nicht unentgeltlich und die Kosten für diesen Aufenthalt sind größer oder geringer, je nach der Vornehmheit des Klosters; doch tragen die Mehrzahl der kleinen Familien diese Kosten

nicht selbst. Die Frauen der großen fürstlichen Familien, die Colonna's, Borghese's, Torlonia's, geben Anweisungsscheine für die Klöster aus, die von ihnen beschützt werden, und es ist der Ehrgeiz des Kleinbürgers, einen solchen Eintrittsbrief für ein recht vornehmes Kloster von einer recht vornehmen Familie zu erhalten, und während dieser Vorbereitungszeit ihre Kinder mit den Kindern vornehmer Leute zusammen auf möglichst großem Fuß leben zu lassen. Die Bezahlung, welche das Kloster von den „Wohlthätern" für die Pensionaire erhält, ist gar nicht unbedeutend, und auch von Seiten der Pensionaire erwächst dem Kloster noch ein Vortheil. Die Pensionaire werden nämlich von den Ihrigen eigens für diese Klosterwochen ausgestattet. Man macht ihnen neue Wäsche, neue Kleider, man giebt ihnen Tisch- und Bettwäsche und ein silbernes Besteck mit, und es ist nicht Gesetz, wohl aber Sitte, daß die Tisch- und Bettwäsche mit dem Silberzeug zum Andenken in dem Kloster bleiben. — Die ganzen letzten Wochen hindurch haben unsere Wirthin und ihre Töchter für den ältesten etwa vierzehnjährigen Sohn an einer solchen Ausstattung für das Kloster genäht. Man hat ihm feine Hemden, neue Kleider angeschafft, um der Fürstin Torlonia, von der man die Eintritts-Anweisung erhalten, im Kloster Ehre zu machen, und gestern vor acht Tagen haben sich die Mutter, die Großmutter und beide Schwestern, in ihrem allerbesten Putz mit dem Sohne in einen Wagen gesetzt, man hat den Korb mit der Ausstattung vorn bei dem Kutscher aufgeladen, und sie sind dann stolz und seelenvergnügt nach — ich habe vergessen welchem Kloster — gefahren. Ob für den Burschen, der ein recht großes Talent für Skulptur hat und jetzt anfängt die Akademie zu besuchen, nachdem er bisher in seinen Freistunden bei einem Gips-Modelleur gearbeitet hat, der mehrwöchentliche Aufenthalt bei den frommen Vätern und unter den „jungen Cavalieren" heilsam sein wird, möchte ich bezweifeln. Er hat mehr als ihm gut und dem ernsten Vater lieb ist, die Neigung, den Stutzer und Cavaliere zu machen, und die Großmutter kann nicht aufhören zu erzählen, wie man die jungen Leute in dem Kloster vortrefflich beköstigt, wie ihnen gleich Prinzen aufgewartet wird, und wie die frommen Väter sie kajolirten — „nicht als ob es nur ihre Kinder, nein, als ob es ihre Enkel wären!"

Auch unsere Wirthstöchter sind noch voll dankbarer Erinnerung an

all' die Herrlichkeiten, die sie ihrer Zeit in ihrem Nonnenkloster genossen haben, und es dauert eine lebhafte Freundschaft zwischen ihnen und jenen Nonnen fort. Sind die Mädchen nun in den Klöstern und bei den Pfarrern in ihrer Parochie gut angeschrieben, so eröffnen diese ihnen die Aussicht auf eine Mitgift bei ihrer Verheirathung, die abermals durch die doppelte Gunst der adeligen Familien und der Geistlichkeit gewährt wird. Soviel ich erfahren habe, sind diese Mitgiften nicht über fünfzig Scudi groß, aber es können einem und demselben Mädchen von verschiedenen Seiten verschiedene Mitgiften zugewendet werden, und da dies immer von dem Ermessen der Geistlichen abhängt, so mögen die Familien es mit diesen niemals gern verderben. Es wird also, auch wo das religiöse Bedürfniß nicht eben dazu treibt, in den Familien auf einen regelmäßigen Kirchenbesuch gehalten, und auch bei den anderen Anlässen, bei denen ein Geistlicher in das Haus kommen muß, wie z. B. bei der Segnung der Speisen am Gründonnerstage, wird Alles aufgeboten, sein Wohlgefallen zu erregen. Man putzt dazu das Zimmer sauber auf, man bestellt den Tisch mit Brod, mit kalten gesalzenen Fleischspeisen, mit Wein und Früchten, man streut Blumen dazwischen und setzt Vasen voll Blumen auf, kurz, man macht eine anmuthige Feierlichkeit daraus, und empfängt den segensprechenden Priester mit Ehrerbietung, während man achselzuckend über die Ceremonie lacht und offen ausspricht: „Es ist nur, damit sie Geld verdienen und was Gutes essen!" — Ich vermuthe übrigens, daß diese Segnung der Speisen vor dem Osterfeste auch aus dem Judenthume mit hinübergekommen ist, wo, wenn ich nicht irre, vor dem Passahfeste eine ähnliche Heiligung der Passahspeisen vorgenommen wird.

Auf den Kirchenbesuch legen übrigens die römischen Mädchen aus dem arbeitenden Bürgerstande selber einen großen Werth, weil es ziemlich die einzige Gelegenheit ist, bei der sie aus dem Hause kommen. Da man ihnen in anständigen Familien nie gestattet, allein auszugehen, und ihre Väter und vollends ihre Mütter keine Freunde vom Spazierengehen sind, so kommt solch ein armes junges Geschöpf oft durch Monate nicht über ihre Schwelle, außer zu dem Kirchenbesuch, und ich kann unsere hübsche Wirthstochter ganz glücklich machen, wenn ich sie bei den Besorgungen, die ich für uns zu machen habe, mit mir gehen lasse. Von

all' den Vergnügungen, welche die Familien und die Mädchen dieser Stände bei uns genießen, ist in Rom die Rede nicht. Sie wissen hier Nichts von Kaffeegärten und Garten- oder Kaffeekonzerten, auch von Tanzvergnügungen in Gasthäusern habe ich hier nie reden hören, ja selbst in den Familien kommen solche Dinge nur selten vor. Die „Freunde" des Hauses finden sich Abends wohl als Gäste ein, es kommt einmal ein Vater, der seine Tochter mitbringt, es kommen ein paar „Jünglinge" der Verwandtschaft und dann werden entweder das höchst beliebte Zahlenlotto oder Pfänderspiele gespielt, bei denen Eines, in welchem es darauf ankommt, die meisten Sprichwörter und volksthümlichen Redeweisen zu kennen, sehr in Gunst zu stehen scheint; und in Folge dieses Spieles ist denn unsere Giuditta bei ihrer geistvollen Lebendigkeit ein wahres Lexikon von solchen Sprichwörtern und Redensarten. Kommt es einmal dazu, daß man tanzt, so fehlt es nicht leicht an ein paar jungen Männern, welche die Guitarre und die Flöte spielen, irgend ein Vater oder eine der Mütter nehmen das Tambourin in die Hand, und der Ball, bei dem zwei, drei Paare tanzen, ist fertig, und ist nach einer oder zwei Stunden abgethan. Noch anmuthiger gestaltet das Tanzen sich, wenn die Jahreszeit günstig ist, und auf dem platten Dache des Hauses eine „Merenda" veranstaltet werden kann.

Das platte Dach ist in den Häusern, welche ein solches haben, der Stolz und der Vergnügungsort der Familie. Da werden in Kästen Blumen gezogen, da giebt es große Oleanderbüsche, Goldlack, Gelsomino, Rosen und vor Allem die feuerrothe Nelke. Da werden Vögel gehalten und ein paar Tauben oder ein paar Kaninchen in Kästen gepflegt, und wenn die Mädchen mir bisweilen am Morgen einen kleinen Strauß auf den Frühstückstisch stellen, so sagen sie ganz stolz: „Wir haben ihn ganz auf der Villa gepflückt." — Oben auf dem Dache wird dann auch gegen den Abend hin, bei Kaffee und Wein, die Merenda gehalten, und es war neulich ein reizender Anblick, unter freiem Himmel, hoch über der ewigen Stadt, unter deren Boden Generationen und Generationen ihr Ende gefunden haben, die vier fröhlichen jungen Paare bei dem Klange der drei gewöhnlichen Instrumente sich in voller Lebenslust im Tanze genug thun sehen, während das flammende Abendroth die frischen Gesichter noch heller leuchten machte, und die goldenen Sonnen-

strahlen noch die sich verkühlende Luft erwärmten. Als die Sonne sank, war das Fest zu Ende, die jungen Männer und die beiden Cousinen gingen, von den Wirthstöchtern hinabgeleitet, mit ihrem Vater davon, und nur die Großmutter und die Mutter blieben mit uns noch ein paar Minuten auf dem Dache, das sich beiläufig über dem fünften Stockwerk erhebt, und erzählten uns von den Zeiten, in welchen man die französischen Tänze noch nicht gekannt, und nur der Saltarello landesüblich gewesen, der doch viel anständiger und maaßvoller gewesen sei als die jetzigen Tänze.

Neben diesen wirklichen Familienvergnügungen kommen dann im Frühjahr und Sommer, wenn man nicht reich genug ist einen kleinen Einspänner zu halten und eine Vigne zu miethen, nach der man hinausfährt und wo man sich die Geräthschaften für die Zubereitung einer Mahlzeit hinschafft, die Besuche der Weinwirthschaften auf dem Monte Testaccio, wo im Mai der Rasen voll Anemonen, Narcissen und Jonquillen ist, und wo man sich bei dem besten Weine, bei Brod und Schinken und Eiern, oder auch bei einer Schüssel Maccaroni und einem gerösteten Huhne — die man in allen besseren Weinwirthschaften vor dem Thore finden kann — eine Güte thut, wenn der Fremdenverkehr den Familienvätern ein gutes Jahr bereitet hat. Nimmt man dazu nun noch eine gelegentliche Fahrt zu Wagen durch die Stadt, wenn eine befreundete oder verwandte Familie einmal besucht werden soll, die weit ab wohnt, so ist der Kreis der weltlichen Freuden geschlossen, in dem das Leben eines römischen Bürgermädchens sich bewegt; und das ist heute noch gerade so wie vor einundzwanzig Jahren. Was ihnen sonst noch an Vergnügungen zu Theil wird, hängt Alles mit der Kirche zusammen. Da ist vor Weihnachten die Krippe und die Kinderpredigten in der Kirche von Ara Coeli auf dem Capitole; die nächtliche Weihnachts-Promenade und Musik in San Luigi dei Francesi; die Ausstellung des heiligen Leichnams am Abende des Gründonnerstages, — die in den verschiedenen Kirchen mehr oder weniger dekorativ und plastisch ausgeführt wird — und der Marien-Gottesdienst, dem zu Ehren ebenfalls jede Kirche im Maimonate besondere Feiertage macht, bei welchen eine erhöhte Erleuchtung, Blumenschmuck, Musik und die werthvolleren Meßgewänder der Priester die Besucher der Kirche empfangen. Wir sind

am verwichenen Gründonnerstage unserer Wirthstochter zu Liebe Abends in drei, vier Kirchen mit ihr gegangen. Sie hatte sich dazu schön geputzt und wir haben geduldig dagestanden, bis sie in jeder der Kirchen den heiligen Leichnam geküßt und ihre Gebete gesprochen hatte. In der einen Kirche war vor einer gemalten Dekoration ein großer wächserner und recht schöner Leichnam aufgestellt, in einer anderen lag nur ein großes bekränztes Kruzifix auf den Stufen des Altars; aber da die Kirchen dunkel und immer nur die eine Kapelle beleuchtet war, so war die Lichtwirkung überall schön, und der ganze Akt hatte etwas Geheimnißvolles, das uns mit einer fernen, fernen Zukunft, und zugleich wieder mit der ganzen jetzt lebenden Christenheit verband, und eben dadurch die Phantasie und den Geist anregte. — Giuditta ihrerseits war denn auch, wenn schon aus anderen Gründen, ganz entzückt von diesem giro durch die Kirchen, und weil sie uns dafür doch auch gern ein Vergnügen machen wollte, schlug sie uns vor, mit ihr an einem der folgenden Tage in die Katakomben des Kapuziner-Klosters auf der Piazza Barberini zu gehen, wo die in ihren Kleidern aufgestellten Leichname der Mönche und das Beinhaus eine wahre Schönheit „una vera bellezza" wären. Sie versicherte, dort gut bekannt zu sein, weil die Familie dort zur Andacht geht, und beschrieb den Graus und die Art und Weise, wie die ältesten Leichen immer für die neuen Todten Platz machen müßten, mit einem Behagen und einem Eifer, wie unser Einer in seiner Jugend eine Tanztour oder sonst etwas der Art erklärt haben würde.

Und doch hat das arme Mädchen nicht nur ein weiches, sondern ein edles und schönes Herz, und ich bin oft gerührt worden, durch die kindlich erhabene Weise, in welcher sie einen Liebeskummer trägt. Es hat sich der Sohn eines auf seine Weise wohlhabenden Mannes in sie verliebt, hat sich ihr bei Bekannten, die sie mit den Eltern besucht hat, vor Jahr und Tag genähert, und ihr gesagt, daß er sie liebe. Sie hat darauf nicht gehört, weil sie nie Liebschaften gehabt hat, „perche non ho fatto mai l'amore!" sagte sie, und eines Tages, als sie oben auf dem Dache gewesen, ist er plötzlich durch alle Stockwerke, ohne daß sie es gesehen, zu ihr hinaufgekommen, hat sich ihr zu Füßen geworfen und sie beschworen, ihn zu lieben. Sie hat das dann versprochen, denn obschon er neben ihrer prächtigen und blühenden Gestalt ziemlich unbedeu-

tend aussieht, haben sein gutes Sprechen, und seine feinen Manieren und seine Augen ihr gefallen. Sie sind also zu ihren Eltern gegangen, und der Vater, der in seiner finstern Herbigkeit mich immer an Lessings Odoardo Galotti erinnert, hat damit angefangen, den Jüngling fortgehen zu heißen, und nicht wieder zu kommen, bis man der Zustimmung seines Vaters sicher sei. Der hat nun gegen die Wahl des Sohnes nichts gehabt, aber da dieser sein einziges Kind und sein einziger Erbe und nebenher in einem einträglichen Geschäfte ist, hat er für ihn von dem Vater der Erwählten eine Mitgift von dreitausend Scudi verlangt, während man der Tochter höchstens die Hälfte geben könnte. Seitdem dreht sich nun dieser Roman um die fehlende Mitgift, und die beiden jungen Leute, besonders das arme Mädchen, kommen nicht zur Ruhe. Sieht der habsüchtige Vater des jungen Mannes, daß der arme Schelm zu vergrämt aussieht, so zeigt er sich mäßiger, man fängt wieder zu unterhandeln an, und sowie der junge Bursche wieder guten Muthes ist, kommt der Alte wieder auf seine ersten Bedingungen zurück, und das Elend geht von Neuem los. Viel Muth und Energie hat dieser neue Romeo nicht, und Briefe, in denen er die Geliebte beschwört ihm treu zu bleiben, und auf ihn zu bauen, wechseln mit anderen Briefen ab, in welchen er, weil die Tyrannei seines Vaters ihn nicht aus dem Hause und aus den Augen läßt, sie bittet, ihm sein Wort zurückzugeben, und, wie er, zu entsagen. Dann kommen die Tochter und die Mutter, die den vermögenden Mann für ihr Kind gar zu gerne hätte, ihre bitteren Thränen bei uns weinen, weil Odoardo jede Erwähnung der ganzen Angelegenheit schon längst verboten hat, und das sanfte Kind kommt zuletzt immer darauf hinaus, seinen unverläßlichen Anbeter zu beklagen, weil er einen so bösen Vater habe, während sie doch so gute Eltern besitze. Die jungen Freunde des Hauses nehmen alle Theil daran. Es sind junge Steinmetzen, Modelleure, ein junger Weinhändler, und sie reden ihr eifrig zu, unter ihnen eine andere Wahl zu treffen, d. h. den Weinhändler zu heirathen, der eines mercante di Campagna Sohn und in guten Vermögensverhältnissen ist. Man macht ihr bemerklich, daß er viel schöner sei als der bisherige Geliebte, daß er ein eigenes Geschäft habe, Wagen und Pferde halte, im eigenen Hause wohne, und daß sie nicht weinen und sich nicht härmen solle, weil dann ihre Schönheit verloren gehe und sie keinen Mann mehr

finden dürfte. Kurz alle die Ermahnungen, welche sonst Eltern einer Tochter zu machen pflegen, werden unserer jungen Freundin von den jungen männlichen Hausfreunden gemacht, die für ihren Freund und Genossen als Werbende in die Schranken treten. Es liegt etwas sehr Anmuthiges in der ganzen Art und Weise; und wenn die Mutter mich auch oft versichert, das zärtliche Herz ihres Kindes werde an ihrem Liebeskummer verbluten, so sehe ich doch, daß Essen und Trinken ihr noch ganz vortrefflich schmecken, daß sie mit Entzücken des Vaters Kochkunst rühmt, und daß ihre Wangen an Rundung und Frische nicht verlieren. — Beiläufig sind es hier in der Regel die Männer, welche die Einkäufe der Lebensmittel auf den Märkten und in den Läden besorgen, und sie kochen auch sehr häufig und oft sehr gut, wie denn das Leben in den Familien, die es ermöglichen können durchaus reichlich, ja oft weit reichlicher und besser als bei uns in den gleichen Verhältnissen ist. Die Frauen gehen wenig aus dem Hause, und nur ein Kleidereinkauf bringt sie heraus. Dann aber wird auch gleich nach dem Ghetto gefahren, weil sie des Glaubens leben, daß sie dort Alles besser und billiger haben können, als in der ganzen übrigen Stadt — was natürlich ein reiner Aberglaube ist.

Rom, 22. Februar 1867.

Von all dem Blute, welches dieser Boden Roms Jahrtausende lang getrunken hat, ist keines, das für eine so heilige Sache vergossen worden wäre, als dasjenige, welches in den Heldenkämpfen Garibaldi's und der Seinen im Frühling und Sommer des Jahres 1849 für die Vertheidigung der neuerstandenen Republik Rom gegen Louis Napoleon's Schergen geflossen ist. Ein treuer deutscher Kriegsmann und Waffengefährte des großen Italischen Volkshelden, der Oberst von Hoffstetter, dessen ich schon in meinen Herbstmonaten in Oberitalien vor acht Jahren erwähnt habe, hat dieselben in seinem „Tagebuche aus Italien 1849," der Nachwelt aufbehalten. Sein Buch hat mich hierher begleitet. Von ihm geführt, haben wir heute die von dem edelsten Blute Italiens geweihten Kampfstätten vor und bei Porta di San Pancrazio, die Villen Pamfili, Corsini und Giraud, Savorelli, Pamfili und das noch jetzt in Trümmern liegende Vascello, das damalige Hauptquartier Garibaldi's, aufgesucht, und ich gestehe offen, daß ich keine der unzähligen historischen Malstätten Roms mit tieferer Bewegung betreten habe.

Ohne die Geschichte dieses Kampfes zu kennen kann man Garibaldi's ganze Größe nicht verstehen, ihn nicht verstehen in seinem Schmerze um das verlorene Rom, und in seinem unablässigen achtzehn Jahre langem Ringen, es wiederzugewinnen für Italien. Rom, die Geburtsstätte seines Heldenruhms, ist zugleich die offene Wunde seines Herzens.

Der vierzehnstündige Kampf, den er hier bei diesem Thore mit nur wenig über viertausend Mann gegen Oudinot's zwanzigtausend Franzosen vom frühsten Morgengrauen bis zum späten Abend des 3. Juni 1849 gekämpft hat, wird für alle Zeiten zu den heldenmüthigsten gehören, welche die Kriegsgeschichte kennt; denn nicht die Massen der Kämpfer, sondern der Geist mit dem und die Sache für die sie kämpfen, sind es, welche einem Kampfe Bedeutung verleihen. Die vertragsbrüchigen Franzosen hatten sich durch nächtlichen Ueberfall, vor Ablauf des geschlossenen Waffenstillstandes fast aller festen Positionen vor dem Pankratiusthore

bemächtigt, unter ihnen auch der Villen Pamfili und Corsini. Diese wiederzugewinnen war das Ziel des blutigen Ringens. Es ward nicht erreicht, daß aber mit wahrer Todesverachtung um dasselbe gestritten worden war, das bewiesen die tausend Mann, darunter hundert Offiziere, der nur viertausend Mann starken Division Garibaldi's, welche am Abend dieses glorreichen Kampftages todt oder verwundet dahingestreckt lagen, unter den Todten die heldenmüthigen Führer Daverio und Masina, Dandolo und Morosini. Noch dreißig Tage lang vertheidigte Garibaldi das mit Bomben überschüttete, elend befestigte Rom gegen die Ueberzahl der Belagerer, ehe er die Stadt verließ, um jenen Rückzug nach San Marino anzutreten, der allein ihm als Krieger unsterbliches Andenken sichern könnte. Seine Besten waren gefallen, Italien war seiner hoffnungsvollsten Söhne beraubt, die im wiederkehrenden Freiheitskampfe neuen Schaaren als erprobte Führer hätten voranschreiten können. Das kleine republikanische Heer Rom's hatte in seiner Gesammtstärke kaum 15,000 Mann betragen, und von diesen waren bis zum Ende des Kampfes an 300 Offiziere und 4000 Mann Unteroffiziere und Soldaten getödtet oder schwer verwundet worden waren. Soviel Blut war nicht vergebens geflossen. „Die Italiener schlagen sich nicht!" hatte am Beginn des Kampfes der französische General Lamoricière auf der Pariser Tribüne höhnend ausgerufen. Jetzt konnte Italien mit Stolz auf Rom hinweisen, dessen Vertheidiger bewiesen hatten, daß dies übermüthige Wort eine freche Lüge (una stolta menzogna) sei. —

Auf diesen geweihten Kampfstätten umherwandelnd, im Angesichte der kugelzerrissenen Mauern der Villen Vascello, Corsini und Quattro Venti, die noch heute als lautredende Denkmäler jener glorreichen Tage dastehen, gedachte ich der Zeit, wo einst das endlich befreite Rom hier jenen Helden ein Monument dankbarer Erinnerung errichten wird. Da fiel am Ende einer jener breiten Alleen immergrüner Eichen, welche den Park der Villa Pamfili durchschneiden, mein Blick auf einen kleinen achteckigen Tempelbau, vor dem unter einem von vier weißen dorischen Marmorsäulen getragenen Baldachin eine Statue der Gottesmutter stand. Beides war augenscheinlich erst neuerrichtet, und näher hinzutretend lasen wir eine Inschrift welche besagt, daß der Fürst Doria, der Besitzer der Villa, dies Denkmal einer Anzahl französischer Offiziere und Soldaten gesetzt habe, die hier im Kampfe

jenes dritten Juni gefallen waren! Das ist denn auch ein Beitrag zur Signatur des heutigen Roms. Ein römischer Prinz, der den gefallenen Feinden und Angreifern seiner Stadt und seines Volks auf der Stätte, wo sie gefallen ein Denkmal setzt, während die heldenhaften Kämpfer für die Freiheit seines Volks und seiner Stadt in ihren unbezeichneten Gräbern modern! Aber getrost! Das Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor wird auch für sie erfüllt werden! —

Rom ist seit mehr als drei Jahrhunderten eigentlich eine offene Stadt gewesen, die aller wirklichen Festungswerke entbehrte. Jetzt soll man im Vatikan daran denken diesem Mangel abzuhelfen. Auch darin sehe ich ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen daß es mit der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu Ende geht. Als Kaiser Aurelian es nöthig fand, Rom mit dem Schutze der noch heute stehenden Mauer zu umwallen, da gab er einem Gefühle Ausdruck, das Rom fast ein Jahrtausend lang nicht gekannt hatte, dem Gefühle der Furcht vor äußeren Feinden. Gerade so ist es heute, wo man den Mangel der Idee und des Geistes, die bisher den Schutz des modernen geistlichen Imperiums gebildet haben, im dunklen Vorgefühle des heranschreitenden unvermeidlichen Schicksals, durch materielle Mittel ersetzen zu können meint. Das ewige Rom, der Sitz des Stellvertreters Christi, mit Schanzwerken und Forts umgeben, wird eine historische Karikatur sein, wie es keine zweite giebt, — aber schwerlich lange. Aurelians Mauer des alten Roms war noch nicht hundert Jahre alt, als Alarich mit seinen Gothen in die eroberte Stadt einzog, und heute gehen die Dinge bedeutend schneller als vor vierzehnhundert Jahren!

Der Custode von Villa Pamfili kam uns zu fragen, ob wir nicht die in der Villa entdeckten antiken Gräber und Columbarien sehen wollten? Wir lehnten es ab. Was kümmerten mich die anderthalbtausendjährigen Aschenreste namenloser römischer Freigelassener und Sklaven irgend eines der römischen Welt-Tyrannen auf dieser Stätte frischester Erinnerungen an ganz andere Todte, die für das edelste Gut der Menschheit, für die Freiheit, ihr Leben hier gelassen hatten. Dort drüben lag das Kasino der Villa Corsini, dessen Treppen hinaufsprengend mit seinen Lanzenreitern der kühne Oberst Masina einen schönen Reitertod gestorben war, nachdem er die Villa in kühnem Ansturm gegen die Franzosen genommen hatte. Ihr

gegenüber sah ich das Kasino, in welchem der uns befreundete Lombarde Domenico Induno, einer der ersten Maler Italiens, damals ein Jüngling von zwanzig Jahren sich gegen ein Dutzend Franzosen vertheidigt und mit siebenundzwanzig Bajonettstichen für todt zurückgelassen, dennoch wie durch ein Wunder gerettet worden war, um zehn Jahre später auf's Neue an dem Kampfe für seines Vaterlandes Erhebung Theil zu nehmen. Und dort lag die Villa Spada, in deren Mauern am Tage des letzten Verzweiflungskampfes der Oberst Luciano Menara, nach Garibaldi der gefeiertste Held dieses glorreichen Kampfes, die Todeskugel in der Brust empfing. „Tröstet mein armes Weib, und sagt ihr sie soll unsere Kinder erziehen in der Liebe zu unserem unglücklichen Vaterlande, und ihnen die Waffen zu seiner Befreiung in die Hand geben, sobald sie stark genug sind sie zu tragen!“ Diese Worte waren es mit den der neunundzwanzigjährige Held in den Armen seiner weinenden Freunde verschied.*)

Auf dem Rückwege setzten wir uns um auszuruhen in Villa Savorelli auf eine Steinbank, und sahen nieder auf Peterskirche und Vatikan, die tief unter uns wie aus einem Graben aufragten. Rings um uns her blühte und duftete der Frühling. Es war so still und friedenvoll auf dieser Stätte, die Zeuge der blutigsten Kämpfe gewesen war. Die niedersinkende Sonne verklärte alle Höhen mit ihrem Glorienscheine, und das Schiller'sche Wort: „So stirbt ein Held! anbetungswürdig!“ kam mir unwillkürlich über die Lippen, — ein Todtenopfer für die hier vor achtzehn Jahren gefallenen Helden der Freiheit.

Die Sonne der Freiheit ist untergegangen über ihren Gräbern, nachdem sie einen kurzen Tag dem geknechteten Rom geleuchtet. Aber es heißt in dem alten frommen Kirchenliede:

„Geht die Sonn' auch heut zur Ruh,
Kehrt doch morgen wieder!“

*) Hoffstetter Tagebuch S. 292.

Rom, 26. Februar 1867.

Seit drei Tagen haben wir Carneval in Rom, aber was für ein Carneval! Die traurigste Karikatur der wundervollen Festlust, wie ich sie im Jahre 1846 gesehen und beschrieben habe. Das elende Governo hat in der Furcht seines bösen Gewissens vor dem Ausbruch einer Volkserhebung in dem diesjährigen Carnevalsedikte nicht nur alle Gesichtsmasken, sondern auch jede Entstellung und Unkenntlichmachung des Gesichts durch Bemalung, falsche Bärte und dergleichen bei schwerer Strafe untersagt, ja selbst das Einhüllen in lange Betttücher — ein Lieblingsvergnügen des Volkes, das in solcher Verhüllung truppweise durch den Corso zu rennen pflegte, streng verboten. Drei Tage vor Beginn des Carnevals war in der Villa Borghese eine große Musterung der hier versammelten Truppenmassen angeordnet. Ueber sechstausend Mann Fußvolk und Reiterei, Artillerie und Gensd'armen zu Fuß und zu Roß defilirten dort vor dem Kriegsminister Kanzler, einem ehemaligen badischen Offizier, außer dem Zouavenkorps, das etwa zwölfhundert Mann stark sein mochte. Man wollte durch diese Machtentfaltung den Römern zeigen, was ihnen bevorstehe, wenn sie sich rührten, und zugleich den Fremden zum Carneval Muth machen.

Beim Beginn des Carnevals waren alle an den Corso stoßenden Straßen und Plätze mit starken Truppenabtheilungen besetzt, und um die Streitkräfte besser zusammenhalten zu können, hatte man es sogar unterlassen, wie sonst immer geschehen, das Militair bei dem Rennen der „Barberi", welches jeden Abend den Schluß bildet, Spalier machen zu lassen. Die Folge von dem Allen ist denn auch nicht ausgeblieben. „Enthaltung vom Carneval" war die von dem patriotischen Comité ausgegebene Parole und sie ist von den Römern treulich befolgt worden. Kaum ein Drittheil der sonst so eifrig schon lange vorher belegten Balkons des Corso war vermiethet, und überall sah man das da affittarsi aushängen. Nicht ein Dutzend Kostümanzüge waren auf dem ganzen Corso zu sehen, lauter Menschen in Werkeltagskleidern und Legionen

zerlumptesten Gesindels von Gassenjungen, mit denen die anwesenden Fremden, meist Engländer und Amerikaner, sich schwere Gipskonfetti und schmutzige Sträuße zuzuwerfen das traurige Vergnügen machten. In meinem Leben habe ich nicht so viel Lumpengesindel auf einem Flecke beisammen gesehen, noch so viel Rohheit in Rom erlebt, wie diesmal im Carnevalscorso. Die Fremden haben überhaupt den Carneval in Rom ruinirt und ihn zu einer rohen, ja sogar gefährlichen Wurfbalgerei heruntergebracht. Die einzige Befriedigung, mit der wir gestern den Corso verließen, nachdem wir dem widerlichen Treiben eine halbe Stunde lang von einem gegen gefährliche Würfe möglichst geschützten Platze zugesehen hatten, bestand in dem Gedanken, daß wir doch die Schönheit dieses früher in seiner Art einzigen römischen Volksfestes vor einundzwanzig Jahren noch rein geschaut hatten und in der Genugthuung darüber, daß die Römer wenigstens Ehrgefühl genug besitzen, in ihrer heutigen traurigen Lage all' solcher Festlust zu entsagen. Wer aber dies Jahr nach Rom gekommen ist um den Carneval zu erleben, der ist gründlich betrogen. Von allen unseren hiesigen Bekannten hat denn auch kein einziger einen Balkon auf dem Corso genommen oder sich sonst betheiligt. Der römische Mittelstand, der mezzo ceto, feiert dies Jahr, wie uns Giuditta sagte, den Carneval durch Gesellschaften und Tanzvergnügungen im Hause oder durch Partien in die Vignen vor den Thoren der Stadt, und wir werden das Letztere nachahmen, denn der Anblick dieses Carnevals ist allzu widerwärtig. Es ist, als ob man ein Weib, das man in strahlender Jugendschönheit, umgeben von Glanz und Reichthum gekannt, in äußerster Verkümmerung und Verfallenheit wiedersähe. —

Rom, 27. Februar 1867.

Ein Gespräch mit einigen Freunden über die Plastik im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert führte uns gestern auf den Hauptvertreter derselben, auf Bernini, dessen Richtung bis auf Winckelmann den Geschmack von ganz Europa beherrschte. Herr v. Schlözer erwähnte seiner Gruppe der heiligen Teresa und des Todesengels in der Kirche der heiligen Maria della Vittoria, und ich gestand, daß ich dieselbe nicht kenne. „Sie haben sie ganz in der Nähe," erwiderte er, „denn die Kirche liegt keine fünfzehn Minuten von hier auf der Via di Porta Pia, und die Gruppe ist vielleicht das Wunderlichste, was Sie jemals in einer Kirche gesehen haben mögen!" Wir haben denn auch neulich unsern Morgengang dorthin gerichtet und uns von der Wahrheit dieses Urtheils überzeugt.

Die Kapelle der heiligen Teresa ist die vierte links vom Eingange. Die Heilige ruht in halbsitzender, halbliegender Stellung gegen einen Felsen gelehnt, die linke Hand und der linke Fuß, die dem Beschauer zugekehrt sind, hängen wie leblos herab. Der Kopf ist nach hintenüber zurückgesunken, die Augen halb gebrochen und der leise geöffnete Mund, dessen Zähne sichtbar sind, geben der jugendlich schönen Gestalt, deren Leib ein wildes Gefluthe von durcheinander geworfener Gewandung umhüllt, den Ausdruck einer in wollustvoller Entzückung hinsterbenden Jo. Der geflügelte „Engel des Todes," welcher zu ihr herantretend ihr das Gewand mit der Linken von der Brust hebt, während er in der Rechten den Pfeil des Todes schwingt, gleicht auf's Haar einem jener süßlich lächelnden Ballettänzer, wie wir sie gelegentlich auf unsern Bühnen in irgend einer zweideutigen mimischen Darstellung zu sehen gewohnt sind. Ein enganliegendes Gewand umhüllt seinen Unterleib, die Bildung der nackten oberen Theile aber gemahnte mich durchaus an die des Hermaphroditen im Pariser Louvre, der merkwürdigerweise in der nächsten Umgebung dieser Kirche zu Bernini's Zeit gefunden und von ihm in der bekannten üppi-

gen Weise restaurirt worden ist.*) In der That, diese Gruppe ist der Gipfel aller sinnlichen Verirrung, zu dem sich der ausschweifende Sinn Bernini's jemals verstiegen hat. Das neapolitanische heiße Blut, — Bernini war ein geborener Neapolitaner, — und die leichtfertige Sinnlichkeit haben sich in diesem Werke volles Genüge gethan, und man gewinnt einen erschreckenden Einblick in die sittliche Stimmung der Zeit, die solch eine Schöpfung nicht nur als ein die antike übertreffendes Meisterwerk zu bewundern, sondern sogar an eine religiöser Verehrung geweihte Stätte zu setzen vermochte. In meinem de Brosses (Lettres II, 78) finde ich indessen, daß bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich ein richtiges Urtheil geltend zu machen begann. In seiner Beschreibung der Gruppe sagt dieser feingebildete Franzose von der Heiligen: elle est dans son habit Carmelite (Teresa war eine spanische Karmeliternonne des sechszehnten Jahrhunderts) pâmé, tombant à la renverse, la bouche entreouverte, les yeux mourants et presque fermés, elle n'en peut plus. L'ange s'approche d'elle tenant en une main un dard dont il la ménace d'un air riant et un peu malin. C'est une expression merveilleuse mais, franchement, beaucoup trop vive pour une église. Si c'est içi l'amour divin, je le connais; on en voit ici-bas maintes copies d'après nature! Aehnlich mag die Unterhaltung der Herren Kardinäle — Portraits aus der Venetianischen Familie der Cornaro — lauten, welche rechts und links von den Seitenwänden der Kapelle mit Kopf und Oberkörper wie aus einer Theaterloge auf die Gruppe hinschauen. —

*) S. Torso II. 115—116.

Rom, 28. Februar 1867.

Die Gallerie des Palast Colonna, obschon durch Erbtheilungen sehr verringert, enthält immer noch sehr sehenswerthe Bilder, unter denen namentlich eine Anzahl historischer Portraits von großem Werthe. Hier kann man an einem Dutzend Familienportraits des berühmten Hauses den Charakter dieses in der Geschichte des mittelalterlichen Roms mit so unauslöschlicher Schrift eingezeichneten Geschlechts der Colonna studiren. Da finden wir die Bildnisse von Lorenzo Colonna, Bruder des Papstes Martin V., von Federigo und C. Colonna, dem Herzoge der Marser, von Antonio Colonna und seiner Familie, von Stefano und Lucrezia Colonna, von Pompeo Colonna dem Kardinal, und einem Giacomo Sciarra Colonna, nicht gerechnet die Marmorköpfe der beiden großen Feldherren dieses kriegerischen Geschlechts, Prospero und Marc Antonio, die antiken Torso's aufgesetzt, am Eingange des Gartens stehen. Auch Lucrezia Colonna, von Vandyk gemalt, ist hier, nur das Portrait der geistvollsten und liebenswürdigsten unter den Frauen dieses Hauses, das Portrait Vittoria Colonna's, der Freundin Michel Angelo's, suchte ich vergebens.*)

In dieser Reihe von Bildnissen zeigt das zuerst genannte ein Antlitz, das Niemand, der es einmal gesehen, vergessen wird, und das mir mit einem Schlage die Schilderungen sinnlich belebte, welche ich in Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter von den gewaltthätigen Charakteren dieser altrömischen Barone oft mit Schaudern gelesen hatte. Dieser Lorenzo Colonna kann dafür als Typus gelten. Er sitzt im weiten dunklen Sammetpelzmantel auf einem Lehnstuhle, das vorzeitig gealterte, von Leidenschaften verwilderte Gesicht beschattet von einem rothen Barte, der in zwei Spitzen auslaufend das Unheimliche der Züge noch vermehrt. Die breite stiermäßige Stirn, die flache Nase mit den eingedrückten

*) Ihr Portrait von Girolamo Muziano, einem Anhänger Michel Angelo's, ist in Kupferstich herausgegeben von P. E. Visconti in seiner Ausgabe der Rime di Vittoria Colonna (Roma 1840). S. p. XL.

Seitenflügeln, die kleinen stechenden runden Augen, der weit von der Nase getrennte Mund geben den Eindruck eines alternden aber noch immer gefährlichen Raubthieres, und ein kleines Gebetbuch, das er nachlässig in der Hand hält, vollendet das Charakteristische dieses Repräsentanten einer Zeit, in welcher abergläubische äußerliche Frömmigkeit mit wildester Grausamkeit Hand in Hand ging. Der Katalog setzt den Namen Holbein zu diesem Bilde, aber dies ist nur einer von den zahllosen Beweisen der Ungenauigkeit römischer Kataloge, denn selbst die ältesten Maler dieses Namens lebten der Zeit nach beträchtlich später als der Bruder Papst Martin's V.

Der große Saal der Gallerie, dessen Decke Fresken mit den großen Kriegsthaten der Colonna's schmücken, ist die imposanteste Halle, die ich außer den Sälen des Vatikan in Rom kenne. Er hat eine Länge von hundertsechzig Fuß bei entsprechender Breite, und die Pracht seiner Ausschmückung mit venetianischen, von Mario di Fiori und Carlo Maratta bemalten Spiegelwände, antiken Marmorstatuen, Bronzen und Gemälden ist, obschon überall die Spuren des Verfalls sichtbar sind, noch immer königlich zu nennen. Auf einer der Marmorstufen, welche aus demselben in den daranstoßenden kleineren Saal führen, in dessen Mitte als Wahrzeichen des Hauses die bekannte rothe Marmorsäule (Colonna bellica) mit einer Statue des Kriegsgottes darauf steht, sahen wir eine Kanonenkugel liegen, welche dort bei der Belagerung Roms durch Louis Napoleon's Franzosen im Jahre 1849 eingeschlagen war, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Aehnliche Spuren der Behandlung Roms durch die modernen Gallier sahen wir neulich auch im Palaste Spada, dessen Mauern mehr als eine französische Kanonenkugel in demselben Jahre durchbrochen hat, von denen eine nahezu die weltberühmte Pompejusbildsäule*) vernichtet hätte, in deren unmittelbarer Nähe sie einschlug.

Die beiden im großen Saale befindlichen Bilder Ghirlandajo's, den Raub der Sabinerinnen und die darauf folgende Versöhnung zwischen Römern und Sabinern darstellend, interessirten mich mehr als die Darstellung selbst wegen der auf ihren Hintergründen angebrachten Monumente, durch welche der Maler in naivster Weise Rom als den Ort

*) S. Ein Jahr in Italien II. 310—312. Torso I. 528—530.

des Vorgangs bezeichnet hat. Da sehen wir denn auf dem ersten Bilde den Grafenthurm mit seinen drei Stockwerken, die Engelsburg, auf deren Mauern Zuschauer stehen, einen Obelisken, die Antoniussäule (noch ohne die Statue des Apostels darauf): und die Handlung selbst, der Raub geht im Kolosseum vor sich. Auf dem zweiten Bilde befinden sich als Wahrzeichen Roms das Thor von S. Sebastiano, die Cestiuspyramide, der Konstantinsbogen und das Kolosseum, mit Wasserleitungsbogen im Hintergrunde. Eine Säule auf jedem der beiden Bilder deutet an, daß sie für das Haus der Colonna gemalt wurden.

Rom, 5. März 1867.

Der diesjährige Karneval ist mit dem heutigen Moccoliabende zu Ende gegangen, und zwar ebenso traurig und freudelos wie er am 23. Februar begonnen hatte. Die Klage darüber ist bei den Fremden allgemein. Nicht nur das Durchwandern des Corso, sondern selbst das Zuschauen aus einem Fenster oder von einem Balkone war eine geradezu gefährliche Sache, wie ich selber durch den Wurf eines mit einem Steine beschwerten Straußes erfuhr, der, meinen Kopf treffend, mir bei einem Haare das Auge gekostet hätte und mir fast die Besinnung raubte. Die Verwilderung und sittliche Herabgekommenheit der unteren Volksklassen traten in einer wahrhaft erschreckenden Weise zu Tage. Von all der anmuthigen Gentilezza, Feinheit und Grazie des äußern Behabens beim Volke, wie ich sie noch 1846 sah und geschildert habe, ist nichts übrig geblieben, wohl aber ist die Kehrseite dieser Eigenschaften beklagenswerth hervorgetreten. Wie sollte es auch anders sein. Achtzehn Jahre grausamer Druck, achtzehn Jahre französische Einquartierung und französische Sittlichkeit, dazu Verarmung, Mißernten, Dezimirung durch den Tod, die Einkerkerung oder Verbannung seiner Edelsten und Besten in Folge

des kurzen Aufschwunges von 1847 — 49, haben das Ihrige dazu gethan, die Bevölkerung Roms physisch und moralisch herunterzubringen.

Ich las neulich in einer Zeitung ein Wort, welches der Mann des zweiten Dezember am 14. Februar dieses Jahres in seiner Rede ausgesprochen hat und das mich im Gedanken unaufhörlich beschäftigt. Es lautet: L'influence d'une nation dépend du nombre d'hommes, qu'elle peut mettre sous les armes. So hat denn doch endlich sein Schicksal diesen Menschen ereilt, indem es ihn gezwungen hat sein wahres Innere der Welt zu offenbaren. Seit ich denken kann ist kein Wort von solch' cynischer Verleugnung aller idealen Lebensmächte durch einen Herrscher über eine der größten Nationen auszusprechen gewagt worden als dieses Wort, das in frecher Offenheit den „Einfluß" einer Nation abhängig macht von der Zahl der Fäuste, welche sie zu bewaffnen vermag. Also nicht die Bildung und Gesittung, nicht seine Freiheits- und Vaterlandsliebe, nicht die Heiligkeit und Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache, mit einem Worte: nicht der Geist, die geistigen Mächte, deren Träger ein Volk ist, begründen das Gewicht seines „Einflusses", sondern die Zahl seiner Bajonette! Damit ist die Gewalt in ihrer brutalsten Form als das letztlich Entscheidende hingestellt, ein Glaubensbekenntniß, wie es allerdings dem großen Dezembriseur geziemt, der mit demselben alle seine früheren Worte von der alles überwiegenden Macht des Geistes und der Idee, wie man sie in seiner berühmten Rede des 15. November 1855 vernehmen konnte, als Komödie hinstellt. Der Schreck und die Furcht vor den Preußischen Waffenerfolgen des verflossenen Jahres hat ihm den Sinn verdunkelt und ihn sein wahres Glaubensbekenntniß aussprechen lassen. Aber wie tief ist die moralische Empfindung einer Zeit und eines Volkes gesunken, dem gegenüber ein Despot solch ein Bekenntniß wagen, denen er solche blasphemirende Verleugnung aller Idee ins Antlitz schleudern darf, ohne daß sich ein Sturm des allgemeinen Unwillens gegen ihn erhebt! Danach hätten also nicht die Hellenen, die bei Marathon und Salamis siegten, sondern die Perser, die das Dreißigfache an Menschenzahl bewaffnen konnten, den größeren geschichtlichen „Einfluß" auf die Menschheit üben müssen. Was seit Jahrhunderten alle Edelsten und Besten geglaubt: daß der Geist es sei, der schließlich Macht und Sieg gewinne, das kehrt dieser Mann um in's

Gegentheil. Gebt Acht! dieses Wort wird dereinst Epoche machen in der Geschichte der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wenn es jemals zur Wahrheit würde, so wäre damit der Untergang unserer gesammten Kultur und Sittlichkeit herbeigeführt. Ich hoffe, daß es nicht geschehen, ich hoffe daß der vor sechszehn Jahren gewonnene blutige Sieg der Gewalt über das Recht, des Meineids und Verraths über beschworenes Gesetz und sittliche Weltordnung, seine vergeltende Nemesis finden und die seitdem schwer geschädigte öffentliche Moral ihre Herstellung erhalten wird. Wenn aber wirklich die Völker Europa's heute mit ihrer „Civilisation" auf einem solchen Standpunkte angelangt wären, wie ihn diese neueste Erklärung des Besitzers von Frankreich voraussetzt, dann müßte man sagen: sie verdienen das Schicksal, welches ihnen jener Grundsatz von dem Machteinflusse der Majorität bewaffneter Fäuste in Aussicht stellt. —

Rom, 11. März 1867.

Wenn ich bedenke, wie wenig ich jetzt gegen sonst den Tag über in Rom sehe und besehe, so komme ich mir vor wie einer, der hier bis an sein Ende zu bleiben beabsichtigt. Das ist nun zwar nicht der Fall, aber etwas thut, neben meiner geringeren körperlichen Rüstigkeit, zur Beförderung solchen langsam behaglichen Vorgehens doch der Gedanke, daß ich ja auch den nächsten Winter, und hoffentlich in besserer Gesundheit, hier zu verleben entschlossen bin. Und dies Rom — so manches ich auch jetzt daran auszusetzen habe, ist doch noch immer das alte unerschöpfbar reiche Bergwerk aller erdenklichen geistigen Genüsse für den Freund der Geschichte, Kunst und Natur. „Ich bin nun schon über drei Jahre hier," sagte unser Freund Herr v. Schlözer, als er neulich mit uns nach S. Andrea delle Fratte ging, um uns das Grab von Goethe's römischer Freundin Angelika Kaufmann zu zeigen, „und noch ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht etwas Neues, Interessantes gesehen hätte, und wenn ich bis an mein Lebensende hier bliebe, würde

ich dies alle Tage wiederholen können.“ Das ist keine Uebertreibung, sondern einfache Wahrheit.

Jeder Leser von Goethe's italienischer Reise kennt die liebenswürdige Künstlerin, deren bescheidenes Grabdenkmal in der oben genannten Kirche die Stätte bezeichnet, wo die Asche einer von unserem größten Dichter so hoch verehrten Frau ruht. Ihre Büste, welche früher im Pantheon stand, sahen wir neulich in der Gallerie von Büsten berühmter Künstler, Dichter und Gelehrten, welche jetzt die sogenannte Protomoteca im Konservatoren-palaste des Kapitols bilden. Winckelmann und Rafael Mengs theilen mit ihr diese Ehre. Angelika war sechsundvierzig Jahre, als Goethe sie kennen lernte. Sie starb in Rom sechsundsechzig Jahre alt, nachdem sie kurz vorher noch den Schmerz erfahren hatte, die besten Stücke ihrer schönen Gemäldesammlung von den Napoleonischen Kunsträubern entführt zu sehen. —

Von dort fuhren wir hinaus nach der Pyramide des Cestius, um die Gräber einiger alten römischen Freunde zu besuchen, die, wie der gute alte hannoversche Minister August Kestner (Sohn der Goethe'schen Werther-Lotte), der geniale Bildhauer Heinrich Kümmel, bei dem ich während der ersten Wochen meines früheren Aufenthalts in Rom wohnte, und so manche andere dort den ewigen Schlaf schlafen. Der Gedanke, wie nahe ich daran gewesen, hier ihr Schlafgenosse zu werden, ließ mir das goldene Tageslicht und das frische Grün des Frühlings um mich her noch heller und leuchtender erscheinen. Der Frühling steht jetzt in voller Pracht, das Wetter, in der ersten Märzwoche kalt — ich sah am 3. März vom Garten des Klosters Bonaventura aus die oberen Schluchten des Albanergebirges voll frisch gefallenen Schnee's — ist jetzt warm-feucht und mild, so daß ich gestern Abend um 11 Uhr noch 12 Grad R. beobachtete. Auf dem Rückwege in die Stadt fuhren wir am Aventin entlang hart neben dem Flusse hin über die Brücke der Bartholomäus-Insel nach Trastevere, um dort eine Ausgrabungsstätte zu sehen, welche sich in der Nähe der Kirche San Chrysogono auf einem kleinen, Monte di Fiori genannten erhöhten Platze befindet. Hier stieß man vor etwa sieben Wochen beim Aufgraben eines Kellers einige dreißig Fuß tief unter dem heutigen Pflaster auf Ueberreste eines interessanten Alterthums der Kaiserzeit, welche sich als das Wachtlokal der siebenten Cohorte der

von Kaiser Augustus eingerichteten städtischen Polizei- und Feuerwache erwiesen. Diese Mannschaft, Vigiles geheißen, war sieben Cohorten zu je tausend Mann stark, die jede von einem Tribunen befehligt unter dem Oberkommando eines eignen Präfekten standen, und an verschiedenen Theilen der Stadt ihre Wachtquartiere (excubitoria) hatten. Wir schauten in die etwa dreißig Schritt lange und zwölf bis fünfzehn breite Grube hinein, und gewahrten fünfunddreißig Fuß unter dem heutigen Pflaster einen schönen Mosaikfußboden, sowie einen Brunnenaltar bloßgelegt. Heruntersteigend auf den zusammengebundenen Leitern sah ich auf den umgebenden Wänden allerhand eingekratzte Inschriften, die sich, wie ich später erfuhr, auf Illuminationen zu Ehren eines oder des andern Kaisers bezogen, welche ein loyales Mitglied des Korps an kaiserlichen Festtagen auf seine Kosten veranstaltet hatte. Als ich wieder an's Tageslicht kam, fand ich meine Begleiterin umringt von einer dichten Schaar bettelnden Gesindels, das aus den den Platz umgebenden elenden Baracken noch immerfort hervorwimmelte, um den beliebten „Fremdensegen" zu erbetteln. Sie sahen meist wirklich so verlumpt und elend aus, daß wir alles was wir an kleiner Münze besaßen, gerne unter sie vertheilten, wodurch wir denn natürlich, da unsere Gaben weit nicht für alle ausreichten, das Uebel nur noch ärger machten.

Auf dem Rückwege sahen wir wieder einmal die alten schwarzgeräucherten halb in die Erde versunkenen Außenbogen des Marcellus-Theaters, dessen Reste in ihrer jetzigen Gestalt mir wie keine andern ein Bild von dem Zustande so vieler antiken Ruinen im mittelalterlichen Rom geben, und mich eben darum mehr wie manche andere besser erhaltene und sorgfältig ausgegrabene Ruinen interessiren. In den halb versunkenen Wölbungen des unteren Gestocks treiben allerhand Handwerker, Schmiede und andere Eisenarbeiter ihr Wesen. Auf dem Schutthügel, den die nach innen zusammengestürzten Theile des gewaltigen Travertinbaues, dessen Inneres zwanzigtausend Zuschauer faßte, gebildet haben, hat Baldassar Peruzzi den Palast der Orsini gebaut, der unter den römischen Palästen als einer der einfachsten und bürgerlich wohnlichsten erscheint. Es ist zugleich der einzige, zu welchem der am Hofthore wachehaltende Diener uns wiederholt den Zutritt verweigerte, obschon wir nicht das Innere, sondern nur das Aeußere des Palazzo zu sehen verlangten,

der so zu sagen auf dem dritten Stock des antiken Theaters steht. Eine Marmortafel an der Wand des breiten terrassirten Auffahrtsweges giebt die Geschichte dieser Stätte in folgender Inschrift:

> Signore aventuroso del mondo Augusto intitolava a Marcello suo questo luogo, teatro a popolari adunanze a lieti spettacoli. In tempi infandi guerriera stanza ai Pierleoni ai Savelli fu cloaca di sangue. Ora civile magion degli Orsini è sacra alla pace domestica e all' amicizia.*)

In einer räucherigen Weinspelunke, die gleichfalls auf den Trümmern des alten Theaters steht, und wo wir uns ein gutes Glas Velletriner munden ließen, begegnete uns ein für römische Zustände charakteristischer Zug. Ein Bettler, der an einem der Tische vor einer Foglietta desselben Weins und einem Stücke weißen Brodes nebst dazu gehöriger Schinkenschnitte saß, erhob sich bei unserem Eintreten sofort von seinem Platze, um uns una piccola carità abzuverlangen! Von allen Bettlerstückchen, die ich in Rom erlebt habe, war dies eins der naivsten, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, dem zerlumpten Quiriten von heute meinen Beitrag zu fernerem panem et Circenses zu versagen.

---

*) Zu deutsch: Augustus, der glückliche Beherrscher der Welt, weihte diesen Ort seinem geliebten Marcellus, dem römischen Volke zum Versammlungsplatz für heitere Schauspiele. In grausen Zeiten kriegerische Burg der Pierleoni und der Savelli, war er eine Kloake von Blut. Jetzt bürgerlicher Wohnsitz der Orsini, dem häuslichen Frieden und der Freundschaft geweiht.

Das Mausoleum des Augustus.

Rom, 12. März 1867.

Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß ich bei meinem ersten Aufenthalte in Rom unterlassen hatte, ein Monument zu besuchen, das mitten in der neuen Stadt gelegen zu den historisch interessantesten der ersten Kaiserzeit gehört. Es ist dies das Mausoleum des Augustus, jener riesige, nur noch von einem einzigen späteren an Kolossalität und Pracht übertroffene Grabthurm, den der Herr der römischen Welt für sich und seine Dynastie, unmittelbar nach der Gewinnung der Alleinherrschaft durch Niederwerfung des Antonius und seiner Kleopatra, auf dem Marsfelde aufgerichtet hatte.

Dieses Marsfeld, der tausend Mal genannte Campus Martius des alten Roms, war die grüne Wiesenebene, welche, eingeschlossen auf der einen Seite von den Höhenzügen des kapitolinischen und quirinalischen Berges sowie des heutigen Monte Pincio, auf der anderen eingehegt von dem Laufe des Tiberstromes, sich vom Fuße des Kapitols bis nach der heutigen Porta di Popolo hinzog. Bis gegen das Ende der Republik blieb es, mit Ausnahme einiger Tempel und Heiligthümer, größtentheils frei von Gebäuden, der militairische und gymnastische Uebungs- und Tummelplatz der römischen Jugend. Bald aber erhoben sich auf dieser ungeheueren Weitung eine Reihe gewaltiger Prachtbauten, unter denen das riesige Theater des Pompejus mit seinen Portiken und Gärten, der mächtige Circus Flaminius, die Theater des Marcellus und des Skaurus, der prächtige Portikus der Octavia und die Bauten Agrippa's, von denen noch heute das Pantheon übrig ist, und endlich auch das Mausoleum des Augustus besonders hervortreten. Hinter diesem letzteren, die heutige Ripetta entlang bis zur Porta di Popolo, blieb aber noch immer ein beträchtlicher Raum frei für die erste Bestimmung des Mars-

feldes, welches damals von den umgebenden Höhen herab gesehen einen unvergleichlichen Anblick bot. Wir besitzen noch eine Schilderung desselben von der Hand des berühmten griechischen Geographen Strabo, eines Zeitgenossen Augusts. Nach ihm enthielt das Marsfeld „bei weitem die meisten aller der Prachtbauten, mit denen besonders Pompejus und Cäsar, sowie der baulustige Augustus und dessen Söhne, Freunde, Gattin und Schwester das früher an solchen nicht eben reiche Rom geschmückt hatten.“ Er rühmt „die bewundernswürdige Größe dieses von der Natur so günstig gezeichneten Feldes, welches trotz einer so gewaltigen Menge von Leuten, die sich im Ballschlagen und Reifenspiel und in der Ringkunst üben, doch noch zugleich für Wagenrennen und andere ritterliche Uebungen ungehinderten Spielraum gewährt.“ Er bewundert die Pracht der die Weitung umgebenden Bauwerke, die Schönheit des Rasenbodens, dessen Teppich das ganze Jahr hindurch grün bleibe,“ und er nennt das Ganze, das mit dem einfassenden Kranze von Hügeln oberhalb des Flusses bis zu dessen Bette hinab gleichsam einen theatralischen Anblick darbiete, „ein Schauspiel, von dem man sich kaum zu trennen vermöge und nach dessen Genusse es fast überflüssig scheine, auch noch die übrige Stadt zu beschreiben.“ „Daher“, so fährt er fort, „haben die Römer, welche diesen Platz als einen hochheiligen betrachten, auch die Denkmäler der berühmtesten Männer und Frauen dort aufgestellt, das merkwürdigste aber unter denselben ist das sogenannte Mausoleum.“

Ehe wir ihm jedoch zu dessen Beschreibung folgen, noch eine topographische Bemerkung. Dieses Marsfeld des alten Roms ist nämlich die Stätte, auf welcher sich der größte und belebteste Theil des heutigen Roms mit dem unabsehlichen Gewirr seiner größtentheils krummen und engen Straßen und Gassen, mit seinen Kirchen und Palästen, Winkelplätzen und zerlumpten Häusern angesiedelt hat. Unter den Fundamenten dieses heutigen Roms also, in einer Tiefe von vielleicht dreißig und mehreren Fußen, liegen die Reste jener Welt von antiker Kunst und Herrlichkeit begraben, die Strabo's Auge damals schaute, und die zu Tage zu fördern, ohne das heutige Rom zu zerstören, eine Unmöglichkeit ist, wie denn auch hier aus diesem Grunde niemals Nachgrabungen gemacht worden sind. So wird denn auch das Rom des Augustus und des Julischen Kaiserhauses — wenn nicht ein Neronischer Brand einmal

das heutige Rom vernichtend die Last von dem Grabe des alten hinwegnimmt, ungestört in diesem seinen Grabe ruhig weiter schlafen bis an's Ende aller Tage.

Nur ein kolossales Wahrzeichen ragt noch hervor aus demselben in dem Reste des oben genannten ältesten Kaisergrabes der abendländischen Welt. Augustus begann den Bau zwischen der Via Flaminia und dem Tiberufer im Jahre 28 vor unserer Zeitrechnung, auf der Stelle, die jetzt von dem Corso und der Ripetta und von der Via de' Pontefici und der Via de' Schiavoni in unregelmäßigem Viereck umschlossen wird. Auf einer quadratischen Substruktion, die jetzt tief in der Erde begraben liegt, erhob sich ein mit weißem Marmor bekleideter cylindrischer Bau von ungeheuerer Dicke und Festigkeit, dessen Durchmesser zweihundertzweiundachtzig Fuß beträgt. Empor steigend in drei sich verkleinernden Absätzen, deren Terrassen mit Erde bedeckt und mit Cypressen bepflanzt waren, trug er hoch oben auf seinem mit immergrünen Bäumen bepflanzten Erdhügel — zu dem, wie eine spätere Sage erzählte, jede Provinz des Reiches einen Korb voll Erde geliefert hatte*), — die kolossale Bronzestatue des kaiserlichen Erbauers, der von dieser Höhe noch im Bilde herabschauen wollte auf sein Rom, „das er thönern empfangen und marmorn hinterlassen," während seine Asche tief unten in der Mitte des Innern in kostbarer Urne den ewigen Schlaf schlief. Den dreizehn bis vierzehn großen Grabkammern im Innern entsprachen nach Außen ebensoviele Nischen zur Aufstellung von Statuen. Vor dem Eingangsthore standen zwei Obelisken, welche er aus dem besiegten und eroberten Pharaonenlande mit über das Meer gebracht hatte. Sie bilden noch heute, der eine vor dem Quirinalpalaste, der andere auf der Höhe von S. Maria Maggiore — eine Zierde des neuen Roms. Zwischen ihnen erhob sich die berühmte Bronzeinschrift mit der von dem Kaiser selbst in seinen letzten Lebensjahren verfaßten Aufzählung aller Thaten, die er während seines langen Lebens und einer Regierung von über einem halben Jahrhundert vollbracht hatte, ein Dokument, das zu einem großen Theile durch eine marmorne Kopie in der galatischen Stadt Ancyra erhalten, vielleicht die umfangreichste aller auf uns gekommenen römischen

---

*) Gregorovius III. 575.

Geschichtsinschriften bildet. Augustus hatte gehofft, in diesem Mausoleum als der erste seines Hauses einzuziehen. Aber schon wenige Jahre nach der Vollendung desselben hatte er den Schmerz, in demselben die Asche seines Lieblings des jugendlichen Kronprinzen Marcellus zu bestatten, und so sah er im Laufe der Jahre fast sein ganzes Haus, seinen Sohn Drusus, seine geliebten Enkel Cajus und Lucius, seine Schwester Octavia, seinen Freund und Schwiegersohn Agrippa sich vorangehen in die sorglich bereitete Ruhestätte.

Mit Ausnahme Caligula's und Nero's wurden in derselben alle Kaiser des Julischen Hauses und alle verwandten Glieder sowie zahllose Freunde und Diener desselben bestattet,*) der letzte Kaiser aber, der hier seine Ruhestätte fand, war Nerva. Erhalten geblieben von allen Grabinschriften ist nur eine einzige, die der älteren Agrippina, und von den Todtenurnen die bekannte große Alabastervase des vatikanischen Museums.

Hinter dem Mausoleum befanden sich schöne Gartenanlagen mit schattigen Hainen, Spaziergängen und Ruheplätzen, die Augustus schon bei Lebzeiten dem römischen Volke zu seiner Benutzung geöffnet hatte.**) Auf einer anderen Seite, zwischen der heutigen Via de' Pontefici und der Via de' otto Cantoni gegen die Kirche San Carlo hin, lag ein anderer Platz, die sogenannte Ustrina, das heißt der Verbrennungsplatz, auf welchem die Scheiterhaufen errichtet und die Leichen verbrannt wurden. Eine hohe Umfassungsmauer von weißem Marmor, auf der sich ein mächtiges Eisengitter befand, umschloß diesen ringsum mit Pappeln eingefaßten Platz, auf dem Marmorinschriften die Stätten bezeichneten, wo die verschiedenen Mitglieder des Kaiserhauses verbrannt worden waren, um ihre Asche alsdann in das Mausoleum überzuführen. Solcher Inschriftstafeln fand man vor einigen Jahrzehnten ein halbes Dutzend, die jetzt in der Statuengallerie des Vatikan-Museums aufgestellt sind.

Aber durch welche Schicksale ist im Laufe von nahezu zwei Jahrtausenden dieses Mausoleum hindurchgegangen! Schon vierhundert Jahre nach dem Tode seines Erbauers ward es ausgeraubt von den Horden

---

*) Geschichtlich bezeugt sind außer den bereits genannten: Augustus und seine Gemahlin Livia, Agrippina die ältere, Tiberius und sein Sohn Drusus Germanicus, Claudius, Antonia und Britannicus.

**) Sueton Octav. 100. Strabo V. 3—8, p. 236.

Alarichs, die das Kaisergrab nach Schätzen durchwühlten. Zweihundert Jahre später ließ der oftgenannte Constans II. die Bronzebildsäule des Kaisers herabreißen von ihrem hohen Standorte, um sie nach Byzanz zu entführen. Im zehnten Jahrhundert hieß es Mons Augustus (der Augustusberg) wegen seiner hügelartigen Beschaffenheit, und die Volkssprache korrumpirte diesen Namen in Austa oder L'Austa. Im späteren Mittelalter machten römische Barone, die Colonna's, aus dem Grabbau die stärkste ihrer Schutz- und Trutzburgen in ihren Fehden mit der Stadt und mit den ihnen feindlichen Orsini's. Mehrmals erstürmt und gebrochen ward sie immer wieder hergestellt, zuletzt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Seitdem fehlen alle Nachrichten über das Schicksal des Werks. Zwei Abbildungen aus dem siebzehnten Jahrhundert zeigen eine durch den Einsturz der oberen Gewölbdecke entstandene trichterförmige Vertiefung im Innern des Baus und einen auf dem Schuttboden dieses Innern angelegten symmetrischen Garten.*) An dessen Stelle trat später eine Arena für Stiergefechte, — Goethe wohnte noch im Jahre 1787 einem solchen bei — und als diese verboten wurden, verwandelte ein industrieller römischer Edelmann, der Marchese Vivaldi, das Innere zu Ende des vorigen Jahrhunderts in eine Arena für Kunstreiter und Seiltänzer, Feuerwerke und Theatervorstellungen, zu denen der Raum auch heute noch dient.

Gestern nun trieb es mich die Ruine dieses Mausoleums aufzusuchen, mit dessen todten Bewohnern ich mich während der letzten acht Jahre so viel beschäftigt hatte. Sie ist rings von hohen halbverfallenen Wohnhäusern umschlossen, und man kann zehnmal durch die engen schmutzigen Gassen dicht vorbei wandern, ohne etwas davon zu sehen und ohne zu ahnen, daß hier ein architektonisches Prachtwerk stand, das einst alle Pracht des Marsfeldes weit überragte. Durch die niedere Thür und den dunkelen Flur eines schmutzigen Hauses in der Via dei Pontefici, das den hochtönenden Namen Palazzo Correa führt, gelangt man in eine Art engen Hof und befindet sich plötzlich einem Kreisausschnitte des riesigen Cylinderbaus gegenüber, der das untere Stockwerk des

*) Ebenso erscheint das Mausoleum in einem holländischen Pracht-Kupferwerke des achtzehnten Jahrhunderts: Groot Stedeboek van geheel Italien (Gravenhaage 1724), tom I. Tafel XXXVI.

Grabthurmes bildete. Nur dieser Ausschnitt und ein zweiter im Hofe des Palazzo Vallambrini an der Ripettastraße sind heute noch sichtbar, alles Uebrige ist durch darangelehnte Häuser völlig verbaut. Die Mauern, zum Theil noch die schönen Muster des Opus reticulatum zeigend, sind von ungeheurer Mächtigkeit und Dicke, wie denn überhaupt der Ziegelbau bei den Römern seine Vollendung gefunden hat. Doch geht das außen sichtbare Ziegelmauerwerk der altrömischen Bauten nicht durch die ganze Dicke der Mauer, sondern umschließt nur von beiden Seiten einen Kern von Gußwerk aus kleinen mit Mörtel verbundenen Steinen, den man fartura (Inhalt der Wurst) nannte. Ein Art von Custode führte uns dann eine dunkele Treppe hinauf in eine Reihe finsterer Grabkammern, angefüllt mit allerlei Getrümmerwesen von Marmorsculpturen und Thongefäßen, freigebig um sich werfend mit den Namen der Kaiser und Kaiserinnen, die hier oder da bestattet gewesen sein sollten. Als wir wieder ins Helle zurücktraten, passirten wir einen Corridor, dessen Wände mit Marmorinschriften verziert waren. Und wen priesen sie hier an der Stätte, wo einst die Grabinschriften der Beherrscher der Welt geprangt hatten? Namen von Kunstreitern und Kunstreiterinnen, von kühnen Seiltänzern und Springern waren es, deren Preis und Ruhm diese pomphaften Inschriften feierten! — Welch' eine Wandelung!

Abends besuchte ich das im Innern errichtete Tagestheater. Der Raum mag leicht gegen fünftausend Zuschauer fassen. Auf das Spiel habe ich nicht viel gemerkt, obgleich sie nicht viel schlechter spielten als bei uns im vornehmen Berliner Schauspielhause. Aber ich sah im Geiste ein anderes Schauspiel, ein Schauspiel weit ab von der Zeit, wo dieser Raum das Heiligthum Roms und der Welt war, wo das plötzliche Aufspringen seiner Thore als ein Wahrzeichen des baldigen Todes des Herrn der Welt in den letzten Tagen eines Nero und Vespasian, Rom und die ganze römische Welt mit Zittern erfüllte.*) Jener elfte Oktober 1354 stieg vor mir auf, an welchem diese Mauern das letzte grause Verbrennungsfest eines römischen Augustus schauten. Denn hierher schleiften auf Befehl seiner Todfeinde, der Colonna's, die von

*) Sueton Nero cp. 46, De Mausoleo sponte foribus patefactis exandita vox est, nomine eum cientis. Vespas. 23.

denselben dazu aufgebotenen Juden des Ghetto den verstümmelten Leichnam des Mannes, der als „Tribunus Augustus" eine Zeitlang zum Staunen der Welt Rom glanzvoll beherrscht, des gemeinen Plebejers, der die Macht der stolzesten Barone Roms gebrochen, und die großen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens, ja sogar der Reformation der christlichen Menschheit zuerst in die Welt hinausgerufen hatte, — den Leichnam Cola Rienzi's. Sie verbrannten ihn auf einem Scheiterhaufen von Dornen und Disteln im Mausoleum des Augustus, al Campo dell Austa wie sein Biograph sich ausdrückt, ihn, den letzten „Augustus" auf der Grabstätte des ersten, und streuten seine Asche in die Winde! Seine Vision der Zukunft Italiens war kein leerer Traum. Jetzt nach einem halben Jahrtausend, stehen wir am Anfange der Erfüllung, — wenn auch erst am Anfange. Rienzi aber, the last of Romans, hat es verdient, daß ihm der große britische Dichter den Ehrenkranz auf sein namenloses Grab legte in jener herrlichen Strophe, die wir im Childe Harold lesen:

Redeemer of dark centuries of shame,
The friend of Petrarch, hope of Italy
Rienzi! last of Romans! — While the tree
Of freedoms withered trunk puts forth a leaf,
Even for thy thomb a garland let it be, —
The forums champion and the people's chief,
Her newburn Numa thou, with reign, alas! to brief.

Die bedeutendsten antiken Kunstfunde in Rom seit 1846.

Rom, März 1867.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, in den verschiedenen Museen Roms die bedeutendsten unter den antiken plastischen Kunstwerken aufzusuchen, welche seit der Zeit, wo ich vor einundzwanzig Jahren die ewige Stadt verließ, neu aufgefunden worden sind, und will Euch jetzt von dem Resultate mit einigen Worten Bericht zu erstatten versuchen. Die Zahl derselben ist nicht eben groß; es werden ihrer nicht viel über ein halbes Dutzend zu verzeichnen sein, was bei der Kärglichkeit der Mittel, welche die finanziell bedrängte päpstliche Regierung auf Ausgrabungen in den letzten zwanzig Jahren zu verwenden in der Lage war, allerdings kein Wunder ist.

I. Der Apoxyomenos.

Wenn ich den berühmten Apoxyomenos Lysipps, den sich mit dem Schabeisen von dem Oel und Staube der Palästra reinigenden Athleten, der im Jahre 1849 in Trastevere gefunden wurde und der jetzt den Braccio nuovo des Vatikanischen Museums ziert, hier an Kunstwerth obenan stelle, so fürchte ich keinem Widerspruche zu begegnen. Ich habe von demselben in meinem Torso (II, 46—50) eine ausführliche Beschrei-nach dem Berliner Abgusse gegeben, und kann dieselbe jetzt nach Ansicht des Originals, dessen griechischer Marmor allerdings unendlich feiner und lebensvoller als der stumpfe Gyps ist, nur in wenigen Punkten ergänzen. Dahin gehört, daß vor allen der Baumstamm, der als Stütze des linken Standfußes dient, das Werk trotz seiner Vorzüglichkeit als Kopie eines Bronzeoriginals bezeugt. Denn diese Stütze ist nichts weniger als ge-

schickt und geistreich angebracht, — wie dies z. B. bei der reizenden Figur des Flöte blasenden Fauns der Fall ist, der in demselben Braccio nuovo (Nr. 41) steht, sondern zeigt eine häßliche Parallellinie mit dem halb in ihr eingelassenen Beine. Auch erscheint die Bildung der Füße und der Beine vom Knie ab etwas mager. —

II. Die Augustusstatue.

In demselben Saale des Braccio nuovo, in der vierten Nische rechts vom Eingange, hat ein zweites Werk seine Aufstellung erhalten, das sich dem zuerstgenannten an Kunstwerth gar wohl vergleichen kann. Es ist dies die überlebensgroße Statue des Kaisers Augustus, welche im Frühlinge des Jahres 1863 in der Nähe von Rom, bei Prima Porta an der alten Flaminischen Heerstraße ausgegraben worden ist. Ueber den Fundort, der das Interesse an diesem herrlichen Werke römischer Portraitbildkunst noch vermehrt, weiterhin. An der Gewandung sowie an den Figuren des Harnisches sieht man noch Spuren von polychromer Bemalung, deren jedoch an den nackten Fleischpartien keine sichtbar sind. Die Höhe des Ganzen finde ich verschieden angegeben. Nach Murray beträgt sie neun, nach Story (Roba di Roma II. 144) acht Fuß, während sie nach meiner Messung die Höhe von sieben Fußen rheinländischen Maaßes nicht völlig erreicht. Aber die Vollständigkeit der Erhaltung, welche nur unbedeutende Restaurationen von der Hand Tenerani's erforderte, der feine griechische Marmor und die vollendete Meisterschaft der Arbeit verleihen dieser Statue den ersten Rang unter allen erhaltenen Portraitstatuen des glücklichen Erben Cäsar's. Er ist dargestellt in der Blüthe des männlichen Lebensalters, zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Jahre, ja, eine bald zu erwähnende Bilderschrift auf dem seine Brust bedeckenden Harnische gestattet sogar die Zeit, in welcher das Werk gearbeitet wurde, noch näher zu bestimmen. In der Linken ein (von Tenerani restaurirtes) Scepter, die Rechte in der Haltung eines Befehlenden ausgestreckt, scheint er im Begriffe eine Versammlung seines Heeres anzureden. Ein Amor zu seinen Füßen auf einem Delphin reitend, dient als Andeutung des göttlichen Ursprungs seiner Familie, und die Nacktheit der Füße zeigt, daß der Künstler den Imperator als göttlichen Heros darzustellen beabsichtigte. Der figurenreiche Harnisch, welcher seine Brust bedeckt, ist mit

ganz besonderer Sorgfalt ausgeführt. Er zeigt zuoberst den Sonnengott auf seinem Wagen, dem Iris und Aurora voranschweben, unter ihnen die Göttin Tellus, während man in den beiden Kindergestalten zunächst der Letzteren die beiden Enkelsöhne des Herrn der Welt, die Söhne Julia's, Cajus und Lucius Cäsar zu erkennen glaubt, die damals als die Erben der Herrschaft über die Erde, soweit sie die Sonne bescheint, angesehen werden konnten. Das Wichtigste aber ist die Mittelgruppe dieses Harnischbildschmucks. Sie zeigt einen Barbarenfürsten, welcher einen römischen Imperator, dem durch den Wolf an seiner Seite als Kriegsgott Mars bezeichneten Augustus, ein Feldzeichen überreicht: eine Andeutung der unter Augustus wiedergewonnenen Legionsadler, welche bei Crassus unglücklichem Feldzuge gegen die Parther im Jahre 53 vor Chr. schimpflich verloren gegangen waren. Die Auswetzung dieser Scharte der römischen Soldatenehre gehörte zu denjenigen Erfolgen, auf welche sich Augustus vorzugsweise etwas zu Gute zu thun liebte. Sie geschah einige dreißig Jahre nach jener furchtbaren Niederlage des römischen Heeres unter Crassus, und Augustus' Stiefsohn, der damals zweiundzwanzigjährige Tiberius war es, welcher das Glück hatte, die wiedergewonnenen Feldzeichen seinem gleichfalls damals in Asien befindlichen Vater zu Füßen legen zu können, der sie sodann bei seiner Rückkehr nach Rom unter dem Jubel des Volks im Tempel des „rächenden Mars" feierlich niederlegte. So wichtig erschien dem Kaiser dieser Erfolg, daß er desselben später in jener berühmten Aufzählung seiner Thaten in der von ihm selbst verfaßten sogenannten Ancyranischen Inschrift, deren Bronce-Original er vor seinem Mausoleum aufstellen ließ, ausdrücklich erwähnte,*) und die zeitgenössischen Dichter, Virgil, Horaz und Ovid ließen es nicht an feiernden Anspielungen auf dieses ruhmvolle Ereigniß fehlen. Noch heute sind Münzen erhalten welche auf dasselbe geprägt die Uebergabe der Feldzeichen durch den zu Augustus Füßen knieenden Parther darstellen. Was Wunder also, wenn Augustus Gemalin Livia für deren Lieblingsvilla, wie wir bald sehen werden, diese Triumphalstatue ihres kaiserlichen Gemals gearbeitet wurde, dem Künstler Anweisung gab, die glorreiche Begebenheit gleichfalls auf dem Kriegs-

---

*) Die Worte lauten (Mon. Ancyr. col. 5): Parthos trium exercituum Romanorum spolia et signa supplicesque amicitiam populi Romani petere coegi.

harnisch des Imperators bildlich darzustellen! Diese Darstellung nun, verbunden mit dem Lebensalter welches die Gestalt des Kaisers selbst aufzeigt, erlaubt einen Schluß auf die Zeit, in welcher die Statue von einem der in Rom lebenden griechischen Künstler geschaffen wurde, vielleicht ein oder zwei Jahre nach jenem obenerwähnten Parthischen Ereignisse, also etwa im vier- bis fünfundvierzigsten Lebensjahre des Kaisers. Soviel ich weiß ist diese Portraitstatue unter allen erhaltenen Bildwerken antiker Portraitkunst die einzige, bei welcher eine solche chronologische Bestimmung möglich ist.*)

Und nun der Fundort! Er ist fast von nicht minderem Interesse als das daselbst gefundene Kunstwerk. Wir haben ihn gestern zum zweitenmale auf einer Fahrt in die Campagna nördlich von Rom aufgesucht, aber eben so vergeblich wie das Erstemal; denn trotz der in Rom erhaltenen Versicherungen des Gegentheils war die Stätte der Ausgrabungen wieder verschlossen, und der Custode versicherte, daß der Schlüssel sich in Rom, ich weiß nicht mehr in welchen Händen befinde. Die Ausgrabungen sollten nämlich nur gegen Einlaßkarten gezeigt werden, und diese, so hieß es, seien — seit zwei Jahren — noch immer nicht gedruckt!

Wenn man aus der Porta di Popolo hinausfahrend über Ponte Molle die neue Flaminische Heerstraße etwa zwei deutsche Postmeilen weit verfolgt, so gelangt man an ein paar elende Hütten, welche den Namen Prima Porta führen. Sie stehen an der Stelle der alten Station ad Saxa Rubra (zu den rothen Felsen), die ihre Benennung der rothen Farbe der Vulkanischen Hügel verdankte, welche hier das weite Tiberthal auf dieser Seite des Stromes begränzen. Hier war in alter Zeit der erste Halteplatz von Rom aus, neun römische Meilen entfernt von dem „goldenen Meilenzeiger," der am Fuße des Kapitols den Mittelpunkt der römischen Welt bildete; und hier, auf den Höhen zur Rechten des Hohlweges, der die Hügelkette durchbricht, gegenüber der heutigen elenden Osterie, vor deren Thüren ein schäbiger Curate umgeben von zerlumpten Männern, Weibern und Kindern lungerte, lag vor

*) Späterer Zusatz: Ausführlich behandelt ist diese Darstellung in ihrem Zusammenhange mit dem höfischen Geiste des damaligen Rom von Otto Jahn in seinem Aufsatze: „Höfische Kunst und Poesie unter Augustus." S. Populäre Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft S. 285—304.

Zeiten die berühmte Villa der ersten Kaiserin Rom's, Livia's Vejentinische Villa, noch lange nach ihrem Tode als eine der bekanntesten kaiserlichen Prachtvillen unter dem Namen Villa Caesarum ad Gallinas albas (die Kaiservilla zu den weißen Hennen) von den alten Schriftstellern mehrfach erwähnt. Ich habe in meinen „Römischen Kaiserfrauen" von dieser Villa der Kaiserin Livia und von der Wunder-Sage, welche sich an dieselbe knüpfte ausführlich gesprochen.*) Die dort vor wenigen Jahren zum erstenmale unternommenen Ausgrabungen haben nicht nur das obenerwähnte Kunstwerk zu Tage gefördert, sondern auch eine Reihe von Gemächern mit vortrefflich erhaltenen Wandmalereien bloßgelegt. Nach der Kostbarkeit des ersten Fundes zu urtheilen dürften umfassende weitere Nachgrabungen, planmäßig unternommen und durchgeführt, gewiß noch zahlreiche andere Schätze alter Bildkunst zu Tage fördern; aber Nachforschungen solcher Art sind freilich erst zu erwarten, wenn das gegenwärtige Regiment einem anderen Platz gemacht haben wird.

Da uns der Zutritt zu den Ausgrabungen selbst versagt war, mußten wir uns mit einer Umschau über die Umgegend begnügen, die allerdings wohl geeignet ist, die Vorliebe der kaiserlichen Besitzerin für diese ihre Lieblingsvilla zu rechtfertigen. Es ist ein wahrhaft entzückendes Panorama, das sich auf- und abwärts des Laufs des Tiber vor unseren Blicken ausbreitet. Von den zum Theil mit den Trümmern mittelalterlicher Thurmbauten gekrönten Höhen überschaut man rechts die weit hingestreckten Ländereien, die einst das Gebiet der altberühmten Städte Veji und Fidenae bildeten, und während fernab die Peterskuppel aufragt, ruht der Blick südlich auf den im Sonnenglanze schimmernden Bergzügen der Albaner- und Volskergebirge, und weiter aufwärts östlich auf der Kette der himmelanstrebenden Apenninen. —

III.—IV. Die Portraitsbüsten der Enkel August's, Cajus und Lucius Cäsar.

In der Museum Chiaramonti genannten Abtheilung des Vatikanischen Museums (Nr. 417 u. 419), dicht neben der herrlichen zu Ostia entdeckten Büste des jugendlichen Augustus stehen jetzt die Büsten seiner

*) Römische Kaiserfrauen S. 120 — 122.

beiden zuvor erwähnten Enkelsöhne Cajus und Lucius Cäsar, welche im Jahre 1859 in der Nähe der Kirche Santa Balbina auf dem Aventin ausgegraben worden sind. Ihr mögt leicht denken, mit welchem Interesse ich diese Portraits der beiden Prinzen betrachtete, die in der tragischen Familiengeschichte des Augustischen Hauses eine so bedeutende Rolle spielen, und mit deren Persönlichkeit und Schicksale ich mich bei den Studien zu meinen „Bildern aus dem Alterthum“ so vielfach beschäftigt hatte.*)

Obschon nicht von der gleichen künstlerischen Vollendung wie die Augustusbüste, verrathen doch diese Bildnisse seiner geliebten Enkel gleichfalls die Hand eines Meisters der Portraitbildkunst jener Zeiten. Sie sind beide von der höchsten Naturwahrheit des Portraitausdrucks und man sieht, daß der Künstler ohne alle Idealisirung ganz nur auf die möglichste Aehnlichkeit gearbeitet hat. Was den Reiz für mich noch erhöht, ist das überaus jugendliche Alter, in welchem sie dargestellt sind, denn beide können schwerlich älter als sechs bis sieben Jahre gewesen sein, da sie dem Künstler saßen, und ich denke mir, wie der alte Kaiser sicherlich dabei zugegen war, um die unruhigen Knaben während der Sitzung bei guter Laune zu erhalten. Die Aehnlichkeit beider Physiognomien mit dem Großvater ist bei beiden unverkennbar, zumal bei dem älteren, dem Prinzen Cajus, Augusts Lieblinge. Der durchaus kindliche Ausdruck mit einer gewissen unschuldigen Dümmlichkeit in den Gesichtern beider hat etwas Rührendes; man fühlt sich versucht, den beiden Schelmen die glatten Köpfe zu streicheln, und denkt nur mit Widerstreben daran, wie so bald aus diesen gutmüthig harmlosen Knaben durch die verziehende Nachsicht des Großvaters und die Schmeichelei der Höflinge jene übermüthig anmaßlichen ausschweifenden Prinzen wurden, die ihrem Großvater so bittere Sorgen machten, ehe ein früher Tod beide kurz nacheinander, den jüngeren im achtzehnten, den älteren im dreiundzwanzigsten Jahre dahinraffte. — Nahe bei ihnen steht eine im Jahre 1855 zu Ostia gefundene weibliche Büste, welche man als Augustus Tochter Julia, die Mutter der beiden Prinzen, bezeichnet hat, wie mir scheint, mit Unrecht.

---

*) Man vergl.: Bilder aus dem Alterthum I. (Tiberius) S. 20—21; III. S. 50—57.

Außer den bisher genannten enthält das Vatikan-Museum nur noch einen hochbedeutenden Neufund, und dies ist

V. Der kolossale Herkules von vergoldeter Bronze,

gefunden im Sommer des Jahres 1864 bei der Aufgrabung der Fundamente eines römischen Palastes, des Palazzo Pio, in der Nähe der Reste des Pompejustheaters, und vom Papste um zehntausend Scudi für das Vatikan-Museum angekauft, in dessen Rotunda man jetzt — beiläufig gesagt nicht zum Vortheile des Gesammteindrucks dieser herrlichen Versammlung der prachtvollsten Marmorbilder — den gigantischen goldschimmernden Koloß aufgestellt hat. So viel ich weiß, ist er bei weitem die größte aller bisher in Rom und sonstwo aufgefundenen antiken Bronzestatuen, denn er mißt nach meiner Schätzung mindestens fünfzehn Fuß von der Sohle bis zum Scheitel des mit einem Bande umschlungenen gewaltigen Hauptes. Obschon er über anderthalb Jahrtausende in seinem Trümmergrabe gelegen haben mag, wurde er doch fast völlig unversehrt aus demselben hervorgezogen. Personen, welche dabei gegenwärtig gewesen waren, konnten mir nicht genug die Mächtigkeit dieses Eindrucks schildern. „Er erschien," wie sich einer derselben ausdrückte, „gleichsam als die symbolische Personifikation des alten Roms selbst, das auch, wie ein todter Riesenleib, tief unter dem, was sich jetzt mit dem Namen Rom benennt, begraben liegt." Sicherlich war dieser Herkules bereits in der Mitte des siebenten Jahrhunderts verschüttet von den Trümmern des Pompejustheaters und des daranstoßenden Tempels der Venus, vor dessen Eingange ihn Pompejus aufgestellt haben soll, denn schwerlich würde sonst das kostbare Werk den räuberischen Händen des byzantinischen Kaisers Constans II. entgangen sein, als derselbe bei seinem Raubzuge durch Griechenland und Italien aus Rom fast alle Bronzestatuen entführte, um sie nach Konstantinopel zu bringen. Zu allem Unglück fiel obenein der Raub in die Hände der Sarazenen, welche sich der damit beladenen Schiffe bemächtigten,*) und es ist nur ein geringer Trost für den unersetzlichen Verlust der herrlichsten Kunstschätze,

*) S. Gregorovius a. a. O. II. 175—176.

daß den räuberischen Byzantiner unmittelbar darauf die Nemesis in der Person eines seiner Diener ereilte, der ihn in der Hauptstadt Siciliens mit einem metallnen Wassergefäße im Bade erschlug.

Ungleich geringer an Kunstwerth als das ebengedachte Werk ist das jetzt im Kapitol-Museum in der Halle der Bronzen aufgestellte Bronze-Roß, welches mit den Bruchstücken eines bronzenen Stiers im Jahre 1849 an derselben Stelle entdeckt worden ist, wo man den Apoxyomenos aufgefunden hatte. Es ist überdies sehr stark beschädigt, aber wenn man die äußerst geringe Stärke des Bronzegusses bedenkt, so erstaunt man, daß das Werk überhaupt nur während einer so langen Reihe von Jahrhunderten selbst in dieser verstümmelten Gestalt erhalten bleiben konnte.

Als letztes in der Reihe der seit meiner ersten Anwesenheit in Rom aufgefundenen wichtigen Denkmäler alter Bildkunst ist endlich

VI. Der Sarkophag der Gallierschlacht

zu verzeichnen, welcher vor einigen Jahren bei der Aufgrabung der alten Appischen Heerstraße einige Miglien weit von Rom gefunden, jetzt das historisch interessanteste Stück der Sarkophagen-Halle des Kapitol-Museums bildet.

Ich hatte in meinem „Torso“ (II. S. 102), zum Belege dafür, daß die Darstellung siegreicher Kämpfe römischer Feldherren gegen die gallischen Barbaren auf Grabmonumenten schon früh in Rom üblich gewesen sei, auf eine bisher unbeachtete Notiz in Suetons Biographie Nero's hingewiesen, ohne zu ahnen, daß ich zwölf Jahre später das Monument, um das es sich dort handelt, mit Augen schauen und mein Blick auf derselben Darstellung verweilen sollte, deren Anblick einst dem fürchterlichsten aller Tyrannen, dem letzten in der Reihe der Kaiser des Julischen Hauses hart am Ausgange seines fluchbeladenen Daseins einen vorübergehenden Trost gewährt hatte.

Nahezu vierzehn Jahre hatte die Welt das Regiment des Ungeheuers Nero ertragen, als endlich, und zwar von Gallien aus, die Stunde der Vergeltung über den sorglosen Tyrannen hereinbrach. Es war der Proprätor von Gallien, Julius Vindex, ein Gallier, von königlicher Abkunft, der zuerst die Fahne des Aufstandes gegen den Tyrannen erhob.

Nero befand sich auf einer seiner Kunstreisen von Rom abwesend in der Nähe von Neapel. Hier empfing er die erste Nachricht von der gallischen Erhebung am 19. März des Jahres 68 unserer Zeitrechnung, am Todestage der neun Jahre zuvor von ihm gemordeten Mutter.*) Sie bewegte ihn anfangs wenig, denn das Vertrauen auf sein Glück war grenzenlos in der Seele des abergläubischen Tyrannen, seit ein delphischer Orakelspruch ihm gesagt hatte, daß er nicht vor dem dreiundsiebzigsten Jahre sterben werde; Nero aber stand damals erst im einunddreißigsten Jahre. Allein die stündlich sich erneuenden Botschaften von der wachsenden Gefahr waren stärker als sein Aberglaube, und nach achttägiger Zögerung entschloß er sich endlich, nach Rom zurückzukehren, wohin ihn Eilboten seines Ministers dringend beriefen. In zitternder Hast trat er die Rückreise an. Auf derselben ward der verzagende Sinn des abergläubischen Tyrannen durch den Anblick eines Monuments, das er auf der Landstraße erblickte, wieder etwas aufgeheitert. „Er bemerkte nämlich, so erzählt Sueton, auf demselben die Sculpturdarstellung eines gallischen Kriegers, den ein römischer Ritter besiegt an den Haaren schleifte. Dieser Anblick erschien ihm als ein glückverheißendes Zeichen, und freudig aufspringend erhob er die Hände im Dankgebete zum Himmel.“**) Es war ohne Frage die mit Grabmonumenten bedeckte Via Appia, die Straße von Neapel nach Rom, auf welcher damals der geängstete Tyrann in seine Hauptstadt zurückkehrte. Und wunderbar! Auf derselben Straße ward fast zweitausend Jahre später das Monument an's Licht gezogen, dessen Anblick dem Muttermörder den letzten täuschenden Trost und Hoffnungsschimmer gewährt hatte!

Es ist ein ganz mit Sculpturen bedeckter etwa sieben Fuß langer und bis zum Deckel dritthalb Fuß hoher Marmorsarkophag, der durch einen nahezu einen Fuß hohen, gleichfalls mit Figuren geschmückten Deckel geschlossen ist. Der Gegenstand der Sculpturdarstellung ist ein sieg-

---

*) S. Agrippina die Mutter Nero's S. 209—237.

**) Sed urgentibus aliis super alios nuntiis Romam praetrepidus rediit: leviterque modo in itinere frivolo auspicio mente recreata, quum annotasset insculptum in monumento militem Gallum ab Equite Romano trahi crinibus, ad eam speciem exsiluit gaudio, coelumque adoravit. Sueton Nero cp. 41.

reicher Kampf römischer Reiter gegen gallische Krieger. Die Figuren des Hauptreliefs an den drei Seiten haben etwa zwei Fuß Höhe. Die Römer sind zu Pferde, die Gallier meist zu Fuße. Auf der Vorderseite sind fünf Römer und sechs Gallier gruppirt, von denen die ersteren überall siegreich erscheinen. Eine der Hauptgruppen in der Ecke rechts vom Beschauer zeigt uns das von dem alten Historiker erwähnte Bild, nämlich einen vom Pferde gestürzten römischen Ritter, der mit dem Schwerte zum Todesstreiche ausholt gegen einen mit der Halskette (torques) geschmückten Gallier, den er an den Haaren zu sich heranreißt! In der Mitte sehen wir einen hinsinkenden Gallier, der sich, um der Gefangenschaft zu entgehen, das eigne Schwert in die Brust stößt. Oben an den Ecken des Sarkophags Galliermasken, und unten je zwei mit der torques geschmückte gefangene Gallier sitzend mit auf den Rücken gebundenen Händen. Haar, Knebel- und Schnurrbart sind bei allen ganz dieselben wie bei dem sogenannten „sterbenden Fechter". Die Deckelfronte schmücken Gefangene allen Alters und Geschlechts, Männer, Frauen und Kinder, doch sind hier die Männer mit Hosen bekleidet, während sie auf dem großen Relief völlig nackt erscheinen. —

Endlich muß ich noch eines wichtigen Neufundes gedenken, den ich heute erst in der Werkstatt meines alten römischen Bekannten, des Bildhauers Steinhäuser, gesehen habe, in dessen Privatbesitz sich derselbe befindet.

Es ist dies ein marmorner Kolossalkopf, den Steinhäuser vor etwa einem Jahre bei einem römischen Marmoraren fand. Trotz seiner theilweisen Verstümmelung — es fehlte die Nase, und Haar und Oberlippe waren arg zerstoßen, erkannte der scharfe Blick des Künstlers doch sofort die Aehnlichkeit mit einem der berühmtesten Werke der antiken Kunst, mit dem Apollo von Belvedere, und als Nase und Haar nach diesem letzteren restaurirt waren, stellte es sich heraus, daß dieser neuentdeckte Kopf zu einer Statue gehört haben müsse, welche wahrscheinlich mit der des Belvederischen Apoll ein und dasselbe Original gehabt haben mochte. Ja manche glaubten in diesem Kopfe das Original selbst vor sich zu haben. Mir scheint dies jedoch eine Ueberschätzung des neuen Fundes zu sein, obschon in der That der Steinhäuser'sche Kopf, gegen den Belvederischen gehalten, eine größere Einfachheit zeigt.

Eine sehr schöne vortrefflich erhaltene Venusstatue, welche im April 1858 in einer Vigne vor Porta Portese gefunden wurde, konnte ich nicht sehen, weil sie leider nach Petersburg verkauft worden ist. Bekannte, die sie gesehen hatten, stellen sie an Kunstwerth und Ausdruck noch über die mediceische, mit der sie Haltung der Hände und des Körpers gemein hat. Der amerikanische Dichter Hawthorne hat in seinem Roman Transformations die Auffindung dieser Statue zu einer der reizendsten Episoden seiner Dichtung benutzt.

Zerstörung der alten Monumente Roms durch die Neurömer.

Rom, März 1867.

Ich habe in meinem „Ein Jahr in Italien" ein kleines Kapitel über die Unrichtigkeit der noch immer hier und da in den Köpfen spukenden falschen Tradition eingeschaltet, nach welcher „die fremden Barbaren", die Gothen, die Hauptzerstörer der Architekturprachtwerke des alten Roms gewesen sein sollten. Gerade das Gegentheil aber von dieser, durch die Neurömer der drei bis vier letzten Jahrhunderte eifrig verbreiteten Ansicht, darf nach dem Stande der heutigen Forschungen als historische Wahrheit gelten. Die vielgeschmähten Gothen sind vielmehr, so lange sie die Macht besaßen, die wahren Erhalter der Stadt und ihrer Monumente sowie ihrer Civilisation überhaupt gewesen, und das Wort Cassiodor's, das dieser gelehrte Staatsmann und treue Diener des großen Gothenkönigs Theodorich über diesen Gegenstand in seiner bekannten Schrift ausgesprochen hat, das Wort: Gothorum laus est civilitas custodita (Der Gothen Verdienst ist die Erhaltung der Civilisation), ist heute von

allen Forschern als ein vollkommen wahres anerkannt. Gregorovius Meisterwerk, das ich, seit ich hier bin in kranken und gesunden Tagen wiederholt durchstudirt habe, liefert in allen Theilen seiner bisher erschienenen fünf Bände die Belege dafür, wer die eigentlichen Verwüster der monumentalen Herrlichkeit des alten Roms gewesen sind.*) Die Vernichtung der alten Stadt hielt gleichen Schritt mit der steigenden Macht der Päpste des christlichen Roms, und jede neue Kirche ward immer der Untergang eines oder mehrerer alten Baudenkmäler der Stadt, ja dieselben wurden sogar von andern italischen Städten als Steinbrüche für ihre Bauunternehmungen benutzt, und nach Ober- und Unteritalien, nach Pisa und Lucca wie nach Monte Casino, holte man sich zu den Kirchenbauten die Marmorsäulen aus Rom, — sicher nicht ohne Erlaubniß der jeweiligen Päpste, denen solche Zerstörung kostbarer Denkmäler altheidnischer Baukunst meist mehr als gleichgültig war und obenein Geld einbrachte.

Dem in meinem früheren Werke**) gegebenen Verzeichnisse von römischen Baudenkmälern, Tempeln, Triumphbogen, Grabmonumenten u. s. w., welche nachweislich erst durch die christlichen Römer selbst zerstört worden sind, kann ich jetzt noch folgende Zusätze sowie einige Berichtigungen beifügen.

Der prächtige Tempel der Ceres und der Proserpina, einer von denen, welche am frühesten in eine christliche Kirche verwandelt wurden, erfuhr eine völlige Zerstörung erst am Ende des achten Jahrhunderts, als Papst Hadrian diese Kirche umbaute. Ueberreste des alten Baus, einige wundervoll gearbeitete kannelirte Säulen von weißem Marmor sahen wir neulich beim Besuche der auf seinen Trümmern stehenden Kirche S. Maria in Cosmedin,***) in deren Vorhalle sich das riesige Rundbild einer Marmormaske, vom Volke Bocca della verità genannt, befindet, als dessen Verfertiger die Volkssage des Mittelalters den Zauberer Virgil bezeichnete. Mit jenem Namen Bocca della verità (Mund der Wahrheit) hat es beiläufig folgende Bewandniß. Wer bei

*) Gregorovius: Geschichte Rom's im Mittelalter II. 423—424; III. 565 ff.; IV. 242.

**) Ein Jahr in Italien II. 275—280.

***) Gregorovius II. 447; IV. 628.

einem falschen Schwure die Hand in den aufgesperrten Mund der Maske lege, dem werde sie von den sich schließenden Lippen und Zähnen des Zaubergebildes festgehalten und vom Arme getrennt, — also dichtete der Volksglaube des Mittelalters.

Der Tempel des rächenden Mars (Mars ultor), vom Kaiser Augustus auf der nordöstlichen Seite des von ihm gegründeten Forums erbaut, eins der Prachtwerke der Baukunst aus der Augustischen Zeit, wurde schon im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung durch Papst Symmachus zerstört, der eine Kirche des heil. Basilius hineinbaute. Die Zerstörung vollendete später der Anbau eines Klosters der heil. Annunziata, und wenn dabei die noch heute erhaltenen drei herrlichen korinthischen Marmorsäulen, die kolossalsten und schönsten im heutigen Rom, stehen blieben, so geschah es nur, um ihren Häuptern die Last des Klosterglockenthurmes aufzuladen, von der man sie erst in unseren Tagen (1820) befreite. Es sind die einzigen traurigen Ueberreste des gigantischen Bauwerks, das „riesenhaft wie der Gott selbst" — et Deus est ingens et opus — von dem glücklichen Erben Cäsars, dem Tempelbauer par excellence unter den Kaisern der Julischen Dynastie,*) zu Ehren des Kriegsgottes Mars, des Stammvaters der römischen Nation, errichtet ward. Bis dahin hatte Mars keinen Tempel in den Mauern der Stadt seiner Enkel gehabt. Jetzt ward ihm diese Ehre zu Theil, nachdem er dem Augustus geholfen bei seinem Rachewerke an den Mördern seines großen Oheims, des göttlichen Cäsar, und in diesem Tempel des Mars ultor versammelte sich seitdem der Senat, wenn es galt über Krieg und Frieden zu berathen, und über die Triumphe und Ehren siegreicher Feldherren zu beschließen. Der Gott selbst, „der Rächer", stieg, wie der schmeichelnde Hofdichter des Augustus sang, herab vom Himmel —

> Um auf dem Forum August's seine Verehrung zu schau'n.
> Riesig der Bau wie der Gott! Nicht anders durft' in des Sohnes
> Stadt, im gewaltigen Rom, wohnen der Vater und Gott.
> Das ist ein würdiger Tempel gigantischer Siegestrophäen,
> Würdig, daß aus ihm ins Feld ziehe zum Kriege der Gott,
> Niederzuschmettern den Feind, mag dräun der verwegne von Osten,
> Oder im Westen sein Haupt heben zu frevelndem Kampf.

*) Templorum omnium conditor aut restitutor, wie ihn Livius (IV. 20), und Templorum positor, templorum sancte repostor, wie ihn Ovid nennt.

Hoch auf dem Giebel thronten, wie der Dichter weiter schildert, die Statuen der siegreichen Götter, die Thüren prangten im erzenen Trophäenschmucke der Waffen aller Völker des Erdkreises, und Statuen und Bildwerke aller Art mit Inschriften versehen, verkündeten die Großthaten der Heldensöhne des Julischen Geschlechts. Wunderbares Spiel des Schicksals! von all der Herrlichkeit dieses Kaiserbaues ist nichts übrig als drei feuerzerfressene Säulen, aber die Verse des feiernden Dichters, den ein Handwink des allmächtigen Kaisers in's Elend verstieß und dort verschmachten ließ, lesen wir noch heute, wie er sie in den glücklichen Tagen seines leichtsinnigen römischen Poetenlebens niederschrieb! —

Doch setzen wir unsere Wanderung durch die von den Römern und ihren Päpsten geschaffenen Ruinen fort. Da begegnet uns zunächst auf dem alten Forum der achtsäulige Ueberrest des **Saturnustempels** am Fuße des Kapitols. Sehr alt und mehrmals erneuert diente er zur Zeit der Republik als Schatzkammer des Staats (aerarium), und selbst die späte Kaiserzeit des dritten Jahrhunderts, aus der die Reste der heute noch übrigen Ornamentik der Architektur stammen, verwandte noch Sorgfalt auf seine Erhaltung. Im Mittelalter führte er den Namen Ceccha (Zecca) d. h. Münzstätte, später, im fünfzehnten Jahrhundert nannte man ihn fälschlich den Tempel der Concordia. In diesem Jahrhundert sah ihn der gelehrte Alterthumsforscher Poggio als er Rom besuchte, noch unversehrt; aber als derselbe Gelehrte zum zweiten Male nach Rom kam, fand er die Wände der Cella abgetragen und den Tempel seines Marmorschmucks beraubt, der in die Kalköfen gewandert war! Zu Goethe's Zeit und bis zum Anfange unseres Jahrhunderts standen Hütten und Bäume auf der Area des Tempels, die dem Ruinenwesen ein malerisches Ansehen verliehen, bis die Franzosen sie wegrasirten und den Unterbau bloßlegten.

Der Concordientempel hinter dem Severusbogen wurde erst unter Papst Nikolaus V. um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts völlig abgetragen und die Tuffquadern seiner Cellamauer zu den Eckthürmen des Senatorenpalastes und zur Vermauerung der Bogenweiten des Corridors am alten Tabularium verwendet. Schon frühe war auf seinem Platze und mit seinem Materiale eine Kirche des heiligen Sergius erbaut worden, die aber auch schon im sechszehnten Jahrhunderte wieder abge-

tragen wurde. Selbst die Erinnerung an den uralten Tempel, dessen Gründung auf Camillus zurückging, an den sich die Triumphe der Beredsamkeit Cicero's in seinem Kampfe gegen den großen Verschwörer Catilina knüpften, und den nach seinem Neubau durch Tiberius, noch Kaiser Septimus Severus sorglich restaurirt hatte, ging bis auf den Namen sogar, verloren, den man auf den Saturnustempel übertrug, bis man im Jahre 1807 Stätte und Namen wiederentdeckte. Noch im Jahre 1845 fand ich zahlreiche Ueberreste der kostbaren Platten von afrikanischen und anderen außereuropäischen Marmorarten, mit denen einst Fußboden und Tempelwände ausgelegt waren. Heute sind auch diese bis auf die letzte Spur verschwunden, wie ich denn überhaupt gefunden habe, daß die Industrie der römischen Marmoraren mit den Marmortrümmern in und außerhalb Rom, deren Masse mir noch damals unerschöpflich erschien,*) sehr stark aufgeräumt hat.

Zu den kolossalsten Werken römischer Architektur, deren Zerstörung durch die Päpste herbeigeführt ward, gehört ferner die gigantische sogenannte **Basilika des Constantin,** früher als Friedenstempel (Tempio della Pace) von den Antiquaren bezeichnet, und jetzt, wie ich höre, von den Archäologen des Kapitols wieder umgenannt in eine Basilika des Maxentius. Niemals durch Feuersbrünste betroffen ward ihr theilweiser Einsturz nur durch die Barbarei der Päpste herbeigeführt, welche nach und nach die sämmtlichen gegen sechszig Fuß hohen Marmorsäulen des kolossalen Baues wegbrechen ließen. Die letzte derselben stand noch bis zum Jahre 1613, wo sie Papst Paul V. durch den Baumeister Carlo Maderno vor die Kirche S. Maria Maggiore versetzen ließ, um dort die Bildsäule der Gottesmutter zu tragen. Von der Festigkeit des Bauwerks giebt die Dicke der Mauern einen Begriff, die zu beiden Seiten der nordöstlichen Tribüne über achtzehn Fuß beträgt. Von dem **Tempel des Quirinus** am Quirinalischen Berge, den Numa gegründet haben sollte, und den Augustus erneuerte, sah der römische Gelehrte Fulvio Orsini noch im sechszehnten Jahrhunderte Reste edlen Bauwerks, aus denen sodann die Prachttreppe von Ara Coeli erbaut wurde. Zu ähnlichen Zwecken ward der riesige Grabthurm Hadrian's seiner prachtvollen Bekleidung von

*) Ein Jahr in Italien III. 149—150.

parischem Marmor beraubt, die er noch bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts bewahrt hatte.

Und so stößt der die Trümmerwelt Roms durchforschende Wanderer fast überall auf dieselben Ursachen der Zerstörung und des Untergangs und findet das Wort des edlen Franzosen Paul Louis Courier: Rome elle même a detruit les antiques édifices, et se plaint des barbares in immer größerem Umfange bewahrheitet. Die schmähliche Beraubung des Pantheon durch Urban VIII. ist bekannt. Zwar war es nicht, wie gewöhnlich in den Handbüchern zu lesen steht, das goldbronzene Dach des herrlichen Rundbaues, das er fortnehmen und einschmelzen ließ, — denn diesen Schmuck hatte bereits der früher erwähnte Byzantinerkaiser Constans II. entführt, sondern es waren die prismenförmigen aus drei starken Plattenstreifen zusammengefügten Broncebalken vom Dache des Pronaos, die er im Gewichte von nahezu einer halben Million Pfunden dem ehrwürdigsten und besterhaltenen aller altrömischen Tempel raubte.*) Weniger bekannt aber ist, daß erst vor hundertzwanzig Jahren Papst Benedikt XIV. auch die ganze obere Abtheilung des Innern ihrer Marmorbekleidung beraubte und dafür eine elende Stuckornamentik an die Stelle setzte! Das heutige römische Papstregiment zerstört zwar keine alten Monumente mehr, aber es läßt sie verkommen und verfallen, während unermeßliche Summen für immer neue Bauten und Restaurationen von Kirchen verschwendet werden, wobei der Kunstfreund ebensosehr den sinnlosen Luxus als den Mangel an Achtung vor der älteren christlichen Baukunst und monumentalen Sculptur zu beklagen hat. Gregorovius theilte mir neulich mit, wie durch diese modernen Restaurationen unzählige Denkmäler für die Geschichte des Mittelalters rücksichtslos vernichtet worden seien, und noch täglich der Vernichtung anheimfallen.**) —

Von dem alten Rom aber giebt es eine Prophezeihung des heiligen Benedikt vom Monte Casino, ausgesprochen siebenundvierzig Jahr nach der Eroberung Roms durch Totila, welche also lautete: Roma a gentibus non exterminabitur, sed tempestatibus coruscis, turbinibus ac terrae motu fatigata marcescet in se ipsa. „Diese Prophe-

*) Reber. Ruinen Roms S. 252.

**) Späterer Zusatz: Im sechsten Bande seiner Geschichte Roms (VI. 681) hat er jetzt dieser Klage öffentlich Ausdruck gegeben.

zeihung," sagt Papst Gregor der Große (590—604) in seinen „Dialogen", „ist wörtlich eingetroffen." Damit sind denn durch ein Zeugniß des heiligen Papstes selbst die vielgeschmähten „Barbaren", die Gothen und selbst die Vandalen von der Anklage der Zerstörung des alten Roms und seiner Monumente losgesprochen.

Ein Fund in Rom.

Rom, 21. März 1867.

Wir haben einen Fund gethan, der wohl mit Recht ein Glücksfund heißen darf. Es ist nämlich nichts Geringeres als ein Portrait Gotthold Ephraim Lessings, das wir hier in Rom auf die wunderbarste Weise entdeckt und an uns gebracht haben. Unsere Freude darüber ist so groß, daß ich Euch den Hergang ausführlich erzählen muß.

Verwichenen Mittwoch Nachmittag (13. März) von einem Spaziergange heimkehrend, stiegen wir müde die Via San Giuseppe hinauf, welche in unsere Via Felice einmündet, und in deren Mitte an der hohen Klostermauer ein derselben gegenüber wohnender Trödler untersten Ranges den elendesten Theil seines elenden Rumpelkrams ausgestellt hat. Auch heute standen und lagen unter zerbrochenen Tischen, Stühlen, Bettgestellen und sonstigem trümmerhaften Hausgeräth, unter zerlumpten Kleidungsstücken und anderen Armseligkeiten aller Art, von denen ein Mensch kaum begreifen kann, wie sich dazu, selbst für umsonst, Liebhaber finden mögen, allerhand schlechte Bilder, groß und klein, zerrissen und zerfetzt wie alles Uebrige, und von unendlichem Schmutze bedeckt. Wir kannten das Alles schon lange, denn unser Weg hatte uns allwöchentlich mehrere Mal seit Monaten dort vorbeigeführt. Aber trotzdem konnten

wir uns nicht enthalten, auch diesmal einen flüchtigen Seitenblick auf diese Trödelausstellung zu werfen, deren Anblick in dem leise niederrieselnden Regen, dem sie schutzlos ausgesetzt war, wo möglich noch armseliger erschien. Da plötzlich leuchteten mir aus einem rahmenlosen Portraitbilde, das wir bis dahin niemals an dieser Stelle gesehen hatten, zwei helle blaue Augen entgegen, die, zusammen mit demjenigen, was von dem Gesichte durch den Straßenschmutz, mit dem es bedeckt war, sich erkennen ließ, mich wie ein Blitz trafen. „Beim Himmel", rief ich der einige Schritte vor mir hergehenden Gefährtin zu, „das ist ja Lessing!" Sie ließ mich herankommen und sagte dann: Auch ihr sei es ebenso vorgekommen, aber sie habe nicht gewagt, es auszusprechen, weil sie gefürchtet, ich würde sie auslachen, wenn sie ein Portrait Lessings in Rom und in diesem Trödel zu sehen meinte. Wir schritten näher hinzu. Der Eindruck blieb derselbe, wenn auch nicht ganz; denn in der Nähe gesehen, ließ das Abschreckende der Löcher und Risse und des stellenweise fingerdicken Schmutzes den Totaleindruck, den das Bild aus der Ferne gemacht hatte, weit weniger zur Geltung kommen, und da der Zustand desselben als ein solcher erschien, daß mir eine Restauration unmöglich dünkte, und der stärker fallende Regen ein Verweilen unbehaglich machte, so wandten wir uns, trotz der herbeieilenden Alten, die uns als Käufer zu halten suchte, ab, und setzten unsern Heimweg fort, da uns obenein das Mittagessen zu Hause erwartete. Kaum aber angelangt, begann ich zu bereuen, daß ich trotz alledem das Stück Leinwand nicht an mich gebracht hatte und beschloß, am andern Tage das Versäumte nachzuholen. Als ich aber hinab kam, war das Bild nicht mehr an seiner Stelle. Nachfragen in der Wohnung der Trödlerin hätte nur eine Preissteigerung herbeigeführt, und so kehrte ich unverrichteter Sache zurück, einen neuen Versuch Fanny überlassend, die denn auch am nächsten Morgen glücklicher als ich das Bild wieder an seiner alten Stelle auf der Erde liegend fand, und für ein paar Franken erstand.

Jetzt unsern Besitz in Ruhe betrachtend, sahen wir zu unserer Freude, daß dasjenige, was wir für Löcher und abgescheuerte Flecken gehalten, nichts war als schwärzlich grauer Schmutz, und als das Bild von diesem Ueberzuge durch die Hand des uns zufällig besuchenden Malers Zielcke mittelst Abwaschens gereinigt war, trat uns das edle, mir

so vertraute Antlitz meines verehrten Helden in schlagender Klarheit entgegen. Zugleich machte uns Herr Zielcke aufmerksam auf einen Umstand, der da bezeugte, daß das Bild seiner Zeit werth gehalten sein müsse, denn die Spuren der Quadrirung rings um den Blendrahmen zeigten, daß es Jemand früher zu kopiren unternommen hatte. Nachdem es Tags darauf durch unsern Freund, den Historienmaler Wilhelm Wieder, noch einmal sorgsam gereinigt und mit einem leisen Firniß versehen worden war, beeilten wir uns, unsern Fund verschiedenen unserer Freunde, von denen wir annehmen durften, daß ihnen Lessings Portrait bekannt sei, vorzustellen, ohne ihnen zu sagen, wen wir in diesem Bilde zu besitzen glaubten. Und siehe da, fast alle so Befragten erkannten theils auf den ersten Blick, theils nach längerem Anschauen, die Züge Lessings! Ich nenne unter ihnen nur Ferdinand Gregorovius, Bildhauer Carl Cauer, Bildhauer Kopf, Fürstin Wittgenstein und last not least Gervinus, welcher zugleich für mich sehr schmeichelhaft hinzusetzte: Wie wunderbar es sei, daß doch so Etwas meist immer an die rechten Leute komme. Freilich konnte ihm Fanny darauf erwiedern, daß in unserem Falle sich das Wunderbare natürlich genug aus dem Umstande erkläre, daß wir, seit Jahren im Besitze von Kopien der beiden Original-Oelbilder und sonstigen guten Portraits Lessings, und somit durch tägliches Anschauen mit diesen verehrten Zügen vertraut, allerdings vor vielen Anderen im Falle waren, ein Bild wie das in Rede stehende zu erkennen, an dem Tausende unserer Landsleute achtlos vorübergegangen sein mochten.

Sobald ich es ohne Gefahr kann, was hier natürlich nicht wohl möglich, werde ich unsern Fund photographiren lassen und Euch ein Exemplar zusenden. Bis dahin müßt Ihr Euch mit der Beschreibung begnügen.

Das Bild, in Oel und für die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr brav gemalt und geistreich aufgefaßt, ist ein Brustbild von nahezu voller Lebensgröße, einen Fuß sieben Zoll rheinländischen Maaßes Höhe und gegen vierzehn Zoll Breite. Der Kopf ist ein feines Oval, der Haaransatz senkt sich etwas nach der Mitte der Stirn und hebt sich nach den Schläfen zu. Das gepuderte Haar ist in je einer Locke an den Seiten aufgerollt, während die Schleife des Haarbeutels am Nacken hervorsieht. Die Züge und Formen des Kopfes sind von einer außer-

ordentlichen Regelmäßigkeit und Schönheit, die dunklen Augenbrauen sanft geschwungen, der Aufschlag der großen leuchtend blauen Augen äußerst mächtig und dabei doch von gewinnender Freundlichkeit. Die Nase an der Wurzel leicht eingedrückt, springt sanft hervor, die Nasenflügel sind stolz und heiter geschwellt. Vor allem aber sind die feingeschnittenen beredten Lippen und das runde kräftige Kinn von einer außerordentlichen Anmuth. Gekleidet ist die breitbrüstige und doch leichte Gestalt mit einem Rocke von blaßblauem Tuche ohne Kragen mit goldenen Knöpfen. Eine weiße farbig gestickte Weste und ein Spitzenjabot sehen unter dem geöffneten Rocke hervor; um den Hals ist ein weißes Halstuch leicht geschlungen.

Das Alter, in welchem er dargestellt erscheint, ist das eines angehenden Dreißigers. Doch fehlt es mir natürlich an aller und jeder Kunde über den Maler von dem, und über die Zeit und den Ort, wo es gemalt, sowie über die Art und Weise, auf welche es nach Rom gekommen sein mag, denn daß es in Rom selbst gemalt sein könnte, ist mir sehr unwahrscheinlich. Lessing verweilte auf seiner unglücklichen Hetzreise durch Italien nicht viel mehr als vierzehn Tage in Rom, und außerdem widerspricht auch das Alter von sechsundvierzig Jahren, in welchem er damals stand, einer solchen Annahme. Eher scheint es mir, daß das Bild zu der Zeit gemalt wurde, wo Lessing mit dem jungen reichen Leipziger Winkler seine Reise machte, oder wenn später, zur Zeit seines Berliner Aufenthalts, kurz zuvor, ehe er zu Tauenzien ging. Möglich, daß der Maler es für sich behielt und auf seiner Reise nach Rom mitnahm, wo es dann eben jene Reihe von Schicksalen durchlebte, an deren Ende ich ihm an der schmutzigen Klostermauer von San Giuseppe zu begegnen das Glück hatte. Die Hauptsache ist und bleibt bei solcher totalen Unmöglichkeit der Ermittelung näherer Nachrichten, daß es eben unwidersprechlich das Portrait Gotthold Ephraim Lessings ist.*)

---

*) Späterer Zusatz: Auch Herr Direktor C. F. Lessing zu Karlsruhe, der Großneffe Lessings, dem ich durch einen Freund, Dr. Anton Dohrn, eine Photographie des Bildes vorlegen ließ, erkannte, wie mir der zuletzt Genannte schrieb, sofort in demselben das Portrait seines berühmten Ahnherrn.

Der Palatin und seine Ruinen.

Rom, im März 1867.

Seit meiner Abwesenheit von Rom ist einer der schönsten Punkte der ewigen Stadt, die herrliche Villa Mill's auf dem Palatin, für die Welt verloren gegangen. Mein erster Weg nach dem Kaiserhügel, diesem Scherbenberge der alten Caesarenmajestät, war dem Besuche dieser Villa zugedacht, in deren Gärten ich viele der glücklichsten Stunden meines ersten römischen Aufenthaltes genossen hatte.*) Aber ach! als ich auf dem wohlbekannten engen Mauerwege der rechts vom Titusbogen ab zu ihr hinaufführt, an das hohe Eingangsthor gelangt war, hatte ich den Schmerz zu erfahren daß seit zehn Jahren Pio nono die reizende Villa einer Congregation von Nonnen irgend welchen Ordens als Kloster überwiesen habe, und daß also seitdem dieser bei weitem schönste Theil des Palatin für die ganze übrige Welt hermetisch verschlossen sei. Es war keiner von den sanftesten Ausrufen, der bei dieser Nachricht den Zaun meiner Zähne durchbrach; aber wer je das Glück hatte von diesem Punkte aus, zwischen den Rosenhecken der Villa hingestreckt, den Palatin und Rom, das alte und neue, mit Strom und Hügeln, Campagna und Albanergebirge, zu überschauen, wird mich nicht zu hart für den Fluch verdammen, den ich auf dies elende Pfaffenregiment hinabrief, das zum Besten für zehn alte oder meinetwegen auch junge Frauenzimmer, die ganze gebildete Welt der nach Rom pilgernden Menschheit eines der schönsten und erinnerungsreichsten Plätze beraubt. Wie man mir sagte ist daneben noch ein ganz besonderer Akt der Barbarei begangen worden. Ein Portikus der Villa war von Giulio Romano mit Fresken ausgemalt, die neuerdings von Camuccini restaurirt worden waren. Aber die

*) S. Ein Jahr in Italien II. 230—231. (3. Aufl.)

frommen Nonnen nahmen Anstoß, — oder vielleicht nahmen ihn geistliche Mitglieder des anderen Geschlechts für sie — an den nackten Gestalten der Fresken, und so fielen die letzteren als Opfer der Keuschheitsdisciplin! Ich ging traurig zu Hause und las in meinem eigenen Buche nach, wie unvergleichlich schön es an einem sonnigen Herbst- oder Frühlingstage sich dort oben vor zweiundzwanzig Jahren träumen ließ, wenn man müde vom Sehen und Besehen sich hinaufflüchtete zu diesen breiten Laubgängen von Wein und Rosen, zu diesen Lorbeer-, Myrthen- und Oleandergebüschen, aus denen dunkle Cypressen hoch hinauf in die Lüfte ragten. Und wenn Ihr nach mir, wie Ihr vorhabt, Rom besucht, werdet Ihr Euch bescheiden müssen, ebendasselbe zu thun; denn schwerlich wird die Villa Mills wieder werden was sie für die Besucher Roms war, ehe nicht Rom selbst geworden ist, was es werden muß, die Hauptstadt des neuen Italiens.

Die Villa selbst datirt aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wo das fürstliche Haus der Mattei sie anlegte. Nach den Mattei waren die Spada und andere römische Edle ihre Besitzer, bis sie 1777 in den Besitz eines Franzosen Rancoureil gelangte, welcher die Reste der auf dieser Stelle des Palatin vorhandenen Kaiserpalastbauten, und zwar des Wohnhauses von Kaiser Augustus und seiner Livia, aufgrub, plünderte, theilweise zerstörte, und schließlich die aufgegrabenen Gemächer verschütten ließ. Nach ihm kaufte sie der Oestreichische Botschafter, von dem sie 1818 der englische Alterthumsforscher Sir William Gell erwarb. Dieser überließ sie seinem Freunde Charles Mills, von dem sie seitdem den Namen führte, während sie früher unter dem Namen Villa Palatina bekannt war.

Da ich einmal beim Palatin und den Kaiserpalästen bin, so will ich Euch doch gleich über Beide ein wenig im Allgemeinen zu orientiren versuchen. —

Wie Cäsar allen Kaisern, so hat sein Neffe allen Fürstenwohnungen dadurch daß er seinen Herrscherwohnsitz auf dem Palatinischen Hügel aufschlug, ihren Namen gegeben, und schon im Alterthume ward die Wohnung des römischen Kaisers, auch wenn sich derselbe außerhalb Roms aufhielt, wie ein alter Schriftsteller zu Anfange des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung berichtet, stets Palatium genannt.

Das Plateau dieses Hügels, des Palatin, hat einen Umfang von

etwa $^3/_8$ deutschen Meilen. Von alle den Prachtpalästen, mit denen ihn vorzugsweise die Kaiser des Julischen und Flavischen Hauses bedeckten, und denen noch spätere Kaiser, wie Septimus Severus, großartige Bauten hinzufügten, sind jetzt, außer einigen formlosen, hoch in die Luft starrenden Mauertrümmern, nur noch auf der Südseite kolossale Ruinen von Unterbauten und Fundamenten zu sehen, welche die neuesten französischen Ausgrabungen bloß gelegt haben; letzteres sehr zum Schaden des hochpoetischen und malerischen Eindrucks jener von Vegetation freundlich umwucherten Ruinenwelt, wie ich sie noch bei meinem ersten Besuche Roms zu schauen den Genuß gehabt hatte.

Der Palatin streckt sich von Nordost nach Südwest in einer Länge von einer starken Viertelstunde und ist gegenwärtig unter nicht weniger als ein halb Dutzend verschiedene Eigenthümer getheilt. Der Theil des Plateaus, welchen früher die Farnesischen Gärten einnahmen, der größte von allen gehört seit 1861 durch Kauf dem Franzosenkaiser. Die westliche Ecke des Hügels oberhalb der Kirche der heiligen Anastasia, früher Vigna Nussiner geheißen, war bis vor Kurzem Eigenthum des Kaisers Nikolaus von Rußland, dessen Nachfolger sie der Stadt geschenkt hat. Eine dritte Abtheilung bildet die eben zuvor genannte Villa Palatina (V. Mills), die unvergleichlich schöner ist oder war als die Farnesischen Gärten und alle anderen zugänglichen Theile des Palatin. Ihr gegenüber ist das Kloster von S. Bonaventura mit seinen Gärten der vierte Insasse auf dem alten Kaiserhügel, und zwar auf dem Boden eines Theiles von Nero's goldenem Hause, während ihr südwestlich zur Seite die Roncionischen Gärten liegen, in welchem die Antiquare eine Rennbahn entdeckt zu haben meinen. An die Weingärten des Klosters Bonaventura stößt sechstens, in gleicher Richtung mit denselben sich längs und über der Via di S. Gregorio hinstreckend, die Vigna di S. Sebastiano mit den Trümmern des Claudischen Aquädukts, welcher Nero's goldenem Hause das Wasser zuführte, und des Severischen Septizoniums. Der siebente und letzte Mitbesitzer des Palatin endlich ist das Collegio Inglese oder wem jetzt der Weinberg gehören mag, der noch immer den Namen Vigna del Collegio Inglese führt. Diese Vigna muß man aufsuchen, wenn man von der Grandiosität der römischen Kaiserpaläste, von denen hier die kolossalsten aller Trümmer des ganzen Palatin sich finden, einen Begriff haben will.

Dahin begaben wir uns denn auch nachdem man uns von der Kloster gewordenen Villa Mills abgewiesen hatte. Der Eingang liegt an der Via dei Cerchi, so benannt von der größten aller römischen Rennbahnen, dem Circus maximus, dem zur Seite sie sich am Südwestabhange des Palatin hinstreckt. An der Thüre eines armseligen Winzerhäuschens liest man die mit Kohle geschriebene Inschrift: Ingresso all palazzo de' Cesari, Eingang zum Palaste der Cäsaren! Von keinem Prätorianer angehalten steigen wir eine enge ausgebröckelte Stiegentreppe hinauf zur Spitze des Hügels zu dem sich chaotische Trümmer von Mauern und Pfeilern, Bogen und Wölbungen hinan thürmen. Wettergebräunte und brandgeschwärzte Bausteinmassen, Reste von Nero's Prachtbauten, umflossen von dem lichten Blau des Himmels, starren empor aus einer üppigen Vegetation, die in ewig erneuter Jugend hinaufklimmt zu den Mauern, die Verwüstung des Alters liebevoll verdeckend und an die Stelle des verschwundenen Marmorgetäfels die nackten Wände mit ihrem jungen Grün bekleidend. Keine menschliche Seele war ringsum zu sehen, denn selbst der Custode, den wir gleich unten mit einem Paul ablohnten, war zurückgeblieben in seiner Eingangshütte. Nur ein paar Ziegen grasten in den ehemaligen Prunkgemächern. Nichts rührte sich in den stolzen Vorhallen und Höfen, auf deren Schutt sich Weinpflanzungen und Gemüsegärten hinziehen. Wir stiegen langsam die Höhe hinauf und einen stehengebliebenen mit Buschwerk bewachsenen Gewölbbogen überschreitend lagerten wir uns auf dem etwa zwanzig Schritte breiten und sechszig langen Estrich des oberen Stockwerks eines aufrecht gebliebenen Flügels, der vielleicht zu Nero's goldenem Hause gehört, und auf dem auch bereits die Natur mit Gebüsch und Blumen, mit Epheu und würzigem Krautwerk ihr liebevoll verhüllendes emsiges Werk gethan hatte. Die kolossalen Trümmermassen um uns her spotten jeden Versuchs einer Erklärung ihres Zusammenhangs und ihrer einstigen Gestalt, aber wir bekümmerten uns auch nicht um eine solche, sondern ließen in gedankenvollem Ausruhen unsere Blicke rings umher schweifen auf die Aussicht zu unseren Füßen. Und welche Aussicht! Rechts am Abhange des Aventinberges die Ruinen der Thermen Caracalla's*) ihre dunkeln

---

*) S. Ein Jahr in Italien II. 256—262.

braunrothen Ziegelmassen in die Lüfte streckend; zu unserer Linken das gewaltige Eirund des Kolosseums, das aussah wie die zerbrochene Schaale des Riesenei's, aus dem Rom und die römische Welt entstanden; um uns her und unter uns das Getrümmer und Pfeilerwerk alter Wasserleitungen und Paläste, chaotisch durcheinandergeworfen, und über das Alles hinweg das ganze Sabiner- und Albanergebirge in entzückender purpurner Bläue, besäet mit schimmernden Städtchen, hell erglänzend im goldenen Frühlingssonnenscheine, während das Auge zur Rechten hinüberschweifend den Streifen des Meeres und die Strandthürme von Astura gewahren mag. Welch ein Anblick muß es gewesen sein, den die alten Weltbeherrscher von den Söllern ihrer marmor- und goldstrahlenden Paläste, umgeben von zauberischen Gärten, hier oben genossen, als alle diese Trümmer noch in unverletzter Herrlichkeit mit ihren Säulen und Marmorhallen dastanden, Wunder der Welt und das Staunen aller derer, die aus allen Theilen des römischen Weltreichs herbeiströmten die Stadt der Städte zu schauen! Hier begreift man die Empfindung, welche den alten Dichter Horaz in seinem Festgesange zur Säkularfeier der Gründung Roms vor nahezu zweitausend Jahren den Alles schauenden Sonnengott mit jenen Versen apostrophiren ließ, die ich auf diesen Trümmern liegend, ich der „Barbare" aus dem fernen düstern Norden, mit tiefer Bewegung las:

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Nasceris, possis nihil Urbe Roma
Visere majus.

O heil'ge Sonne, die herauf den Tag,
Hinab ihn führst auf deinem Strahlenwagen,
Stets neu und stets dieselbe doch, — wie mag
Sich Größeres dir je entgegentragen,
Als Rom, der Städte Stadt!

Rom, im März 1867.

Da dieser Brief sich bisher ausschließlich mit dem Palatin und seiner Trümmerwelt beschäftigt hat, so will ich hier gleich zum Schlusse noch etwas von den neueren Ausgrabungen sagen, welche an den verschiedenen Stellen desselben neuerdings vorgenommen sind und noch vorgenommen werden.

Neulich gingen wir, auf Gervinus Zureden, der uns nicht genug davon zu erzählen wußte, nach der Kirche der heiligen Anastasia am westlichen Fuße des Palatin, wo wir uns die Ausgrabungen unter und hinter der Kirche zeigen ließen. Es sind Gewölbe altrömischer Bauten, Ziegelbauten untermischt mit Quadermauern von Peperin, zu denen man eine Treppe mit Fackellicht hinabsteigt, — ein labyrinthisches Chaos, das jetzt, wie der Führer behauptete, wohl fünfundsechzig Palmi, also einige vierzig und mehr Fuß tief unter dem heutigen Straßenpflaster der Via dei Cerchi liegt. Man hält sie für Vorraths- und Kaufgewölbe, die sich am Circus maximus hinzogen. Bruchstücke von allerhand Marmorkunstwerken, auch Menschen- und Thiergebeine hat man dort aufgefunden. Unter dem Mauerwerk war Einiges, das mir weit älteren Ursprungs als die Ruinen der Kaiserzeit zu sein schien, und man sah wieder einmal recht, was alles seit den dritthalbtausend Jahren seines Bestehens in diesem Rom nach und nach übereinander gethürmt worden ist. Oben in der Kirche feierten sie die vierzigstündigen Festgebete und hier unten standen wir vor Mauertrümmern aus der Romulischen Zeit und vor Gewölben aus den Tagen der alten Imperatoren, die selbst schon wieder die Romulische Zeit um ein Jahrtausend hinter sich hatten.

Von da, wieder an's Licht gestiegen, hatten wir nur ein paar hundert Schritte bis zur Vigna Nussiner an der Via di San Teodoro, von der ich Euch oben erzählt, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland sie zur Zeit seines Besuchs von Rom*) zum Behufe anzustellender Aus-

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 386—391.

grabungen angekauft habe. Man hat denn auch allerhand Gemächer aufgegraben, die, wie die Antiquare meinen, als Wohnräume für die niedere Hofdienerschaft des Palatiums gedient haben mögen. Sie sind zum Theil noch, wiewohl roh, bemalt und nebenbei, nach Art solcher Räume, mit allerhand aufgekritzelten Namen und Zeichnungen (sogenannten Graffiten) bedeckt, wie sie auch heute noch wohl in Gesindestuben vorkommen. Das interessanteste derselben ist jedoch nicht mehr an Ort und Stelle vorhanden. Es war ein Spottbild auf die Christen, dergleichen sich heimliche auch wohl unter der kaiserlichen Dienerschaft befinden mochten, und stellte einen solchen „Christianer" (Tacit. Ann. XV. 45) dar, der vor einem durch einen Thierkopf entstellten Gekreuzigten betete! Es soll in das Museum Kircherianum versetzt sein, wo ich es aufzusuchen gedenke. — Nicht weit vom Eingange aber steht ein merkwürdiges Monument uralt-heidnischer Religion, das gleichfalls bei diesen Ausgrabungen entdeckt wurde. Es ist ein antiker Altar mit einer Inschrift. Er besteht aus einem auf einer Substruktion von Backsteinen ruhenden länglichen Travertinblock, auf welchem, abgesondert durch einen abgerundeten Einschnitt, der eigentliche, im Style des Scipionensarges verzierte, wohl aus der früheren republikanischen Zeit stammende Altar sich erhebt. Die Inschrift auf der vorderen Langseite, in großen Buchstaben geschrieben, lautet:

Sei Deo sei Divae sac.
C. Sextius. C. F. Calvinus Tr.
de Senati sententia restituit

und lehrt, daß der Altar zu dem Zwecke geweiht war, um darauf solche Opfer darzubringen, für welche weder die Ritualbücher noch die Sibyllinischen Bücher Aufschluß im Betreff der Gottheit gaben, der in dem fraglichen Falle Dank dargebracht werden oder eine Bitte vorgelegt werden konnte. In solchen Fällen wandte man sich, wie aus der Inschrift hervorgeht, mit Dankgebet oder Bitte um Hülfe an „die betreffende Gottheit, welche und welchen Geschlechts sie sein mochte." Man sieht, die römische Religion ging vorsichtig zu Werke, indem sie zu ihren zahlreichen bekannten Göttern auch noch eine „unbekannte Gottheit" fügte, die man durch Unterlassung ihrer Verehrung nicht zu beleidigen Vorsorge trug.

Von den Ausgrabungen, mit denen Napoleon III. seit sechs Jahren

die Romantik der Farnesischen Gärten*) in eine architektonische Scherbenstätte verwandeln läßt, wird Euch Fanny geschrieben haben, der diese Umwühlungen noch weniger als mir gefallen. Einen ernsthaften Bericht darüber könnt Ihr übrigens in dem Pariser Journal „L' Illustration" (Nr. 1252 u. 53) finden, die Euch ja in Lille zur Hand ist. Mir fielen beim Anblick dieses wühlenden Aufgrabens der von der Geschichte vernichteten und von der Natur liebevoll bestatteten Trümmer alter Pracht und Herrlichkeit immer die schönen Worte ein, mit welchen der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Roms seine Besprechung der „Mirabilien" begleitet, welche das archäologische Wissen von Rom im zwölften Jahrhundert enthielten: Es lehre dies Buch „die tragische Macht der Zeit, welche alle Größe der Geschichte als ein Märchen im Menschengemüth versenkt, und alle Fülle der Vergangenheit epochenweise mit Schutt bedeckt. Dann gräbt das erinnernde Menschengeschlecht darin umher, um mit großer anspruchsvoller Mühe wieder, und doch kaum halb, zu wissen, was einst jedes Kind an Ort und Stelle gewußt hat!" Vielleicht dachte Gregorovius dabei an das Wort jenes großen Berliner Philologen, der ebenfalls meinte, daß alle archäologischen Akademien Europa's viel darum geben würden, wenn sie nur ein paar Stunden lang einen athenischen Gassenjungen über Athen, oder einen römischen über das alte Rom ausfragen könnten. — Mögen mich die Archäologen einen Romantiker schelten, — ich halte es mit dem eben genannten Geschichtsforscher, wenn er an derselben Stelle seines Werkes ausruft: „Es ist überaus reizend sich zu denken, wie Rom im zwölften Jahrhundert aussah, wo seine majestätischen Ruinen noch nicht, wie heute, als traurige Skelette und abgegriffene Illustrationen einer Wissenschaft künstlich gereinigt und umgraben abgezirkelt dastanden, sondern in waffenstarrende Thürme wilder Barone und malerische Wohnungen verwandelt waren, oder der Verwilderung der Natur überlassen sagenhaft und schön in Epheuranken vor dem Forscher sich verschleierten."

---

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 280—282.

Die Passeggiata.

Rom, 24. März 1867.
(Fanny's Geburtstag.)

Dieser Brief, mein lieber Edo, von einem Festtage zum andern gehend, soll Dich zum 27. März begrüßen und Dir zu demselben alle die guten Wünsche bringen, die ich für Dich hege. Ich schreibe am Tage des Frühlingsanfanges; möge das für Dein nächstes Lebensjahr ein Zeichen von guter Vorbedeutung sein! — —

Frühlingsanfang unseres Kalenders ist aber nicht Frühlingsanfang in Rom, denn diesen haben wir bereits seit mehr als sechs Wochen hier genossen. Es ist mit den Jahreszeiten hier im Süden, und zumal mit dem Frühlinge, denn doch ein ander Ding als bei uns. Der geistvolle amerikanische Dichter Hawthorne bemerkt darüber bei der Schilderung eines Spaziergangs in der Villa Borghese zu Anfang Februar eben so fein als richtig: Beginn und Fortschritt der Vegetation sind in diesem milden Klima weniger plötzlich als der Bewohner des kalten Nordens zu beobachten gewohnt ist. Der weit früher, schon im Februar beginnende Frühling wird nicht getrieben sich mit solcher Kopfüberhast wie bei uns in den Sommer zu stürzen. Man hat Zeit, bei jeder sich erschließenden Schönheit zu verweilen, das knospende Laub, das zarte Grün, die süße Jugend und Frische des Jahres zu genießen. Er entfaltet und giebt uns seinen jungfräulichen Mädchenreiz vollauf zu genießen, ehe er in den Sommer der Ehe übergeht, der hinwiederum nicht so rasch sich zum matronenhaften Herbste ernüchtert. In unserm Klima eilt der Frühling, spät anbrechend, meist allzu hastig in das Brautbett des Sommers; aber hier, nach einem oder zwei Monaten freundlichen Wachsthums sind die Blätter der jungen Bäume, welche diesen Theil des Parks Borghese nahe der Stadtmauer bedecken, noch immer in ihrer zarten Halbent-

wicklung." Dies ist vollkommen wahr und richtig, und ich, der ich die langsame sanfte Entwickelung des Frühlings so sehr liebe, genoß und genieße dieselbe hier in diesem langen Frühling mit immer neuem Entzücken, selbst auf Kosten der Kunstgenüsse, die der Besuch der unermeßlich reichen Gallerien und Sammlungen gewährt. Vielleicht ist es auch die sanfte Müdigkeit des nahenden Alters, begleitet von der zurückgebliebenen Schwäche nach zwei schweren Krankheiten, was diese Neigung, mich ganz dem Naturgenusse hinzugeben, noch steigerte. — Alles, was ich sagen kann, ist, daß wir das Glück, in dieser Natur zu leben, die milde Luft dieses Frühlings zu athmen, die Schönheit dieser Vegetation, die Herrlichkeit dieser Landschaft immer wieder zu schauen, mit dem vollen Bewußtsein ihres Werthes genießen, und mehr als einmal Euch, ihr Lieben, dabei an unserer Seite wünschen.

Seit vierzehn Tagen trinke ich Molken und gehe dabei vor dem Frühstücke Morgens ein Stündchen auf der Passeggiata, den unserer Wohnung auf der Via Sistina nahe gelegenen Anlagen des Monte Pincio, spazieren, der schon im Alterthum „der Hügel der Gärten" (collis hortulorum) hieß und jetzt die schönste öffentliche Promenade Roms und vielleicht der Welt bildet. Ich will versuchen, Euch davon eine kurze Beschreibung zu geben, bei der Ihr Euren Plan von Rom zur Hand nehmen mögt.

Wenn man von Norden her auf der alten Poststraße sich Rom nähert und nach Ueberschreitung der Tiberbrücke Ponte Molle durch die fast eine halbe Stunde lange Vorstadt, die einzige, welche Rom hat, an das „Volksthor", die Porta del Popolo gelangt, so steigt linker Hand, hart an Thor und Stadtmauer, und von letzterer eingefaßt, der Monte Pincio empor und streckt sich von Nordwest nach Südosten zu in einer Ausdehnung, wie etwa der Weg vom Berliner Siegesthor bis zur Schloßbrücke, zu einer Thalsenkung hin, aus der sich ein zweiter Hügel, der Quirinalische, emporhebt, an den sich wieder zwei andere Höhen, der Viminalische und der Esquilinische Hügel, die Höhenreihe dieser Seite der Stadt fortsetzend anschließen. Diese Hügelreihe, vorzugsweise i Monti und ihre Bewohner, die Montigiani geheißen, bildet die nordöstliche Einfassung der Stadt, welche in dem Thale zwischen jener Einfassung und den ihr gegenüberliegenden, etwa eine Gehstunde entfernten Höhenzügen

des Janikulus und des Vatikanhügels, von der Schlangenwindung des Tiber durchflossen, in dem Thale sich hinbreitet, aus dem sich die drei vereinzelten Hügel, der Kapitolinische, der Palatinische und der Aventin emporheben.

Auf dem letzten Ausläufer des Pinciohügels liegt nun unsere Via Sistina. Sie streckt sich von der Mitte desselben, von der Kirche Trinità dei Monti, mit ihrer Fortsetzung der Via Felice in schnurgrader Richtung abwärts zum Platz Barberini hinab in die Via Quattro Fontane, den Quirinalberg hinauf und wieder hinab bis zum Viminalhügel, auf dessen breiten Rücken die stolze Basilika von Santa Maria Maggiore mit ihrer Säule und ihrem Obelisken thront, welche beide letzteren wir, obschon sie durch den dazwischen liegenden Höhenzug des Quirinal zu mehr als drei Vierteln unseren Blicken entzogen sind, dennoch aus unserem Fenster in die Lüfte ragen sehen. Um Euch einen Begriff von römischen Entfernungen zu geben, bemerke ich, daß der Weg vom Anfang unserer Straße bis nach Santa Maria Maggiore gegen dritthalbtausend Schritte und von dort in ziemlich gleicher Richtung bis zum Lateran und dem Thore San Giovanni noch gegen zweitausendsiebenhundert andere beträgt, zusammen genommen eine ganz artige Strecke. —

Intervalla vides humane commoda!*)

wie schon der alte Ironiker Horaz von den römischen Stadtentfernungen ausruft.

Desto kürzer ist dafür unser Weg nach der entgegengesetzten Seite hin zur Passeggiata des Monte Pincio. Denn von unserer Wohnung bis zum Obelisken vor der Kirche Trinità de' Monti über der spanischen Treppe sind es nur dreihundert, von dort bis zum Eingangsthore der Passeggiata an der Villa Medici ebensoviel Schritte, und den ganzen Weg von unserer Thüre bis zum nördlichen Ende der Passeggiata mache ich in höchstens vierzehn bis fünfzehn Minuten, denn das ganze längliche Viereck des Plateaus, welches die Gartenanlagen derselben einnehmen, ist nicht über vierhundert Schritte lang und etwa dreihundert Schritte breit. Und dennoch ist dieser kleine Raum einer der entzückendsten Spaziergänge

*) Artige Weg-Entfernungen sind's, wie Du siehst!

auf der Erde, ein Platz, der eigentlich nirgend seines Gleichen hat. Seit ich ihn zuletzt im Jahre 1846 gesehen, ist er noch vielfach gärtnerisch verschönert worden, und selbst die kurzlebige römische Republik von 1849 glorreichen Andenkens hat ihm ihre Sorge gewidmet. Er ist zugleich der einzige Ort in Rom, der nicht von Bettlern betreten werden darf, und wo man allein von diesem Ungeziefer des römischen Elends sicher athmen kann. Morgens früh ist nur selten ein oder der andere Spaziergänger dort zu sehen, und wir genießen dann, wie heute und all' die Tage her, fast ganz allein die Herrlichkeit. Aber Nachmittags von drei Uhr ab belebt er sich von Hunderten eleganter Karossen der römischen Aristokratie, von Fahrenden, Reitern und Spaziergängern aller Nationen. Heut ist obenein Musiktag, kommt also mit mir hinaus, ich will Euch führen. Wir gehen vorbei an der Kirche Trinità dei Monti und ihrem Obelisken, zu welchen vom spanischen Platze aus die kolossale marmorne Prachttreppe, vorzugsweise die Scalinata genannt, mit ihren hundertzweiunddreißig Stufen in vier Absätzen und einer Breite gleich der der breitesten Berliner Straßen, zum Pincioberge hinauf führt. Sie heißt gewöhnlich die spanische Treppe, obschon es ein Franzose, der Kardinal Fürst Polignac war, der sie in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut hat. Wir schreiten den sachtansteigenden breiten Fahrweg hinan, der mit bereits grünbelaubten Bäumen besetzt bis zu dem hohen eisernen Gitterthore an der Villa Medici führt, wo die eigentliche „Passeggiata" beginnt, und an dessen Eingange wir für ein paar Bajocchi die schönsten Sträuße duftiger Veilchen kaufen. Der chaussirte Weg, gegen die Stadt hin mit einer niedrigen Steinbalustrade eingefaßt, führt von dort weiter auf das obengenannte viereckte Plateau des Hügels, welches den eigentlichen Hauptplatz der Passeggiata-Anlagen bildet. Der ganze Abhang des Hügels, gegen die Stadt hin, ist von sorgfältig gepflegten Blumengärtnereien eingenommen. Die Levkoien stehen in voller Pracht mit unzähligen anderen Blumen und blühenden Gewächsen, die einen entzückenden Duft verbreiten. Das Plateau selbst, in dessen Mitte eine über vierzig Fuß hohe Palme ihre Majestät ausbreitet, ist von einem breiten Fahr- und Reitwege eingeschlossen, dem zur Seite unter immergrünen Eichen sich ein gleicher Kiesweg für die Fußgänger hinzieht. Das Viereck, welches diese Wege einschließen, bildet einen mit Buchsbaum und Lorbeer eingefaßten großen

Blumengarten, von wohlgehaltenen Wegen mäandrisch durchkreuzt, von marmornen Springbrunnen durchrieselt, und mit allen erdenklichen horti-kulturistischen Ziergewächsen aller Klimate und Jahreszeiten bedeckt, über welche die breitgeästete Pinie und die immergrüne Eiche, der schlanke Lorbeerbaum und die majestätische Cypresse mit ihrer obeliskenartigen Flammenspitze sich in die Lüfte strecken. Ueberlebensgroße Marmor-büsten aller großen Denker und Dichter, Gelehrten, Künstler und Staats-männer Italiens aus alter und neuerer Zeit, auf marmornen Hermen-piedestalen, jede von einem Lorbeerbaum überschattet, der seine jetzt in voller Pracht stehende Blüthenfülle auf sie niederstreut, erinnern überall an den Genius des Volks, das sie der Welt gegeben hat. Zu unseren Füßen aber liegt die Stadt der Städte mit ihren unzähligen Kirchen-kuppeln und Palästen, die wie Riesen über dem Häusergewirr aufragen, eingefaßt von den Bergzügen des Janikulus und des Monte Mario im Osten, und über alle Bauten hervorragend Sankt Peters Dom und Kuppel, das stolze Symbol des weltumfassenden Katholizismus, und der Vatikan, die Burg seiner Herrscher. Wir treten heran an die marmorne Brustwehr, die das Plateau nach dieser Seite einfaßt, und schauen hinab auf die Piazza di Popolo, in deren Mitte der über dreitausend Jahre alte hundertundzwölf Fuß hohe Granit-Obelisk des Aegypterkönigs Menephta sich erhebt, der schon aufgerichtet stand in seiner Heimath, als an Rom noch nicht gedacht ward, und zu dem schon Moses und die Seinen staunend hinaufschauten. Von diesem Platze aus führt ein breiter gelinder Fahrweg in terrassirten Windungen die zahlreichen Equi-pagen hinauf, die aus dem Corso kommend die reiche und vornehme Welt der Einheimischen und Fremden zur Pincio-Promenade hinführen. Da rollen sie heran in unabsehlicher Folge, von der schwerfälligen wunder-lich aufgeputzten Kardinalskarosse mit den drei hintenaufstehenden Be-dienten, bis zum eleganten Tilbury und dem bescheidenen Droschken-Ein-spänner. Oben angelangt machen sie theils die Umfahrt um das Pla-teau, um die Aussicht zu genießen, theils halten sie gegenüber dem Obe-lisken, den einst Kaiser Hadrian seinem Lieblinge Antinous zu Ehren errichtete, auf dem breiten, altanähnlichen, etwa hundert Schritt in's Gevierte einnehmenden Platze, um den spazierengehenden Bekannten Ge-legenheit zu geben, mit den Insassen der Wagen Conversazione zu machen.

Und wie Rom seit Jahrhunderten das Asyl vertriebener oder abgetretener Herrscher und Herrscherinnen war, so sehen wir in der bunten Reihe der Wagen auch König Ludwig von Baiern, König Franz von Neapel, seine Gemahlin und seine Mutter, die Wittwe König Bomba's, mit ihren Kindern, ernsthaft und schweigend daherfahren.

Inzwischen beginnt auf dem anstoßenden Platze der Riesenpalme ein Militair-Musikkorps seine lustigen Weisen. Tausende von Hörern bilden stehend oder sitzend auf den eleganten Miethsstühlen von elastischem Eisenblech oder auf den für Jedermann freien Marmorbänken sitzend, einen Kreis, der bunter und farbiger nirgends gefunden werden mag. Schwarzröckige Priester jeden Alters, Mönche aller Orden, von dem vornehmen Benediktiner bis zum barfüßigen Franziskaner und dem dehmüthigen bärtigen Kapuziner, Zöglinge der verschiedenen geistlichen Seminare, Soldaten aller Waffengattungen, Jäger und Antibojani (Legionaire von Antibes), behelmte Dragoner und päpstliche Gensd'armen mit den großen Zweispitzhüten und gelben Bandelieren, vor allen aber päpstliche Zouaven aller Nationen und aller Stände, von dem gelbbehandschuhten französischen Grafen und Fürstensohne bis zu den kehlabschneiderischen Physiognomien des Auswurfs aller Länder, endlich Männer, Frauen und Kinder aller Nationen und aller Sprachen bewegen sich im buntesten Durcheinander, während rothbestrümpfte Kardinäle und violetstrümpfige Monsignoren von ihren Dienern gefolgt langsam vorüberspazieren; und auf alle hernieder lacht der blaue sonnendurchblitzte Frühlingshimmel, der sich über der ewigen Stadt wölbt.

Es sind nun schon über drei Monate, daß ich fast täglich dieses Schauspiels genieße, ohne desselben müde zu werden. Aber am schönsten ist es auf dem Pincio doch in der stillen Morgenfrühe, wenn wir auf unserm Lieblingsplätzchen unter der Marmorstatue Rafaels sitzend das endlose Blühen um uns her genießen, gedenkend vergangener glücklicher Tage der Jugend, die wir auf dieser selben Stätte mitsammen verträumt. Auch der alte König Ludwig von Baiern scheint unsere Vorliebe für den Monte Pincio in dieser Morgenfrühe zu theilen, denn wir begegnen dem Greise dort fast täglich auf seinem einsamen Morgenspaziergange.

Nur Eins fehlt dem Pincio zur Vollkommenheit: ein freier Ausblick auf die Campagna und auf das Sabiner- und Albanergebirge, den

man nur von der Terrassenboccage der anstoßenden Villa Medici haben kann. Aber diese wird seit mehreren Jahren von dem dort wohnenden Direktor der französischen Kunst-Akademie hermetisch verschlossen gehalten, und selbst das Angebot eines reichlichen Trinkgeldes, mit dem doch sonst in Rom fast jedes Schloß zu öffnen ist, blieb fruchtlos, so gern wir auch diesen unsern Lieblingsplatz*) wiedergesehen hätten. Ueberhaupt ist es in Rom seit den letzten zwanzig Jahren in dieser Beziehung schlimmer geworden. Gärten und Villen, wie z. B. die herrliche Villa Wolchonsky, zu der alle Fremden sonst freien Zutritt hatten, sind jetzt nur gegen einzuholende Erlaubnißkarten an einem bestimmten Tage zu sehen, — Dank der Ungezogenheit einer gewissen Klasse von John Bull's und Bruder Jonathan's, deren rücksichtsloses Gebahren selbst römische Nachsicht endlich ermüdet hat.

In der Campagna.

Rom, Ende März 1867.

Seit das Wetter schön ist — und es ist seit Wochen und Wochen von einer wahrhaft entzückenden Frühlingsschönheit — geht es uns wie es im Goethe'schen Liede heißt:

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?

Es ist die römische Campagna, die diesen Zauber übt, und wenn Ihr an uns denkt, so mögt Ihr Euch vorstellen, wie wir in den Nach-

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 526.

mittagsstunden bis gegen Untergang der Sonne fast täglich zu einem oder dem andern Thore Roms hinausziehen — zu Wagen versteht sich, denn für Fußtouren reichen die Kräfte nicht aus — um sie in ihrer vollen Frühlingsherrlichkeit zu genießen. Stundenweit fahren wir hinaus und durchstreifen sie in allen Richtungen, die frühlingsgrüne von Lerchenwirbel erfüllte, wellenhüglige Campagna di Roma, mit ihren riesigen Wasserleitungsbogen von Epheu umgrünt und von Rabenschwärmen umfittigt, mit ihren unzähligen Trümmern altrömischer Prachtvillen und Grabdenkmäler, ihren einsam verwitternden mittelalterlichen Raubthürmen, ihren Heerden weidender Ziegen und Schafe, breitgestirnter silbergrauer Rinder und schwarzer halbwilder Pferde heimischer Zucht, bewacht von Hirten, die in Wams und Hosen von Ziegenfell auf ihren langen Stab gelehnt, den Tag durchträumen oder von den berittenen Butero's, die den lanzenartigen Stachelstab über dem Sattelknopf haltend, die Flinte über der Schulter hängend, durch die Felder galoppiren, während hoch in den Lüften über ihnen sich braune Falken schwebenden Fluges wiegen, und ein einsamer Adler langsam und majestätisch zu den Höhen der Albaner- und Sabinerberge zieht, die, von schimmernden Städtchen beglänzt, auf die stille weite Ebene niederschauen. Ueberall, wohin man blickt ist alles malerisch und romantisch in dieser erhabenen Einsamkeit voll Erinnerungen an Jahrtausende einer gewaltigen historischen Vergangenheit, und selbst die Eisenbahn, welche sich vorbei an den Bogentrümmern der Aquaedukte durch die Ebene zieht, verliert sich fast unbemerkt in dieser majestätischen Oede, ohne irgendwie das Bild derselben zu stören. Ich bin vielleicht schon mehr als zwanzig Mal stundenlang in der Campagna gewesen, ohne öfter als zwei oder drei Mal zu gewahren, daß auch hier Hans Dampf, der mächtige Beweger des Jahrhunderts, sein Werk übt. Man hört ein dumpfes fernabrollendes Geräusch, sieht eine langhinflatternde Rauchfahne, die sich um altes Getrümmer schwingt, — und ehe man Zeit hat sich zu besinnen, ist der moderne Teufelsspuk schon wieder verschwunden und man ist wieder allein mit den Geistern der Vergangenheit, deren Dasein sich uns sinnlich sichtbar aufdrängt, wie gestern, wo wir zwei, erst vor wenigen Jahren entdeckte und aufgegrabene unterirdische Grabkammern an der neuen Appischen Straße, welche nach Albano führt, besuchten. Es waren die ersten, die ich in der Campagna sah.

Stellt Euch große flachgewölbte Zimmer vor, welche etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß unter der Erde liegen. Die Decke des einen mit den allerschönsten weißen hier und da mit Vergoldung verzierten Stukkoreliefs geschmückt, die des andern mit den lieblichsten farbigen Malereien: Landschaften, Thieren, Vögeln aller Art, Früchten, Blumen, Masken und graziösen Figuren bemalt, so frisch und wohlerhalten, als hätte der Maler eben erst den Pinsel aus der Hand gelegt. Und doch sind es gute siebzehnhundert Jahre her, daß die Liebe eines Gatten sich und seiner Gattin diese heitere Ruhestätte tief im Schooße der Erde bereitete. Eine Inschrift lautet übersetzt: „Cajus Servienus Demetrius weihte dieses Grab mir und meiner tugendhaften Gattin Vivia Severa, die 22 Jahre 9 Monate und 5 Tage an meiner Seite lebte und in all dieser Zeit mein Glück war." Noch stand in einer Nische der große Marmorsarkophag, auf dessen Vorderseite die Bildnisse beider Gatten in Relief angebracht sind, aber an der einen Seite war er aufgebrochen und frevlerische Hände hatten den Schmuck geraubt, mit welchem die Liebe die Todten ausgestattet. Andere Sarkophage, die dort standen, sind in die Museen gebracht, wir sahen in den Winkeln die zerstreuten Gebeine, welche man herausgeworfen hatte. Aber in dem zurückgebliebenen Marmorsarkophage, in welchen der Aufseher mit seiner Wachsfackel hineinleuchtete, sahen wir noch die Schädel und Gebeinreste der Todten. In dem einen Gemache befand sich ein runder Brunnen von etwa siebzig Fuß Tiefe, er diente dazu, die Feuchtigkeit abzuleiten und das Gemach trocken zu erhalten. Ueber der Grabkammer selbst aber erhob sich ein, jetzt von dem Entdecker wiederhergestellter, — tempelartiger Bau in Ziegeln mit einer offenen Halle, deren Nischen vielleicht mit Statuen geschmückt waren. Er diente wohl dazu, daß sich hier an Gedenktagen die Angehörigen versammelten, um das Erinnerungsfest ihrer Hingeschiedenen zu feiern, und Opfer und Blumenspenden darzubringen.

Die Malereien und Stukkaturarbeiten in diesen unterirdischen Gewölbkammern müssen bei Fackellicht gemacht worden sein, wie sie auch jetzt nur bei Fackellicht zu sehen sind, denn sie liegen, wie gesagt, lichtlos, tief unter der Erde.

Mit solchen Grabkammern und Monumenten war bekanntlich die römische Campagna an allen Heerstraßen erfüllt — die beiden so eben

beschriebenen liegen an der alten Via Latina, zwischen der jetzigen Poststraße und der Claudischen Wasserleitung — und noch jetzt ist die Campagna voll von den Ruinen der über solchen Grabkammern errichteten und von anderen Grabmonumenten, die man im Mittelalter zerstörte, um die Marmorbekleidung zum Bau von Kirchen, Baronalthürmen und Palästen oder zum Kalkbrennen zu verwenden. Ja, diese ganze Campagna ist ein einziger riesiger Kirchhof, in welchem ungezählte Generationen den ewigen Schlaf schlafen, und wo unser Fuß überall, wo wir gehen und stehen, auf Gräbern, wie die beschriebenen, weilt. Da fühlt der Mensch so recht sein Eintagsfliegendasein! Auf derselben Stelle, wo jetzt die oben erwähnten Grabkammern aufgedeckt sind, habe ich vor einundzwanzig Jahren, im Frühlinge des Jahres 1846, mehr als einmal mit lieben Freunden gesessen, ohne zu ahnen, was der Hügel, auf dem wir saßen, in seinem Schooße barg. Ja noch mehr — keine hundertfünfzig Schritte davon hat man seit jener Zeit die im Schooße der Erde begrabene, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Basilika des heiligen Stephan entdeckt, deren Dasein spurlos verschwunden war. Die Reste derselben, zweiundzwanzig schöne Marmorsäulen, eine von ihnen aus Verde Antiko, andere aus ähnlich kostbaren Marmorarten, mit mehr als dreißig jonischen und anderen Kapitellen und mehrere Inschriften sind, sowie der ganze Umfang der Grundmauern, jetzt mit einer Mauer eingefriedigt, durch deren Löcher man den ganzen Bau überblicken kann. Solcher Schutz ist nöthig, denn Fremde wie Einheimische machen sich kein Gewissen daraus, zu räubern wo sie können, und selbst in der einen der Grabkammern waren an allen vier Ecken die herrlichen Stukkofiguren, welche die Gewölbdecke trugen, von räuberischen Händen abgehauen!

Wunderbar ward uns zu Muthe, als wir uns unter diesen Trümmern in diesen Todtenruhestätten so in unmittelbarster Berührung fühlten mit einem Menschendasein, das durch fast zwei Jahrtausende von uns getrennt, einst auf diesem Boden gewaltet hatte! Wieder hinaufgestiegen an das Tageslicht, blickten wir umher über die im Frühlingssonnenglanze strahlende Campagna. Da lag sie vor uns die größte aller Gräberstraßen, die alte Via Appia, „die Königin der Heerstraßen" des alten Roms. Wie Gold erglänzte das Grabmonument der Cäcilia Metella, der Gattin des Triumvirn Crassus, mit seinen Zackenzinnen, welche das wilde Baronen-

geschlecht des Mittelalters, die Caetani, die Nepoten des stolzen Papstes Bonifaz des Achten, über den Kranz der marmornen Stierschädel errichtete, als sie aus dem Grabthurme der Gattin des römischen Triumvirs eine Raubveste machten. Meilenweit hinaus dehnten sich die Reihen der Trümmerkerne der einst so prächtigen Mausoleen zu beiden Seiten der Straße, bis zum mächtigsten aller Gräber der römischen Campagna, dem Grabthurme des Messala Corvinus und seines Geschlechts. Jetzt heißt ihn das Volk Casal rotondo, denn auf dem Höhenrunde seines gigantischen Quaderbaues, der dreihundertvierzig englische Fuß im Durchmesser mißt, liegt jetzt, wie ich Euch bereits früher geschrieben, hoch oben ein Pächterhaus mit einem Olivengarten, zu dem von außen eine aus Trümmern roh aufgeschichtete Treppe führt. Die Thurmform für Grabmonumente war alt, viel älter als das kolossale Mausoleum, das der Kaiser Augustus für sich und sein Haus auf dem Marsfelde unweit des Tiberufers erbaute. Jetzt dient das Innere dieses alten Kaisergrabes zu Darstellungen für Komödianten, und das allergewaltigste aller Kaisergräber der Welt, der Grabthurm Hadrian's, ist schon lange eine Festung, von der jetzt die Kanonenschlünde und die Zouavenbajonette Pio nono's herabdrohen, und von deren höchster Spitze, da, wo einst das goldene Standbild des Weltkaisers sich erhob, der Erzengel Michael auf die Stadt der sieben Hügel niederschaut. Welche Wandlungen!

Die römische Campagna in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, oder der sogenannte „Agro Romano", ist ausschließlich in den Händen weniger reichen Grundbesitzer. Von den 550,000 englischen Morgen, welche er umfaßt, sind sechs Zehntheile Eigenthum der Kirche, d. h. Eigenthum von 64 Korporationen; drei Zehntheile sind im Besitze von 71 fürstlichen Familien und nur ein Zehntheil oder 55,000 Morgen gehören kleineren Besitzern, deren Anzahl sich auf 1779 beläuft.

Die Ländereien der Kirche und der anderen großen Grundbesitzer sind sämmtlich verpachtet gegen feste Renten. Aber diese Pachtgüter sind alle groß, meist von zwölfhundert bis zu dreitausend und mehr Morgen Umfang, und es giebt deren, wie die Pachtung von Campo Morto, welche über zwanzigtausend Morgen umfassen und eine Jahrespacht von fünfundzwanzigtausend Francs zahlen. Nur große Kapitalisten sind daher im Stande, solche Güter zu pachten, und so finden wir denn auch den

ganzen Grundbesitz der römischen Campagna in den Händen von nur etwa vierzig reichen Pächtern, Mercanti di Campagna geheißen, welche eine eigene, von der Regierung durch allerhand Monopole und spezielle Privilegien begünstigte und geschützte Korporation bilden. Von den fürstlichen Grundbesitzern sind es nur einige wenige, die sich insoweit selbst auf die Bewirthschaftung ihrer großen Güter einlassen, daß sie Viehzucht treiben. Der bei weitem größte Theil überläßt dieselben den Mercanti di Campagna auf lange Pachttermine gegen gute Pachtzinsen, ohne sich weiter um deren Treiben zu bekümmern. Dies System ist indessen noch das am wenigsten schlimme und schädliche. Der Mercante di Campagna, welcher das Land durch gedungene Feldarbeiter aus den Gebirgen bebauen läßt und dabei trotz der bedeutenden Pacht, die er jährlich zu zahlen hat, sein Vermögen rasch vermehrt, ist wenigstens, da seine Pachtzeit meistens eine lange ist, in der Lage, etwas für das gepachtete Gut zu thun, hier und da eine Verbesserung einzuführen, Kanäle zu ziehen, Scheuern zu bauen, das Feld zu drainiren und dergleichen mehr. Obschon er nie auf dem Gute selbst lebt, oder auch nur selbst die Aufsicht über die Arbeiten führt, so besucht er es doch zuweilen, um einen Blick auf den Zustand desselben zu werfen und mit seinem Faktor (Fattore) zu verhandeln. Dieser letztere, der „Fattore", ist der eigentliche Führer der Gesammtwirthschaft, er dingt die Arbeiter, vertheilt die Arbeit, führt die Rechnungen, besorgt die Ankäufe und Verkäufe, und ein nicht geringer Theil des Profits fließt dabei natürlich in seine Tasche. Sein nächster Untergebener, mit dem er auch meist die Wohnung in dem altersgrauen, großen einsam liegenden Casale, dem Pachtgutshause, theilt, ist der Oberhirt, der über die Pferde, Rinder- und Schafheerden und ihre Hüter die Aufsicht führt. Man kann keinen Ausflug in die Campagna machen, ohne diese Gestalten, sämmtlich beritten, mit ihrer malerischen Tracht, mit Spitzhut und Ledergamaschen, den großen braunen grünbesetzten Mantel über den Schultern flatternd oder hinter dem hohen Sattel zusammengeschnallt, die lange Flinte auf dem Rücken und den lanzenartigen langen Stachelstab über dem Sattelknopf, auf ihren kleinen rauhhaarigen, unansehnlichen aber feurigen und ausdauernden Pferden über die hügeligen Ebenen dahinjagen zu sehen.

Wenn sich bei dieser Art der Pachtwirthschaft, so weit sie auch

von rationeller Oekonomie entfernt sein mag, doch verhältnißmäßig das Land und die Leute nicht gerade allzu schlecht stehen, so ist dies dagegen ganz anders bei den der Kirche, das heißt den Klöstern und den verschiedenen geistlichen Korporationen gehörenden Pachtgütern. Natürlich arbeitet die Kirche noch viel weniger selbst als die fürstlichen Grundbesitzer. Die Priester und die ein- bis zweiundzwanzigtausend Mönche, welche der römische Staat zählt, legen keine Hand an irgend eine Feldarbeit. Sie sind wie die Vögel unter dem Himmel, „sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern", und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Aber, was schlimmer ist für das in ihrem Besitze befindliche Land, das ist die Art und Weise und die Bedingungen, unter welchen dasselbe von ihnen an die Mercanti di Campagna verpachtet wird. Der Pächter erhält nämlich nur das nackte Land, alles Inventarium hat er auf eigene Rechnung zu beschaffen. Dazu werden ihm aber noch wirthschaftlich in doppelter Weise die Hände gebunden. Einmal nämlich erlaubt die Kirche, wie sie überhaupt allen Veränderungen feind ist, auf ihren Gütern nicht die geringste Abweichung von dem wirthschaftlichen Herkommen. Weideland bleibt Weideland und darf niemals unter den Pflug gebracht und mit Korn bebaut werden, weil, so meinen sie, dies der Fruchtbarkeit des Landes schädlich sein würde! Ackerland bleibt Ackerland und darf nie als Weideland ausruhen. Was dabei herauskommt, ist leicht abzusehen. Noch unheilvoller aber für den Boden ist der zweite Umstand: Das kanonische Gesetz verbietet, Land der Kirche über einen längeren Termin als auf drei Jahre zu verpachten! Dies schlägt dem Fasse vollends den Boden ein. Ein Beobachter dieser Zustände, der über sechszehn Jahre hier lebte, drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Könnte der Pächter das Land auf lange Pachtzeit behalten, so würde er schon in seinem eigenen Interesse willig sein Kapital auf Verbesserungen verwenden, die auf die Dauer sowohl dem Besitzer des Grundes und Bodens als ihm selber zum Vortheil gereichen würden; aber auf nur drei Jahre Pachtzeit beschränkt, kann er dies nicht. Denn nicht nur würde er, wenn er es thäte, seinen nächsten Profit verringern, sondern er würde auch, zum Dank für seine Auslagen, am Ende der drei Jahre unfehlbar im Pachtzinse gesteigert werden. Die meisten dieser geistlichen Ländereien sind sogar ohne die nöthigen Schuppen und Scheuern

zum Schutze für das Vieh und zur Unterbringung des Getreides und des Heus, denn der Mercante kann dieselben natürlich für drei Jahre nicht bauen, und die braven Frate's, pfennigklug und pfundthöricht wie sie sind, weigern sich standhaft, dies für ihn zu thun, denn, so raisonniren sie: wir haben für uns und nicht für unsere Nachfolger zu sorgen, wir haben keine Kinder, die uns beerben, und wenn die Einkünfte nur uns ernähren so lange wir leben, so mag Gott nach uns weiter sorgen. Dieser Mangel an geeigneten Schuppen und Stallungen für das Vieh setzt den Pächter beständigen Verlusten aus. Seine Heerden haben keinen Zufluchtsort und Schutz gegen Schnee und eisige Winterwinde, noch gegen die Regen des Spätherbstes und die glühende Sonnenhitze. Sie verschlechtern sich, werden mager und krank, die Milch der Kühe verliert an Güte wie an Menge, das Schlachtvieh an Werth für den Markt, und gar vieles stirbt in Folge dieser Schutzlosigkeit gegen Wind und Wetter. Auch das Heu, mit dem das Vieh im Winter gefüttert wird, muß ihm auf dem bloßen Erdboden vorgeschüttet werden, wobei denn ein guter Theil der Fütterung zu Grunde geht." Da ist es denn kein Wunder, wenn wir hören, daß in den zehn Jahren von 1845 bis 1855 aus Mangel an gehörigem Obdach auf den geistlichen Besitzungen in der Campagna der Verlust an Vieh von zwanzig bis auf vierzig Prozent geschätzt wird.

„Ein solches System", fährt derselbe Beobachter fort, muß natürlich dem Ackerbau verderblich sein, es ist als wenn man Wasser aus der Quelle in einer lecken Bütte forttragen wollte. Nichts geschieht nach großen Grundsätzen, alles läuft hinaus auf temporäre Aushülfsmittelchen, auf eine Existenz von der Hand in den Mund. Keine neuen Erfindungen werden eingeführt, keine neuen Versuche angestellt, sondern alles schleppt sich im alten Geleise fort. Die Pfaffen sind so hartnäckig festgenagelt an ihr System, daß jeder Aenderungsversuch unmöglich ist, und so unwissend und bigott in ihrer Verstocktheit, daß kein Raisonnement mit Vernunftgründen bei ihnen Eingang findet. Verlangt der Pächter in trockenen Jahren Kanäle zum Behuf der Bewässerung zu ziehen, so schreien die Priester, das heiße die Vorsehung beleidigen, die allen Regen schicke der überhaupt nothwendig sei, und wenn in Folge ihrer Hartnäckigkeit eine Mißernte eintritt, so sehen sie in derselben eine Strafe,

welcher sich entziehen zu wollen irreligiös sei." Dabei sind die Abgaben, welche auf dem Ackerbau lasten, geradezu erdrückend. Hier nur einige Einzelnheiten. Alles Getreide, das auf dem Agro Romano geerntet wird, zahlt nahezu zweiundzwanzig Prozent seines Werthes. Alle Bodenprodukte zahlen eine Exportsteuer von ebensoviel und eine Importabgabe von sechszehn Prozent. Vieh hat eine Taxe von zwanzig bis dreißig Prozent seines Werthes und für jedes zu Markt gebrachte Stück Schlachtvieh verlangt „der Staat" — König Friedrich Wilhelm wußte wohl warum er ihn „den Racker von Staat" benamsete, — nicht weniger als 28 Lire (Franken) für den Kopf. Pferde zahlen bei jedem Verkauf, und zwar so oft sich derselbe wiederholt, fünf Prozent ihres Preises, die dem Käufer zu Lasten fallen; und für jedes Pferd, das in der Stadt gehalten wird, zahlt der Haltende außerdem noch eine reguläre Abgabe von monatlich einem halben Scudo (= 21 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen). Als das unglückliche Land von der Weinkrankheit heimgesucht wurde, durch die viele Weinbauer an den Bettelstab gebracht wurden, erhöhte das Governo die Traubensteuer, und zwar so, daß die betreffende Gemeinde die Summe aufbringen mußte, wenn Einzelne ihren Beitrag nicht zu zahlen vermochten. The wool being short, the sheperd shears into the skin! ruft mein Gewährsmann bei dieser Gelegenheit aus.

Ein Blick auf die Werkzeuge, mit denen in der Campagna der Feldbau betrieben wird, genügt, um den niedrigen Standpunkt zu veranschaulichen, auf welchem sich der Ackerbau im römischen Staate befindet. Sie sind sämmtlich von der rohesten und unvollkommensten Art, reine Kraftvergeuder, sowohl der Menschen als der Thierkräfte. Keine einzige der zahllosen neuen Verbesserungen und Erfindungen ist hier auch nur bekannt, und als vor mehreren Jahren einige große Landbesitzer eine Agrikultur-Gesellschaft gründen wollten, ward ihnen die Erlaubniß dazu von dem weisen Governo abgeschlagen und sie mußten froh sein, ihr Vorhaben in kleinem Maßstabe in der Weise auszuführen, daß sie sich der bestehenden Gartenbau-Gesellschaft als ein Zweig anschlossen. Alles was irgend nach praktischer Organisation aussieht, ist dem Governo verdächtig. In Rom lungern Tausende rüstiger Menschen brodlos, die durch Errichtung einer Stadtpost oder durch Begründung eines hier so empfindlich vermißten

Instituts von „Dienstmännern" Brod und Beschäftigung finden könnten. Aber wir haben weder die eine noch die andere dieser Einrichtungen, dagegen aber eine Ueberfülle von Bettlern, deren Industrie ein eigenes Kapitel verdient.

Rom, 2. April 1867.

Ich habe neulich versucht, mir eine Uebersicht von dem Alter der römischen Paläste zu machen, und dabei gefunden, daß fast keiner derselben über drei- bis vierthalbhundert Jahre alt ist. Von den fünfundsiebzig Privatpalästen, welche die neueren Guiden aufzählen, — wobei jedoch zumeist nur die wegen ihrer Sammlungen und Kunstwerke dem Touristen zu empfehlenden berücksichtigt und gar viele, in denen etwa keine Sammlungen von Kunstwerken sich befinden, ausgelassen sind — gehören nur zwei, der Palast Venezia und der Palast der Cancellaria, dem fünfzehnten Jahrhunderte und zwar der letzten Hälfte desselben an, jener von dem Toskaner Giuliano da Majano (1468), dieser von Bramante (1495) erbaut. Drei- bis vierundzwanzig andere, darunter die Paläste Altemps, Ricciardi, Borghese, Maccarani am Pantheon, Chigi, Falconieri, Cesarini, Farnese und Farnesina, di Firenze (nahe beim Palast Borghese), Giraud (jetzt Torlonia), Giustiniani, der Palast der Inquisition, Massimo delle Colonne, de Montevecchio, Niccolini, Orsini, Ruspoli, Spada alla Regola, Turci, Vidoni, die Sapienza (Universitätspalast) und die Jesuitenburg des Collegio Romano, sind im nächstfolgenden sechszehnten Jahrhundert erbaut worden, und unter den Baumeistern derselben finden wir die Namen Bramante, Rafael und Giulio Romano, Lunghi, della Porta, C. Maderno, San Gallo, Michel Angelo, Baldassare Peruzzi, Vignola, Giov. Fontana, Borromini, Giac. Sansovino, Bartol. Ammanati und Giul. Mazzoni. Aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen die Paläste Altieri, Rinuccini (jetzt Bonaparte), Monte Citorio, Doria Pamfili, Falconieri, Madama, Mattei, Odescalchi,

Pamfili (auf Piazza Navona), Rospigliosi, Sacchetti, Sciarra, Bolognetti (jetzt Torlonia) und der Palast der Propaganda. Die Baumeister derselben waren Giovan. Antonio Rossi, C. Fontana, Amati, Borromini, Marucelli, Girol. Rainaldi, C. Maderno, Flamin. Ponzio, Labaco und Nanni Bigio. Das achtzehnte Jahrhundert sah nur noch drei größere Paläste: den Palast Corsini auf der Lungara und den Palast der Consulta auf Monte Cavallo, beide von Ferdinando Fuga erbaut, und zuletzt den Palazzo Braschi, den letzten Nepotenpalast (erbaut um 1780 von Morelli) entstehen. In unserem Jahrhundert ist kein Palast mehr gebaut worden. —

Unter den bedeutenden Villen Roms gehören Villa Madama (auf dem östlichen Abhange des Monte Mario von Giul. Romano für den Kardinal Giulian de' Medici, dem späteren Papst Clemens VII., um 1518 erbaut), Villa Medici (gebaut von Kardinal Ricci nach Zeichnungen von Annib. Lippi und Michel Angelo) und die jetzt in ein Kloster verwandelte Villa Lante dem sechszehnten Jahrhundert an. Die Villen Borghese, Ludovisi und Villa Pamfili-Doria, zu der seit 1849 auch noch die bei der französischen Belagerung ruinirten Villen Corsini und Quattro Venti hinzugekauft sind, stammen aus dem siebzehnten, und Villa Albani, angelegt von dem Beschützer unseres Winckelmann, dem Kardinal Alexander Albani, aus dem achtzehnten Jahrhundert. Seit mehr als hundert Jahren ist außer Villa Torlonia keine neue Villenanlage mehr gemacht worden, wohl aber sind viele ältere, wie die Villen Massimo Negroni, Mattei, Mills, Madama, Lante u. a. m. zu Grunde gegangen. Die älteste Gartenanlage Roms ist übrigens der Garten des Vatikan, den schon Papst Nikolaus III. aus dem Hause Orsini um 1280 anlegte.*)

Bei der obigen Aufzählung der Paläste der römischen Großen habe ich zwei geflissentlich übergangen, welche die ältesten von allen sind, nämlich den Palast Colonna, dessen Bau schon im vierzehnten Jahrhundert begonnen ward, und den Palazzo Cenci nahe am Ghetto, den Schauplatz der Gräuelthaten jenes Ungeheuers, dessen Tochter zu sein Beatrice Cenci das Unglück hatte. Dieser Palast, auf den Trümmern des alten

*) Gregorovius: Geschichte Rom's im Mittelalter V. S. 617.

Balbustheaters erbaut, reicht vielleicht noch tiefer in's Mittelalter zurück. Der Platz, an dessen südwestlicher Seite sich dieser wüsteste und schauerlichste aller römischen Paläste erhebt, heißt jetzt Piazza di Santa Maria del Pianto; aber eine verstümmelte Inschrift aus dem frühesten Mittelalter, auf einem langen antiken Gebälkstreifen, der sich durch die dem Palaste gegenüberliegenden Häuser (Nr. 31—36) hinzieht, belehrt uns, daß derselbe früher der Marktplatz der Juden (Forum Judaeorum) genannt wurde, die daselbst ihren Versammlungsplatz hatten.

Rom ist die Stadt der Kirchen und Paläste. Was die ersteren betrifft, so glaube ich nicht, daß es einen Menschen giebt, sei er Fremder oder Einheimischer, der sie sämmtlich besucht oder auch nur gesehen hat, denn ihre Zahl beträgt nach der Angabe eines deutschen Architekten, der Italien in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts bereiste, an dreihundertunddreißig, und bei dieser ungeheueren Zahl sind die fünf Hauptbasiliken, der Sankt Peter, der Lateran, S. Maria Maggiore, S. Paolo und S. Lorenzo noch nicht einmal miteingerechnet. Danach würde eine Stadt wie Berlin, welche über das Dreifache der Einwohner Roms zählt, mehr als tausend Kirchen nöthig haben, während es sich jetzt mit etwa vierzig bis fünfzig begnügt.

Von der in der Mehrzahl dieser Kultpaläste herrschenden Prachtverschwendung macht sich der Nordländer kaum einen Begriff, und ohne sie gesehen zu haben, hat man, wie der geistvolle Hawthorne sagt, keine Vorstellung von der Macht und Herrlichkeit des Katholizismus, dem sie ihr Dasein verdanken. „Viele derselben leuchten in flammendem Goldscheine, glühen im Farbenglanze der Bilder. Ihre Wände, Säulen und Bogen erscheinen wie ein Steinbruch kostbaren Gesteins, so wunderbar herrlich und werthvoll sind die Marmorarten, aus denen sie gebaut oder mit welchen sie bekleidet sind. Ihre Fußböden bestehen häufig aus reichen Mosaiken von seltener Meisterschaft der Arbeit. Rings um ihre majestätisch-hohen Cornichen schweben Schaaren von Engeln, die die Hand des Bildhauers gebildet, und im Gewölbe der Decke und im Innern der weiten Kuppelwölbung leuchten Freskogemälde von solchem Glanze und von so kunstvoller Perspektive, daß es scheint, als öffne sich der mit heiligen Gestalten erfüllte Himmel über dem Haupte des staunenden Beschauers. Und nun die verschiedenen Kapellen, die sich der

Reihe lang an den Seitenschiffen und Transepten hinziehen, gestiftet und aufgeschmückt von Fürsten für ihre Grabstätten, die sie dort haben, und für die Heiligen, die sie als besondere Schutzpatrone verehren. In diesen Seitenkapellen erscheint der Glanz des ganzen Gebäudes oft noch erhöht und gleichsam in einen Brennpunkt versammelt. Nur mit Worten, die wie Edelsteine über das Blatt leuchteten und von dorther ihren zitternden Glanz in des Lesers Augen würfen, wäre es möglich, die Beschreibung einer solchen fürstlichen Prachtkapelle zu versuchen.“ Freilich war alle diese Pracht nur möglich in Rom, wo die alte heidnische Weltbeherrscherin in den Trümmern ihrer Tempel und Prachtbauten der sie ablösenden neuen christlichen eine unerschöpfliche Fundgrube des kostbarsten schon völlig bearbeiteten Materials hinterlassen hatte, und wohin außerdem über ein halbes Jahrtausend lang die reichen Tribute der christlichen Welt zusammenflossen.

Auch jetzt noch ist in den Kirchen Roms, in Folge des ungeheueren noch immer in ihrem Besitze befindlichen Vermögens nichts von dem Verfalle zu spüren, der uns dort sonst überall, und namentlich auch in den Palästen der alten historischen Familien aus hohlen Augen anschaut. Unter den letzteren, deren Zahl, wenn man alle zusammenrechnen wollte, in die Hunderte hinaufgeht, sind die meisten, trotz der Massenhaftigkeit und Größe ihres Umfangs von einer ermüdenden Einförmigkeit der äußeren Erscheinung und architektonisch betrachtet fast physiognomielos zu nennen. Zu beiden Seiten des Corso reiht sich Palast an Palast, nur durch größeren oder geringeren Umfang unterschieden, wohingegen der benachbarte Palast Venezia mit seinem burgähnlichen Ansehen, seinen gewaltigen Quaderfronten und mächtigen Zinnen sich allein als ein Wesen besonderer Art trotz seiner Einfachheit bedeutend und effektvoll darstellt. Zu den geschmackvollsten und auch äußerlich architektonisch wirkungsvollsten unter den römischen Palästen gehören außerdem noch etwa der Palast Farnese, der Palazzo Giraud, der Palast der Staatskanzlei (Cancelleria) und die Paläste Colonna, Borghese, Barberini, Massimi, Corsini, Mattei und Braschi. Am besten gehalten fand ich den Palast Doria-Pamfili am Corso, zugleich einer der umfangreichsten aller römischen Paläste, der mit seinen von drei verschiedenen Baumeistern errichteten drei Facaden, wenn man dieselben nebeneinander stellte, die Länge einer ganzen aus-

gedehnten Straße einnehmen würde. An allen römischen Palästen sind die hohen Fenster des Erdgeschosses mit starken eisernen Barren und Gittern versehen. Sie stammen aus einer Zeit, wo dergleichen Sicherungsmittel bei den wilden Volksaufläufen Schutz gegen den ersten Andrang des rasenden Pöbels gewähren mochten. Auch im Uebrigen ist die Physiognomie dieser Paläste so ziemlich bei allen dieselbe und meist nur durch den größeren oder geringeren Verfall der einstigen Pracht in den stolzen Portiken und weiten Höfen, den breiten Marmortreppen, den verspinnwebten und verstaubten Sälen und Zimmern, unterschieden. Nur in wenigen ist es bisher den Besitzern noch vergönnt gewesen, den alten Glanz wenigstens in etwas aufrecht und die von den Vorfahren zusammengebrachten zahlreichen und werthvollen Sammlungen von Kunstschätzen unverkürzt zu erhalten. Bei weitem die meisten bieten mit ihren grasbewachsenen Höfen, ihren verwitternden Mauern, ihren zerbröckelnden ausgetretenen Treppen und Estrichen, ihren desolaten Fenstern und Thürschlössern, Riegeln und Angeln und dem allgegenwärtigen Schmutze einen traurigen Anblick. Ich spreche dabei nicht etwa von solchen, welche, wie der alte finstere Cencipalast am Ghetto oder der noch entsetzlicher verfallene und gänzlich verödete Palast Castellani in Trastevere den Beschauer mit wahrhaftem Grausen über die Zustände einer modernen Hauptstadt, und zwar der Hauptstadt der Christenheit erfüllen, in denen solcher Verfall möglich ist, — sondern selbst von solchen, welche, wie der Palast Colonna und andere, noch von den Nachkommen der fürstlichen Gründer bewohnt werden.

Die Schilderung, welche der Verfasser der Transformations von solch' einem alten römischen Palaste entwirft, entspricht so ziemlich der Mehrzahl derselben in ihrem heutigen Zustande. „Beim Eintritt durch einen breiten hohen schmutzigen Eingang erblickt man meist eine Reihe düsterer Pfeiler, die eine Art von Klosterkreuzgang um den Hof bilden, und in deren Zwischenräumen Fragmente antiker Marmorstatuen, arm- und beinlose Torso's und Büsten stehen, die fast durchgängig den Theil des Gesichts verloren haben, den ein lebendiger Mensch in dieser wenig wohlriechenden Atmosphäre gern entbehren möchte. Basreliefs, die Trümmer irgend eines antiken Bauwerks, sind eingelassen in die umgebenden Mauerwände, von denen jeder Stein aus dem Kolosseum oder sonst

einem antiken Prachtbau entnommen ist. Zwischen einem und dem andern Pfeilerpaar steht ein antiker Sarkophag ohne Deckel, von dessen marmornen Basreliefs die vorspringenden Theile der dargestellten Figuren abgebrochen sind. Er umschloß vielleicht einst die sterblichen Reste irgend eines historisch berühmten Mannes, während ihn jetzt nur Kehricht und Unkraut erfüllen. In der Mitte des von dem blauen italischen Himmel überdachten Hofes, auf den von vier Seiten die hundert Fenster des Palazzo hinabschauen, zeigt sich eine Fontaine. Sie sprudelt ihre Fluth von einem Steinbassin zum andern, oder aus der Urne einer Najade, oder aus den Mundöffnungen namenloser Ungeheuer, welche blos grotesk und künstlich waren, als Bernini oder wer sonst ihr unnatürlicher Vater war, sie zuerst mit seinem Meißel in's Leben rief; jetzt aber verkünden uns die weichen Moosüberzüge, die schwellenden Grasbüschel, das lang herabhangende „Frauenhaar" (capillus veneris) und alle Art grünenden Gekräuts, die in den feuchten Brüchen und Spalten des verwitternden Marmors wuchern, daß Mutter Natur den Springbrunnen zurückgenommen hat an ihr Herz und so freundlich mit ihm spielt und tändelt, als wäre er ein wilder Waldquell.

In einer Ecke des Palasthofes führt ein pfeilergetragenes Portal zu der gewaltigen Treppe mit ihren breiten gelinden Marmorstufen, zu welchen einst in vergangenen Tagen die Fürsten und Kardinäle der großen römischen Familie hinaufstiegen, die den Palast gebaut. Oder sie stiegen hinab mit noch stolzerer und hochgemutherer Haltung auf ihrem Wege zum Vatikan und Quirinal, um dort ihre Scharlachhüte mit der dreifachen Krone zu vertauschen. Aber alle diese vornehmen Gestalten sind einmal diese ihre ererbte Marmortreppe zum letzten Male hinabgegangen und haben sie hinterlassen als eine zeitweilige Passage für fremde Gesandten, englische Lords und amerikanische Millionairs, für Künstler, Handelsleute, Wäscherinnen und Leute aller Klassen, die alle in diesem ungeheuren vielgetheilten Wohnraume finden, was sie brauchen oder bezahlen können. Die einen vergoldete, marmorbekleidete Prachtsäle für ihren Pomp und Luxus, die andern Unterkunft in Bodenzimmern und Kammern für das nothwendigste Bedürfniß. Nur Eins giebt es, was weder der Mächtigste und Reichste noch der Niedrigste und Aermste in irgend einem Winkel eines solchen, nur für Glanz und Pracht und für

die Unterbringung eines großen Gefolges, ohne jede Rücksicht auf häusliche Traulichkeit und Bequemlichkeit aufgebauten Palastes finden wird — Comfort! In der That weiß ich von dem letzteren nur wenige Ausnahmen, und zu diesen gehört die, allerdings hundert und einige dreißig Stufen hohe Wohnung unseres Freundes, des amerikanischen Bildhauers W. Story, im Obergestock des Palastes Barberini. Aber die Umstände, welche hier zu diesem Resultate zusammengewirkt haben: amerikanische Erfahrung und Geschicklichkeit, langer Aufenthalt in Rom, reiche äußere Mittel im Dienste des ausgebildetsten Geschmacks und des feinsten Kunstsinns, sind Dinge, die sich selten so glücklich vereinigt finden.

„Rom, Hauptstadt Italiens!“ das ist, seit Italien als einheitliches Reich existirt, das allgemeine Feldgeschrei der Italiener. Das Verlangen ist frageIos politisch berechtigt. Wie es aber erfüllt, wie Rom in seiner jetzigen Gestalt, mit seinem enggassigen, winkligen, schmutzig verrottetem Häusergewirr, in welchem kaum ein Dutzend lebensfähige Straßen sind, im Stande sein soll, das kommerzielle, soziale und industrielle Treiben und Leben einer modernen Reichshauptstadt in sich aufzunehmen, das, gestehe ich, ist mir schwer begreiflich. Kommt es wirklich dazu, daß Rom Hauptstadt Italiens wird, so ist es um seine jetzige Gestalt, mit all' ihrer düstern Romantik geschehen, und es wird ein Umbau in Angriff genommen werden müssen, von dem die Geschichte der neueren Zeit kaum ein Beispiel zeigt, ein Umbau, der ohne völlige Niederlegung von nahezu zwei Drittheilen der heutigen Stadt, nicht zu bewerkstelligen sein wird. Wenn dabei viel von jener Romantik zu Grunde geht, so werden doch Reinlichkeit, Gesundheit und Wohnlichkeit, an denen es hier mehr als in irgend einer Stadt Europa's fehlt, unendlich gewinnen, und das neue Rom wird, unter Mitwirkung der ungeheueren modernen Kapitalmittel im Dienste einer die Behaglichkeit menschlicher Existenz vor allen berücksichtigenden modernen Architektur, erst wirklich werden, was es jetzt entweder gar nicht, oder doch nur für wenige Begünstigte ist, eine für gebildete Menschen mit Behagen und Comfort bewohnbare Stadt. Natürlich wird man Sorge tragen, die ehrwürdigen Denkmäler der alten Zeit

zu erhalten, und sicherlich wird dies mit weit mehr Pietät geschehen, als jetzt, wo gar manche derselben, durch den sie umstarrenden pestilenzialischen Schmutz cynischer Verunreinigung unnahbar geworden sind. Aber freilich von den dreihundertunddreißig Kirchen werden gar manche, und die zahllosen Klöster hoffentlich alle, bei jener Erneuerung draufgehen, ein Verlust, den schwerlich der Freund der Menschheits-Entwickelung beklagen wird.

Eine Bildhauerwerkstatt in Rom.

Der Amerikaner William Story.

Rom, im April 1867.

Wir haben in den letzten Wochen einige der bedeutendsten Bildhauer-Ateliers besucht, und uns aufs Neue überzeugt, daß die Ausübung der plastischen Kunst in Rom an Umfang wie an Gehalt zugenommen und ihre Schwesterkunst, die moderne Malerei, soweit dieselbe hier vertreten ist, nach beiden Seiten hin weit überflügelt hat. Für die letztere hat Rom schon seit längerer Zeit aufgehört ein Centrum zu sein, dem die bedeutendsten Talente zuströmen, um sich dauernd in ihm festzusetzen. Paris hat mehr und mehr diese Stelle eingenommen, und selbst an anderen Orten, wie in Berlin und München, und in manchen kleinen Städten Deutschlands — von Belgien nicht zu reden — ist ein größerer Aufschwung der Malerei bemerkbar, sind größere und berühmtere Maler zu finden, als gegenwärtig Rom aufzuweisen haben dürfte. Rom und Italien sind für den Maler jetzt mehr Durchgangspunkte, das Ziel kürzerer Wanderstudien geworden, deren Erträgnisse er daheim mit größerer Bequemlichkeit verwerthen und — was für ihn sehr wichtig —

auf den Markt bringen mag, als dies in einem Lande und an einem Orte möglich ist, wo touristende Reisende fast sein einziges Kaufpublikum bilden.

Mit dem Plastiker ist das anders. Die Nähe und Vortrefflichkeit des einheimischen Materials, die Fülle der Muster alter Kunst, deren höchste Meisterwerke ihm in Roms Sammlungen in den unschätzbaren Originalen massenhaft zu Gebote stehen, und ihm auf Schritt und Tritt Motive bieten, die seine Phantasie schöpferisch anregen und befruchten, der Reichthum an schönen Menschengestalten, die er als Modelle benutzen kann — das Alles und so manches Andere noch, verbindet sich schließlich mit einem andern sehr wesentlichen Vortheile, den ihm kein anderer Ort der Welt in solchem Umfange zu gewähren vermag.

Es hat sich nämlich in Italien und besonders in Rom durch Jahrhunderte der Tradition und technischen Kunstübung eine ganz eigene Klasse von Gehülfen des plastischen Künstlers herausgebildet, welche ihm das wesentlich Mechanische, Handwerkliche, der Ausführung seiner Schöpfungen außerordentlich zu erleichtern, ja großentheils völlig abzunehmen im Stande ist. Es sind dies die sogenannten Marmorari, die Marmorarbeiter, die sich wiederum, je nach ihrem Talent und ihrer Geschicklichkeit, ihrer Uebung und Sicherheit, in verschiedene Klassen sondern. Wenn der schaffende Künstler sein Werk durch die verschiedenen Stadien, von dem ersten aufsteigenden Gedanken, den er vielleicht an die weißgetünchte Wand seiner Werkstätte mit Blei oder Kohle hinwirft, oder in einem kleinen, rasch geformten Thonmodelle sich zur Anschauung bringt, bis zu dem Punkte hingeführt hat, wo seine Gestalt, seine Statue, seine Gruppe in dem weichen, jedem leisesten Fingerdrucke nachgebenden, jede Veränderung, jedes neue Motiv, jede leichteste Nüancirung willig aufnehmende Material fertig dasteht: dann hat er sein eigentliches Werk gethan, und kann das Weitere getrost seinen Gehülfen, den Marmoraren, überlassen. Freilich, dies sein eigentliches Werk ist dem Untergange geweiht; der Augenblick seiner Vollendung ist zugleich der letzte seines Daseins. Könnte es je gelingen, das vollendete Thonmodell so dauernd festzuhalten, wie es in diesem Augenblicke, in seiner feuchten lebensvollen Frische, in der sanften grünlichbräunlichen Färbung seines Materials vor uns steht, in jedem Zuge den beseelenden Hauch des Schöpfers tragend, so wäre das

Glück des Künstlers vollkommen. Aber die Antwort des Goethe'schen Zeus auf die fragende Klage der Schönheit, warum sie vergänglich sei, jenes rührende:

„Schuf ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön!"

bleibt auch hier in Geltung. Auf dem Gipfel der Schönheitsvollendung stirbt das Werk des Künstlers; vom Staube genommen wird das Thongebilde wieder zu Staub für die Herstellung des festeren aber leblosen, starren, hartfarbigen Gypsmodells. Aber es stirbt nur, um unter der geschickten Hand des Marmoraren in dem für die Ewigkeit dauernden lebensvollen lichten Marmor seine Auferstehung zu feiern zu erneuter Herrlichkeit und Schönheit.

Hier kommt nun dem plastischen Künstler der obengedachte Vortheil zu Hülfe, den er allein vor allen kunstschöpferischen Genien voraus hat. Wenn er sein Werk bis zu jenem Punkte der Vollendung in der schnell vergänglichen Thongestalt gebracht hat, mag er sich sofort wieder einer neuen Schöpfung zuwenden. Denn jetzt tritt der Marmorar an seine Stelle, der nach dem ihm gegebenen Gypsmodelle aus dem ihm gleichfalls überlieferten Marmorblocke die Gestalt des Künstlers zu neuem Leben erweckt. Es kommt nur darauf an, daß der schaffende Meister berühmt oder reich genug ist, um die Geldmittel zu haben, durch welche er die bewährtesten und geschicktesten jener untergeordneten Gehülfen für sich arbeiten zu lassen vermag, und er hat nicht nöthig, einen Finger mehr an die Ausführung seines Werkes zu legen, das seinen Ruhm vergrößern und die Welt entzücken wird. Ist er freilich arm, sind die Bestellungen noch spärlich, so ist er auch für die Ausführung in Marmor auf seine eigene Arbeit und Geschicklichkeit angewiesen; und besitzt er andrerseits die letztere in einem ausgezeichneten Maße, so wird er es sich ebensowenig versagen, der vorbereitenden Arbeit des Marmoraren da, wo es ihm nöthig scheint, die letzte Feile mit eigener Hand zu geben. Im Ganzen aber sind diejenigen Dinge, welche die Nichtkenner des so eben geschilderten Hergangs an der Ausführung von Kunstwerken in Marmor so vorzugsweise zu bewundern und dem schaffenden Künstler zuzuschreiben pflegen, keineswegs sein Werk. „Ein großer Theil der Bewunderung, welche unsere Plastiker für ihre Knöpfe und Knopflöcher, ihre Schuhbän-

der und Halstücher einernten — die in unserer gegenwärtigen Geschmacksepoche soviel zur Berühmtheit eines Künstlers beitragen — würde, wie ein geistreicher amerikanischer Schriftsteller sich ausdrückt, in die Brüche gehen, wenn das Publikum allgemein wüßte, daß der Bildhauer auf diese zierlichen Leistungen des Meißels im Marmor keinerlei Anspruch hat, daß sie nicht sein Werk sind, sondern die Arbeit irgend einer namenlosen Maschine in Menschengestalt."

Sehr charakteristisch sind es nun vorzugsweise unter den bedeutendsten römischen Bildhauern die Amerikaner, die in neuerer Zeit in der plastischen Kunst eine große Rolle spielen, welche sich jenes Vortheils einer solchen sehr vernünftigen Arbeitstheilung zu bedienen wissen. Theils von Hause aus vermögend, theils durch zahlreiche und großartige Bestellungen von Seiten ihrer reichen nnd prachtliebenden Landsleute unterstützt und gefördert, sind sie in der Lage, sich die Geschicklichkeit der römischen Kunstarbeiter bei der Ausführung und Vervielfältigung ihrer Schöpfungen in einem ungleich höheren Grade dienstbar zu machen, als es vielen andern ihrer Kunstgenossen, namentlich den deutschen, ihre Verhältnisse gestatten. Das Ganze dieses Betriebes ist übrigens nur eine Erneuerung desjenigen, was in der antiken Zeit in gleicher Weise stattgefunden haben muß, da ohne diese Annahme die ungeheure Anzahl der plastischen Kunstwerke und die zahllose Vervielfältigung aller bedeutenderen und beliebteren unter denselben völlig unerklärbar sein würde.

Mein erster Besuch galt der Werkstatt des Amerikaners W. W. Story, die am Ende der Straße San Nicolo da Tolentino, einer der beiden von Piazza Barberini bergaufwärts steigenden Straßen gelegen, unser Interesse aus doppeltem Grunde auf sich zog. Denn wir hatten vor Jahren vorübergehend die Bekanntschaft des damals noch jungen Mannes gemacht, der, einer der ersten Familien von Boston angehörig, — sein Vater war dort Oberrichter und er selbst für die gleiche Laufbahn bestimmt — aus unüberwindlichem Drange zur Kunst so eben eine glänzende Zukunft aufgegeben hatte, um in Rom ganz jenem Drange folgen zu dürfen. Seitdem hatten wir viele Jahre lang nichts von ihm gehört, bis im Jahre 1863 die Kunde uns erfreute, daß auf der großen Londoner Ausstellung von 1862 zwei seiner Werke außergewöhnliches Aufsehen erregt hätten. Eins derselben, die Darstellung der Kleopatra,

von der mir ein Freund, der sie in London gesehen, eine begeisterte Schilderung entwarf, interessirte mich um so mehr, als ich gerade in dieser Zeit selbst das Bild dieser wunderbaren Frau zu entwerfen versucht hatte. — Gleich der erste Anblick rechtfertigte vollkommen die Erwartung, welche die mündliche Schilderung meines Freundes erregt hatte. In der That, dies war keine jener traditionellen weiblichen Schönheiten von mehr oder weniger üppiger Art, dergleichen von so manchen Malern und Bildhauern der letzten drei Jahrhunderte unter dem Namen der Aegyptischen Königin in die Welt gesetzt worden sind, — Gestalten, die alles andere eben so gut vorstellen mögen, als die Geliebte des Cäsar und Antonius, die zaubervolle „Schlange vom Nil". Dies war wirklich Kleopatra, wie sie der britische Dichter im Geiste geschaut und der Grieche Plutarch sie gezeichnet hat, die Blüthe zweier Welten und Nationalitäten, die sich in dem ägyptischen Hellenismus vermählten, das Zauberweib, das die beiden größten Helden des Römerthums ihrer Tage in ihre Fesseln geschlagen, und dessen hochfliegender Ehrgeiz den Kampf mit dem Klügsten der Klugen um die Herrschaft der Welt gewagt hatte, dies war die ächte Kleopatra der Geschichte. Zugleich gewährte es mir eine nicht geringe Befriedigung, zu sehen, wie hier ein genialer Künstler, der daneben ein fein gebildeter Kenner der Alten und ein phantasievoller Dichter, mit meiner Auffassung des Charakters und des Schicksals der merkwürdigsten Frauengestalt des griechisch-römischen Alterthums, ohne je meine Darstellung gelesen zu haben, durch seine Intuition vollständig zusammengetroffen war und ihr in der sichtbaren Gestaltung Leben und Ausdruck verliehen hatte.

Schon die Wahl des Moments war eine höchst glückliche zu nennen. Nicht auf der Höhe ihres Glücks, nicht wie sie als Göttin der alles besiegenden Schönheit einst den Kydnosfluß hinaufzog, den Besieger der römischen Republik sich zu erobern, oder in der strahlenden Herrlichkeit ihrer vergötterten Herrschergewalt in der Alexanderstadt auf dem Throne der Ptolemäer, ihrer Ahnen, hat der Künstler sie dargestellt. Vielmehr sehen wir sie vor uns auf der letzten Stufe ihres Niederganges, an der Schwelle ihres tragischen Endschicksals, in dem Augenblicke nach der ersten und letzten Zusammenkunft mit dem Besieger ihres Antonius, dem Eroberer ihres Reichs und ihrer Hauptstadt, mit dem schlauen, schlangenglatten, kaltunerbittlichen Oktavian, der jetzt der unbestrittene Herr der

Welt und ihres Schicksals, ihr jede, auch die letzte Hoffnung genommen, und ihr nur noch einen Entschluß übrig gelassen hat: den Entschluß, ihrer selbst und ihrer hohen Ahnen würdig zu enden. Ich verweise den Leser, der diese Situation näher kennen zu lernen wünscht, deren Wahl von Seiten des Künstlers allein schon hinreicht, seinen feinen Sinn für historische Darstellung zu kennzeichnen, auf mein Charakterbild der Kleopatra Seite 268—273.

Story's Kleopatra ruht nachlässig hingelagert auf einem löwenfüßigen Lehnsessel. Der ganze Leib, in welchem sich trotz der Vollreife ihrer Jahre noch immer Fülle und Schlankheit paaren, ist leise nach rechts gewendet. Der rechte Arm mit seinem Obertheile auf der Lehne des Sessels ruhend, stützt mit der Handwurzel der zusammengeballten Hand über dem Ohre den nach rechts hin gesenkten mit dem königlichen Isisdiadem geschmückten Kopf. Der linke Arm, von dessen Schulter das Gewand, die Aufregung der so eben vorhergegangenen Scene ausdrückend, bis unter die linke Brust dem Ellenbogen nahe hinabgeglitten ist, und so die Schönheit des Busens völlig frei läßt, hängt in müder Lässigkeit nieder an der Seite des üppigen Leibes, mit der untern Hälfte und der Fläche der ausgebreiteten Hand ruhend auf dem Schenkel des linken Beins. Während rechter Arm und Hand die noch vorhandene Kraft durch ihre Haltung und Thätigkeit erkennen lassen, sind die linken der Ausdruck tiefster todesmüder Erschöpfung, und man glaubt in den leise auf dem Schenkel aufliegenden Fingern noch jenes müde Nervenzucken zu gewahren, das in solcher, aus Aufregung und Ermattung gemischten Erschöpftheit sein halbunbewußtes Spiel treibt. Die Beine sind nicht, wie bei den meisten sitzenden weiblichen Statuen des Alterthums, übereinandergeschlagen, sondern das rechte ist weithin vor- und ausgesteckt, während das linke gegen den Stuhlsitz hin zurückgezogen und fest auf dem Boden mit dem Fuße aufgestellt ist. Auch in dieser Doppelhaltung findet die Verbindung von Ruhe nnd Bewegtheit, von müder Abspannung und Vorbereitung zum erneuten Aufraffen einen eben so sprechenden, als dem Auge wohlthuenden Ausdruck. Das Gewand ist unter der Brust durch eine gürtende Schärpe zusammengehalten; der untere Theil umfluthet, unten von links nach rechts über die Schenkel gelegt, den herrlichen Leib, vom Schooße abwärts in edlen, breiten Massen, nur

den Fuß des ausgestreckten rechten Beines freilassend. Der Fuß ist mit einer vorn spitz zulaufenden Sandale bekleidet, deren Gürtung ein kostbarer Skarabäus über dem Spanne zusammenhält.

Und nun zurück zu dem Kopfe, zu dem wunderbaren Ausdruck dieses Hauptes, dessen Gesichtszüge, eine Mischung hellenischer und egyptischer Bildung, wie sie uns in den edelsten Skulpturen des wunderbaren Nillandes entgegentritt, keinen Zweifel lassen über das Vaterland der vor uns sitzenden unglückseligen Herrscherin. Mit sich selbst allein, ganz vereinsamt, sie allein nur noch übrig von dem, was noch kurz zuvor das Ptolomäerreich Egypten, die Krone des Ostens war, — dies ist der Eindruck, den sie auf den Beschauer macht, von dem sie selbst völlig abgewendet, in sich versunken, nichts gewahrt. Wie fern ist die Ferne, in welche dieser weit aus der Gegenwart hinausstarrende Blick versunken erscheint! wie unermeßlich die Fülle der Ereignisse, der Thaten und Unthaten, deren Erinnerung in diesem Augenblicke durch ihre Seele zieht! wie sinnverwirrend der Kontrast himmelanjauchzender Lust und meerestiefen Leidens, wie fürchterlich der Gegensatz schwindelnder Machthöhe und stolzester herzberauschender Hoffnungen auf die Herrschaft der Welt zu der Abgrundtiefe unfaßbaren Elends, in welches ihr jäher Sturz sie hinabgeschleudert hat! Denn alles dieses, ihr ganzes Leben jagt in diesem Augenblicke „an ihrem inneren Gesicht vorüber", und das Gefühl des Armendeseins, das Bewußtsein, daß Nichts mehr übrig von allem, was dies Leben lebenswerth machte, wuchtet sich mit versteinernder Last über ihre Seele. Es ist dasselbe Gefühl, welches der Dichter eine andere Königin in ähnlicher Lage in die Worte fassen läßt, daß:

„Kein Begegnen möglich das entzückt,
Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarster Himmelspracht
Nichts mehr beleuchtet wird. Hier wird es Nacht!"

Und Nacht ist es auch in Kleopatra's öder Brust, eine Nacht, durch deren Dunkel nur noch ein einziger Stern seinen Schimmer blinken läßt: der Entschluß der Rache an ihrem Besieger durch ihren freiwilligen Tod, der feste Entschluß, ihm durch ihren Tod den Hauptpreis seines Sieges, den Hauptschmuck seines Triumphes zu entziehen.

So hat sie der Künstler vor uns hingestellt, ein treues Abbild des

Bildes, welches der Zeitgenosse ihres Sturzes, der römische Dichter Horaz, obgleich Günstling und Schmeichler ihres Gegners und Besiegers, sich dennoch, überwältigt von der Größe ihrer Erscheinung und von der Erhabenheit ihres Unterganges zu entwerfen gedrungen fühlte, als er sein Triumphlied über die Besiegung des „dämonischen Weibes", den Triumph Italiens über Egypten, mit den schönen Worten schloß:

Nicht Schwert und Eisen schreckte nach Weiberart,
Nicht lockte sie auf eiligem Ruderschiff
Die Flucht zu fernen Ostens Küsten, —
Edler gedachte ihr Sinn zu enden.

Sie trug's, den Sturz der mächtigen Königsburg
Mit tapferem Herzen ruhigen Blicks zu schau'n,
Die giftigen Schlangen, sanft sie streichelnd,
Sich an den blühenden Leib zu legen.

Was ihr die Kraft gab? Fester Entschluß zum Tod!
Nicht sollten, — also dachte sie hochgesinnt —
Des Siegers Schiffe die Entthronte
Hin zu der Schmach des Triumphes führen.

Mögen einzelne Mängel des Werkes dem scharfen Auge des Technikers sichtbar werden, mag die fächerartige Breite des untern Gewandtheils nicht ganz das Auge befriedigen, — trotz alledem hat der Meister mit dieser Kleopatra ein Werk geliefert, das sich weit über die große Mehrzahl der gewöhnlichen Produktionen des modernen Meißels emporhebt. Schon daß er es gewagt hat, die geschichtliche Gestalt zu erfassen, und sich nicht gescheut hat, an die Stelle des hellenischen Idealtypus das nationale Gepräge zu setzen, ist ein bedeutungsvoller Schritt, weil damit der modernen Plastik sozusagen ein neues Terrain gewonnen wird. Denselben Schritt hat übrigens ihrer Zeit auch die griechische Plastik gethan, als mit dem Welteroberungszuge des macedonischen Alexander der Sinn für historische Charakteristik den bildenden Künstlern aufzugehen begann. Es ist das ein Gegenstand, über den ich mich in meinem Torso, bei Gelegenheit der Ludovisischen Barbarengruppe und des sterbenden Fechters, weiter ausgesprochen habe.*)

---

*) S. Torso Th. II. S. 96—97.

Ein geistvoller Landsmann des Künstlers hat in einem als Dichtung sehr mangelhaften, aber an sinnvollen Bemerkungen, feinen Beobachtungen und Schilderungen italischer Natur und Kunst reichen Romane, welchen ich, nachdem ich meinen Eindruck niedergeschrieben hatte, zu Gesicht bekam, eine Beschreibung von Story's Kleopatra gegeben, die er vor acht Jahren in Rom entstehen gesehen. Worauf er mit Recht ein großes Gewicht legt, das ist die wunderbare Ruhe, die über der ganzen Gestalt ergossen ist. „Die Ruhe der Verzweiflung", nennt er es; „denn Oktavian hat sie gesehen und ist gestählt geblieben gegen ihren Zauber. Aber tief in ihrem Herzen lodert noch immer ein Vulkan von Leidenschaftsgluth. So vollkommen erscheint die Ruhe dieser Gestalt, als ob sie weder Hand noch Fuß jemals wieder regen sollte; und doch so gewaltig ist die verborgene Energie und Feuerfülle dieses Wesens, daß der Beschauer das Gefühl hat, sie möchte gegen ihn aufspringen mit einem Tigersprunge und ihm den Athemzug in der Kehle hemmen." Ebenso schön und wahr ist, was derselbe Beobachter von ihrem Gesichtsausdruck sagt. „Der Künstler hat sich nicht gescheut, ihr die vollen Nubischen Lippen und andere charakteristische Eigenthümlichkeiten der egyptischen Gesichtsbildung zu geben, und sein Muth und seine Ehrlichkeit sind reich belohnt worden. Denn Kleopatra's Schönheit strahlt reicher, wärmer und vergleichlos triumphirender, als wenn er, schüchtern vor der Realität zurückweichend, den zahmen griechischen Typus in seiner Reinheit für sie gewählt hätte. Der Ausdruck ist der eines tiefen, düstern, schwer in sich arbeitenden Nachdenkens, ein Blick auf ihr vergangenes Leben und ihre gegenwärtige Lage, während ihr Geist sich zu rüsten versucht für einen neuen Kampf oder im Begriff ist, sich resignirend dem über ihrem Haupte schwebenden Bußegeschick hinzugeben." Auch was er von dem doppelten Ausdrucke ihrer Züge sagt, ist richtig. Die Weichheit und Sanftheit desselben, die man beim ersten Blick zu gewahren glaubt, verändert sich gleichsam unter der Hand in ihr Gegentheil bei schärferem Hinschauen. Dies Wesen hat nicht ihres Gleichen in ihrem Geschlechte, und doch ist kein unweiblicher Zug in ihr. Gemischt aus den widerstreitendsten Elementen, aus Weichheit und Härte, aus Schmiegsamkeit und stahlfester Entschlossenheit, ist sie ganz die Kleopatra, wie sie Shakespeare's Genius gezeichnet hat: unberechenbar im Guten und Bösen,

hinreißend in ihrer Leidenschaft, fürchterlich in ihrem Zorne und vor Allem unwiderstehlich in der dämonischen Gewalt ihrer leiblichen und geistigen Zauberreize. Schwerlich wird ein anderer Künstler nach Story ein zweites Bild dieses Weibes hinstellen, das diesen historisch-nationalen Idealtypus zu übertreffen vermöchte.

Wir fanden den Künstler, einen Mann in der Blüthe männlichen Alters, beschäftigt, die letzte Hand an das Thonmodell seines neuesten Werkes zu legen. Es ist dies eine Delila, aufgefaßt in dem Momente nach dem vollbrachten Verrath. Simsons Haarlocken liegen nebst der Scheere zu ihren Füßen auf der Plinthe. Ueber dieselben weg und vorschreitend scheint sie einen Augenblick inne zu halten. Die rechte Hand faßt das niedergesunkene Gewand über der linken Hüfte zusammen, die Hand des schlaff herabhängenden linken Arms hält in einem Geldbeutel den Lohn ihrer Judasthat. Der völlig nackte Oberleib zeigt eine Verbindung von weiblicher Fülle und jugendlicher Schlankheit, wie man sie selten in so harmonischer Vereinigung findet. Eine schmale Binde umschließt das üppig gelockte, auf Schultern und Rücken niederfluthende Haar des gesenkten Hauptes, dessen Gesichtsbildung mit ihren vollen Lippen, der kräftigen Nase unverkennbar den Typus ihres Volkes trägt. Das ist keine von jenen unbestimmten weiblichen Figuren, denen gelegentlich, nachdem sie vollendet sind, ihr Schöpfer einen allenfalls passenden Namen zu geben sucht. Es ist die wirkliche Delila des alttestamentalischen Heldenliedes, von dem der Liebe vertrauenden und von ihr verrathenen Nationalheros des jüdischen Volkes. Und auch hier wieder hat der Künstler durch die Wahl, oder sagen wir lieber durch die freie Schaffung des fruchtbaren Moments seinen Genius bewiesen. Denn das alte Testament sagt nichts von Delila's Reue über ihre That, und doch ist es diese von dem Künstler dargestellte Empfindung, dieser Selbstvorwurf, welcher uns das Interesse an seiner Delila einflößt. Ihre ganze Erscheinung und Haltung, ihr gesenktes Haupt mit dem schmerzhaft bewegten Munde und den gewitterschwer über den Augen lastenden Brauen ist nur ein einziger Ausdruck zornigen Schmerzes und bitterer Selbstanklage. Man glaubt den Ausruf: „O welch' eine sinnlose Thörin war ich!" von ihren Lippen zu vernehmen.

Unter den zahlreichen anderen Arbeiten des Künstlers, die theils in

Marmorwiederholungen, theils in Gypsabgüssen die großen Räume seiner Werkstatt füllen — es sind deren mehrere zwanzig Nummern — stelle ich obenan seine Lybische Sibylle. Eine etwas über Lebensgröße hinausgehende Frauengestalt, deren egyptischer Typus sich unverkennbar ausspricht, sitzt vor uns auf einem Architekturfragment, welches theilweise von dem bis nahe zu den Hüften herabgesunkenen Gewande bedeckt wird. Ein zerbrochener Mosaikfußboden zu ihren Füßen deutet an, daß es Tempeltrümmer sind, auf denen sie sinnend weilt. Das rechte Bein über das linke gelegt, mit dem rechten Arme, dessen Hand gegen das Kinn gelegt ist, auf dem Knie des rechten Beines aufgestützt, in der herabhängenden und auf dem Sitze ruhenden Linken eine Schriftrolle haltend, schaut sie in Sinnen versunken mit leise vorgebeugtem Haupte in die Wüste hinaus. Den Kopf bedeckt ein über der Stirn in Schnabelform auslaufendes Diadem, unter welchem das Haar, in Flechten geordnet, auf Schultern und Rücken hinabfällt. Ein Halsschmuck, an welchem ein sechseckiges Sternzeichen hängt, umgiebt den Hals bis gegen die Brust hin. Die Füße sind ohne Sandalenbekleidung.

Der bedeutende Eindruck, welchen mir die Anschauung dieser Werke machte, beruhte besonders darauf, daß hier von einem genialen, hochgebildeten Künstler eine neue Aussicht für die Zukunft seiner Kunst auf das glücklichste eröffnet zu sein schien, ein neues Feld gleichsam für schöpferische Bethätigung der Plastik, hinaus über die erschöpften Motive der Antike und ihrer Ideale. Wo er eine Fortsetzung derselben versucht hat, wie in einer Venus und in einer sitzenden Sappho, da ist er nicht über das längst Bekannte neuerer Versuche hinausgekommen. Hier aber, im Gebiete des Historisch-Nationalen ist er völlig neu und schöpferisch aufgetreten und hat damit der Plastik ein neues Feld erschlossen, das unter seiner und unter glücklicher Nachfolger Hand reiche Ausbeute verspricht. Beim Anblick dieser Kleopatra, dieser Lybischen Sibylle, dieser Delila, zu denen sich noch eine Judith und ein Saul und eine über ihrem Vorhaben brütende Medea gesellen, ist es immer, wie ein mit uns anwesender Betrachter sich ausdrückte, „als athme man neue Lebensluft und Hoffnung für die Fortentwickelung der Plastik.“ Und gewiß ist es ein bedeutungsvoller Umstand, daß derselben diese neue belebende Richtung von einem Sohne des jüngsten

Kulturvolkes, von einem Sohne Amerika's kommt, von dem schon Goethe das Wort gesagt hat:

„Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte!“

Wie wenig übrigens Story zur Einseitigkeit neigt, beweist am besten die Fülle und Verschiedenheit seiner Arbeiten. Wir sahen in seinem Studio neben einer Anzahl trefflicher Portraitbüsten und mehreren Monumentalwerken, unter denen eine Kolossalstatue Everetts, und eine andere des Mr. Justice Story (Vater des Künstlers) sich befanden, auch mehrere Genredarstellungen von ebenso glücklicher Erfindung als feiner Ausführung. Ich nenne einen Wettritt zweier Kinder auf zwei Ziegenböckchen, einen Amor auf einem Schwanenschiffchen mit gespanntem Segel dahinfahrend, beides Reliefs; einen Bacchus auf dem Panther reitend, und vor allem die reizende Gruppe eines zehnjährigen Mädchens mit einem Hunde, zu welcher die Worte: You go that way and I'll go this eine Erklärung geben, welche in der Handlung selbst so vollkommen ausgedrückt ist, daß es kaum einer solchen Erklärung bedarf. Und endlich — last not least — eine sitzende Statuette Beethovens (der sehr musikalische Künstler ist ein begeisterter Verehrer von Beethovens Genius), welche ich unbedenklich als die vortrefflichste von allen, die ich gesehen, bezeichne.

Seitdem das Vorstehende geschrieben wurde, sind kaum drei Wochen vergangen, und schon hat der Künstler in dem Thonentwurfe einer neuen Schöpfung seine Genialität und den Reichthum seiner erfinderischen Phantasie aufs Neue bewährt. Es ist eine Gruppe Amor und die Sphinx, und das mit glücklichstem Geiste gefundene Motiv theilt diesmal der Sphinx die Rolle der Befragten zu. Denn es ist der Liebesgott, der hier der alten Räthselspenderin sein Räthsel zur Lösung aufgiebt. Ueber das Werk ein andermal.

Eine Illumination Rom's.

Rom, 13. April 1867.

Gestern Abend habe ich ein Schauspiel gesehen, wie ich es nie zuvor erlebt habe: eine allgemeine Illumination von Rom. Es galt einen wichtigen Tag im Leben Pius IX. zu feiern, eine mirakulose Errettung aus Todesgefahr, welche vor dreizehn Jahren sein kostbares Leben der Welt bewahrt hatte.

Am 12. April 1854 befand sich nämlich der Papst, umgeben von zahlreichen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, Kardinälen, Diplomaten, französischen und römischen Generalen u. s. w. in dem neu erbauten Saale der Klosterhalle von St. Agnese Fuori le Mura, als plötzlich der Boden unter den Füßen der hohen Versammlung krachend aus seinen Fugen ging, und dieselbe, bis auf Wenige, die sich in Fensternischen befanden — sammt und sonders in den unteren Kellerraum hinabstürzte. Ein ebenso kolossales als schlecht gemaltes Freskogemälde, das wir vor einigen Tagen im Klosterhofe beaugenscheinigten, stellt diese tragikomische Katastrophe in den schreiend buntesten Farben, unter denen die rothen Hosen der französischen Generale in dem Kopfüber-Kopfunter des Vorgangs sich besonders grell bemerkbar machen, für die Nachwelt dar, und sichert zugleich dem Maler, Signor Tajetti, den Nachruhm unfreiwilliger Komik. Bei alledem bleibt indessen das Wunder von Pio nono's glücklicher Errettung bestehen, und diese zu feiern war die gestrige Illumination bestimmt. Sie war in der That die glänzendste, die Rom seit lange erlebt hat, denn die Kirche und die Anhänger des Papstes hatten alle Mittel aufgewendet, um daraus zugleich eine großartige Demonstration zu machen für den heiligen Vater, das Haupt der Christenheit, den Papa e Ré, der „von Allen verlassen" dennoch unter dem Schutze Gottes und der Madonna, der unbefleckt empfangenen Gottesmutter, fest auf dem göttlichen Statthalterstuhle sitzt.

Andererseits hatte es das geheime Revolutionscomité nicht an Verbreitung von schlimmen Gerüchten fehlen lassen, welche die Theilnahme des Publikums hindern oder beeinträchtigen sollten. Allgemein hieß es: es werde Unruhen geben, ein Aufstand losbrechen, und somit die Theilnahme an dem Festabende mit Gefahren für die Zuschauer verbunden sein. Wir glaubten nicht an diese Drohgerüchte, und sie erfüllten sich denn auch in keiner Weise. Rom ist zu stark bewacht. Dreizehntausend Mann Truppen, darunter die fanatischen Zuaven, sind mehr als hinreichend, jeden Aufstandsversuch als hoffnungslos erscheinen zu lassen, und eine Tags zuvor gehaltene Generalrevue derselben auf dem riesigen Platz des alten Prätorianerlagers vor Porta Macao, hatte ihres Eindruckes nicht verfehlt. Das Schauspiel des gestrigen Abends verlief in aller Ruhe, und es war in der That ein großartiges.

Die Römer sind berühmt als die ersten Meister der Welt in der Illuminationskunst, und sie haben daneben eine Stadt, deren öffentliche Monumente, mit ihren unzähligen Kirchen und Palästen, Kuppeln und Thürmen, ihren herrlichen Plätzen, geschmückt mit den kolossalen egyptischen Obelisken — deren Rom nicht weniger als elf besitzt — und mit ihren mehr als sieben Bergeshügeln, alle gekrönt mit den prachtvollsten Bauwerken — der Illumination einen Gegenstand und ein Terrain bieten, wie keine Stadt der Erde sie ähnlich aufzuweisen hat. Alle diese Vortheile, mit der höchsten Virtuosität und einem feinsinnigen Geschmack benutzt, gewährten denn auch einen wahrhaft zaubervollen Anblick. Dennoch wären wir ohne die Güte einer Bekannten nicht im Stande gewesen, denselben so voll zu genießen, wie wir ihn genossen haben, denn uns zu Fuß hinauszuwagen, fehlten uns Lust und Kräfte — es hätte einer vier- bis fünfstündigen Wanderung durch die meist engen und vollgedrängten Gassen Roms bedurft, um nur das Hauptsächlichste zu sehen — und die Preise der Wagen, über vierzig Francs für einen Zweispänner, und nicht viel weniger für einen Einspänner, waren doch zu abschreckend für unsere Börsen. Jetzt freilich, wo ich das Schauspiel gesehen, würde ich es, selbst mit einem so hohen Preise, für nicht zu theuer erkauft gehalten haben.

Von der liebenswürdigen Baronin von St..w abgeholt, fuhren wir denn, nachdem die Illumination begonnen hatte, um Ave Maria

(um halb acht Uhr) von unserer Berghöhe hinab. Die Umfahrt dauerte über drittehalb Stunden, obschon in den weniger erleuchteten Straßen ziemlich schnell gefahren werden konnte, und so vortrefflich waren die polizeilichen Anstalten, so gewandt und geübt die Kutscher, die das gedruckte Programm der Fahrordnung am Schnürchen hatten, so gesittet, gutartig und fern von aller Rohheit und Hast das Benehmen des die Straßen füllenden Volks, daß trotz der quetschenden Enge mancher Straßen und Gassen, die alle ohne „Bürgersteige", zuweilen nur eben für einen Wagen passirbar sind, — daß wir auf der ganzen Fahrt auch nicht ein einzigesmal eine Störung, einen Zank von Kutschern untereinander oder mit dem zu Fuß gehenden Publikum, kurz nichts von alledem erlebten, was in den zehnfach breiteren Straßen von Berlin bei ähnlichen Gelegenheiten doch gar häufig vorkommt. Berittene päpstliche Dragoner und Fußgendarmen verhielten sich geräuschlos thätig, ohne Schreien und schimpfendes Spektakelmachen, auf alle Fragen rasche, sichere, gemessen ernste und doch höfliche Auskunft gebend. Sie hatten übrigens im Grunde wenig zu thun, denn das Volk bewegte sich nicht schreiend, laufend, drängelnd und schiebend in roher Neugier, sondern ruhig und gelassen; und wie sehr es in manchen Dingen auch heruntergekommen ist, es lebt noch etwas in ihm von der altrömischen Gravitas, von jener Gravität, die sich Zeit nimmt und, an großartige Aufzüge und öffentliche Schaustellungen aller Art gewöhnt, nicht ergriffen wird von jener fieberhaften Neugier, welche bei uns die Menschen treibt und stachelt, und sie dann rücksichtslos gegen ihre Umgebung macht. Diese „Gentilezza" des Volkes ist es, welche das Leben und Verkehren mit ihm hier überall zu einem Vergnügen macht.

Nehmt jetzt einen Plan von Rom zur Hand und begleitet uns mit Hülfe desselben auf unserer Umfahrt durch das taghell erleuchtete, sonst so finstere Häuser- und Straßen-Chaos, das sich Rom nennt. Sie ging zuerst die Via Sistina und Capo le Case hinab, durch Via dei due Macelli nach dem spanischen Platze. An die spanische Treppe gelangt, überraschte uns ein mährchenhafter Anblick. Die ganze dreifach gegliederte Riesentreppe zeigte ihre mit Lampen besäeten Lichtkontouren, und über ihr erhob sich der Obelisk von der Kirche Trinita dei Monti, von dem Piedestale bis zur Kreuzspitze mit einem Lampengerüste bekleidet, wie ein riesiger Feuerpfeil gegen den tiefblauen wolkenlosen Nachthimmel

empor. Dieser Anblick allein erschien uns als das Höchste von Allem, was wir bisher — sowohl in Deutschland als in Paris — von Illumination gesehen, und in der That war es die glänzendste und würdigste Ouverture zu der Zauberlichtoper, die wir jetzt in zahlreichen Akten schauen sollten. Weiter ging es, die Via dei Condotti hinab, und rückwärts sitzend, hatte ich den Genuß des Anblicks der spanischen Treppe mit dem Licht-Obelisken, für den die Erstere zuletzt als eine sich allgemach verengende gewaltige Basis erschien, bis zum Korso, wo wir rechts hinab zur Porta di Popolo fuhren, von deren Platze uns ein zweiter Obelisk, in gleicher Lichtverklärung, eingefaßt von der Erleuchtung der Terrassen der Passeggiata des Monte Pincio entgegenstrahlte. Dann ging es wieder zurück durch die Ripettastraße bis zum Hafenplatz, dem Porto di Ripetta, wo wir aussteigen mußten, um die dortige Erleuchtung des Stroms und seiner Ufer zu sehen. Große Flußschiffe und Dampfer zu beiden Seiten der prachtvollen Ufertreppe postirt, und bis zu den Mastspitzen hinauf mit Lampen und farbigen Ballons erleuchtet, bildeten ein schwimmendes Amphitheater, und jenseits des Stroms erhob sich ein kolossaler Lichtbau, die Front des St. Peter nachahmend, in deren Mitte die Bildsäule des Papstes prangte. Zurück zu unserm Wagen und weiter zur Via della Scrofa in der Parochie des heiligen Augustin, dessen Kirche eine sitzende Madonna mit dem Jesusknaben, die wunderthätigste und darum reichste Madonna von Rom, beherbergt, welche der Bildhauer Sansovino, aus einer antiken Marmorgruppe, die Mutter Nero's mit ihrem Sohne auf dem Knie darstellend, zurecht gemeißelt hat!

Diese Straße war in der Länge von mehr als tausend Schritt mittelst unzähliger, über sie hingezogener Schnüre voll Papierballons in einen wahren Laubengang bunten Lichts verwandelt. Ueberhaupt war es das Anmuthige bei dieser Illumination, daß fast jede Hauptstraße mit illuminirten Eingangspforten versehen, wieder ein besonderes abgeschlossenes Ganze bildete.

Von dort ging es nach Piazza Navona, und hier fand das bisher Gesehene seinen Gipfelpunkt. Dieser größte der römischen Plätze, ursprünglich ein Stadium für Wettrennen und Kampfspiele (daher auch der heutige Name Navona, eine Verstümmelung von agones, nach Gregorovius) und noch die Langform eines solchen bewahrend, hat auf

beiden Endseiten zwei kleine und in der Mitte eine große Fontaine, deren Becken etwa siebzig Fuß im Durchmesser mit einem Felsenbau überwölbt ist, auf dem sich ein egyptischer einundfünfzig Fuß hoher Obelisk erhebt. Vier kolossale Stromgötter von Marmor, die Donau, den Ganges, den Nil und den Rio della Plata darstellend, schmücken die vier Seiten, und aus den Felsengrotten strömen zwischen Tritonen und Seeungeheuern die Fluthen der Aqua Virgo hervor. Nun denkt Euch dies Alles: die riesigen Thier- und Göttergestalten, die Grotten und Wasserströme, den Obelisken, und ringsumher die den Platz einfassenden Häuser, Kirchen und Paläste, in rothem, grünem und bläulichem bengalischem Flammenlichte strahlend; und außerdem den ganzen Platz in seiner ungeheuren Länge eingefaßt von Blumenlicht-Guirlanden — es war ein überwältigender Eindruck, den wir, den Platz umfahrend, genossen, und der auf lange hinaus Alles andere wirkungslos ließ. Erst die Beleuchtung der Engelsbrücke, der Engelsburg und des Platzes vor der Brücke vermochte wieder unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Von der Engelsbrücke nach Trastevere, die erleuchtete, stolze Lungara entlang nach S. Maria in Trastevere, über Ponte Sisto (die alte Janikulusbrücke), durch das Straßengewirr dieses enggebauten Stadttheils, nach dem Kapitol und der Kirche Ara Coeli, von deren Höhe ein kolossales Lichtkreuz herabstrahlte. Alle die zahlreichen Kirchen und Kapellen, alle Plätze, die wir passirten, in buntester Lichtfülle strahlend, alle Fontainen mit improvisirten Blumenbeeten eingefaßt, überall auf den Plätzen helle mit Guirlanden geschmückte Holzbuden, in denen gekocht und gesotten ward; wo Limonade, Wein und Erfrischungen verkauft wurden; vor allen Palästen zahlreiche Pechfackeln aufgepflanzt; alle Marienbilder an Häusern und Gassenecken mit Lampensternen und Wachslichtern, letztere hier auf den Balkons der Paläste manchmal drei Fuß lang, beleuchtet, in allen Stockwerken der Häuser bunte Lampen und Papierlaternen und auf allen großen Plätzen die Militairmusik.

Vom Kapitol, am Palast Venezia vorbei, ging es zum Forum des Trajan, diesem großen Prachtgrabe Rom's, das in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls von Lichtguirlanden umkränzt, mit der erleuchteten Spitze seiner Riesensäule auch einen wunderbaren Anblick gewährte. Dann über den herrlichen Platz von Santi Apostoli lang-

sam hinauf zum Quirinal. Dieser Anblick war mir von Allem das Ergreifendste!

Da standen sie, umgeben von den gewaltigen Architekturmassen des Platzes, neben dem rauschenden Springbrunnen, zu beiden Seiten des uralten Obelisken, den einst Kaiser Claudius vor achtzehnhundert Jahren aus dem Pharaonenlande nach Rom gebracht und vor dem Mausoleum August's, des abendländischen Pharao, aufgestellt hatte — da standen sie, die marmornen Riesengestalten der Dioskuren von Monte Cavallo, herrlich, wie sie einst Phidias gedacht, wenn auch dunkel vom Moosgrau der Jahrtausende, einsam auf dem einsamsten Höhenplatze von Rom, umleuchtet von zahllosen Flammenlichtern, groß, still, unbekümmert um das fremde Leben, das sie umwogte, wie sie stehen werden, wenn längst das Fest dieses Tages und sein Held in den Schooß der Vergangenheit hinabgesunken sein werden, der schon drittehalb Jahrtausende römischen Daseins in sich aufgenommen hat.

Den Schluß unserer Umfahrt bildete der Platz Colonna, dessen Mittelfronte sich mit einem gewaltigen architektonischen Lichtbau, die Markuskirche von Venedig darstellend, geschmückt zeigte. Die Signori Zouavi, die in dem dahinter liegenden Palaste (einst die Post) ihr Casino haben, hatten sich angegriffen und ihr Lichtwerk konnte sich neben dem Prächtigsten des Abends gar wohl sehen lassen. Wir aber, übersättigt von dem Geschauten, eilten jetzt heimwärts, um unsern Augen Ruhe und unsern angegriffenen Leiblichen eine Erfrischung zu gönnen.

Ob Rom dieses Lichtfest in solchem Glanze noch oft sehen wird? Ich möchte es bezweifeln. Das Ganze machte, — abgesehen von dem ästhetischen — doch vorwiegend den Eindruck einer forcirten Demonstration und des künstlich Gemachten. Trotzdem, daß fast alle Häuser erleuchtet hatten, waren doch alle Fensterläden geschlossen, und kein Mensch auf den Balkonen und in den Fenstern zu sehen. Kein einziger Lebehochruf begrüßte den Papst, als derselbe Abends gegen 8½ Uhr, umgeben von seiner berittenen Nobelgarde, die Straßen durchfuhr. Alles war still, schweigsam, fast drohend ernst. Die Illumination selbst war prachtvoll, denn die Klöster und Kirchen der ewigen Stadt sind reich und haben die Mittel, solche Demonstrationen zu Gunsten des Papa e Ré in Scene zu setzen, und von den Einwohnern illuminirten daher

auch viele nur aus sehr erklärlichen Rücksichten, — wie es denn mit der Freiwilligkeit und den Motiven bei solchen Gelegenheiten, zumal unter solchen Verhältnissen, wie die römischen, eine eigene Sache ist. Aber all' der Lichtglanz und seine goldene Zauberpracht vermochten für mich doch nur auf kurze Stunden das düstere Schattendunkel zu verscheuchen, das auf dem unglücklichen Rom gewitterschwer lastet.

Ein Papst aus dem Ghetto.

Rom, im April 1867.

In dem heutigen kapitolinischen „Albo", dem goldenen Buche des römischen Adels, befindet sich noch der Name eines Geschlechts verzeichnet, das, in seinen alten Vertretern längst ausgestorben, zu den merkwürdigsten in der an Merkwürdigkeiten so reichen Geschichte des mittelalterlichen Adels von Rom gehört.

Es ist das Geschlecht der Pierleoni, welches der Stadt Rom im Mittelalter zahlreiche Konsuln, Senatoren und Staatsmänner, mehrere Kardinäle, ja sogar der Christenheit einen Papst gegeben hat, obschon seine Ahnen dem verrufensten und verachtetsten Winkel von Rom, dem Juden-Ghetto entstammten, aus dem es, durch die Macht des Geldes zu fürstlicher Hoheit und Größe hervorgegangen ist. Der Enkel eines Juden aus dem Ghetto auf dem päpstlichen Throne — das ist wohl ein Schauspiel, das sich näher zu betrachten verlohnt.

Der hochverdiente Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, dessen Werk kein Besucher der ewigen Stadt zu studiren unterlassen sollte, erzählt, daß der Rabbi Benjamin von Tudela, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Rom besuchte, dort nur zweihundert

Juden im Ghetto am Tiber gefunden habe, während ihre Anzahl jetzt über fünf Tausend beträgt. Allein die erstere Angabe beruht auf einem Mißverständnisse der Worte des mittelalterlichen jüdischen Touristen. Diese lauten nämlich wie folgt: „Es sind hier (in Rom) nahezu zweihundert Juden, angesehene Männer, die Niemandem Tribut zahlen, und unter welchen der Papst Alexander manche Diener hat.“ Von diesen macht er einen, den Rabbi Jehiel, namhaft, als „einen schönen, klugen und einsichtsvollen Mann, der jenseits des Tiberflusses wohne und als des Papstes Bankier und Geschäftsführer (ipsius facultatum administrator) am Hofe wohlgelitten sei.“ — Man sieht also leicht, daß die Zahl zweihundert nicht etwa die gesammte Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung Roms, sondern nur die Anzahl der angesehenen männlichen Familienhäupter der Judengemeinde angeben sollte, womit denn auch alles Uebrige, was wir sonst noch von der römischen Judengemeinde des Mittelalters wissen, im Einklange steht.

Das Schicksal der Juden war in der ersten Hälfte des Mittelalters lange nicht so hart, als in den späteren Jahrhunderten. Von eigentlichen Judenverfolgungen wird wenig berichtet, und wenn gleich die Nachkommen des einst von Titus fast vernichteten Volks die Hauptstadt der Christenheit nur als geduldete und vielfach gedrückte Schutzgenossen ohne alle bürgerlichen Rechte bewohnten, so wußten sie doch durch die ihrem Volke eigenthümliche Begabung sich nach und nach allerlei Vortheile anzueignen. Aus dem römischen Ghetto gingen die besten Aerzte hervor, von denen viele ihre Praxis auf die angesehensten Familien des römischen Adels ausdehnten, manche sogar Leibärzte von Päpsten wurden. Auch Musikkünstler jüdischer Abkunft begegnen uns in Rom, wiewohl in späterer Zeit, und mehrere der berühmtesten Virtuosen des sechszehnten Jahrhunderts am päpstlichen Hofe waren Juden, wie jener getaufte Giovanni Maria, der von Rafael gemalte Violinspieler, dessen Bild noch heute in der Gallerie Sciarra zu sehen ist. Vor Allem aber erwiesen sich die römischen Juden früh als Meister jener Kunst, welcher in unsern Tagen die Rothschilds und Genossen ihr Ansehen und ihr Baronenthum verdanken. Je mehr den Bewohnern des Ghetto alles Andere versagt war, was sonst den Menschen als Angehörigen eines Gemeinwesens, als Stadt- und Staatsbürger bezeichnet und ihm Ehre

verleiht, desto mehr sahen sie sich darauf hingewiesen, für das Versagte den einzigen Ersatz in demjenigen zu suchen, welches letzlich auf seiner höchsten Höhe alle bürgerlichen Unterschiede ausgleicht oder aufhebt: in der Erwerbung von Geld und Gut, in der Aufhäufung von Reichthum, der, geschickt gehandhabt und klug benutzt, damals wie zu allen Zeiten seinem Besitzer Einfluß und Ansehen, Macht und Adel verschaffen konnte.

Ein Meister dieser Kunst war nun der Stammvater des Hauses der Pierleoni, jenes stolzen römischen Senatorengeschlechts, „welches Glück und Macht dem Wucher verdankte." Wie dieser Rothschild des römischen Mittelalters ursprünglich mit seinem jüdischen Namen geheißen, finde ich bei Gregorovius nicht angegeben; nur die Vermuthung, daß er ein und dieselbe Person sei mit einem aus Urkunden bekannten Leo de Benedikto Christiano, d. h. einem Christ gewordenen Juden des elften Jahrhunderts. Sein großer Reichthum hatte ihn in den Stand gesetzt, sich dem päpstlichen Hofe in Finanznöthen unentbehrlich zu machen, und die Einsicht, daß seinen Kindern jetzt nur ihr Judenthum den Weg zu Rang und Ehren versperre, hatte ihn bewogen, dies Hinderniß durch seinen Uebertritt zum Christenthum vollständig aus dem Wege zu räumen. So finden wir denn bereits seinen Sohn Leo, den ihm eine Römerin aus adeligem Geschlechte geboren hatte, als angesehenes Mitglied der römischen Aristokratie, deren Söhne keinen Anstand genommen hatten, sich dem reichen getauften Bankier zu verschwägern, um ihren zerrütteten Finanzen durch die goldenen Mitgiften aufzuhelfen. Das vom Vater durch Zinswucher aufgehäufte Geld, — „unermeßlich" nannte es ein nicht viel später lebender Gegner des Hauses — vom Sohne durch gleiche Betriebsamkeit noch vermehrt, trug bald seine Früchte. „Konsul der Römer" nannte seine Grabschrift den Sohn des getauften reichen Juden, und ein römischer Erzbischof Alfanus besang in einem noch vorhandenen Gedichte den Stifter des Hauses der Pierleoni nach seinem Tode als einen Mann, der, „dem apostolischen Stuhle unter allen Umständen getreu, reich an Gütern, geadelt durch seiner Mutter hohes Blut, klug und weise, hoch angesehen in Rom und fast in der ganzen Welt anerkannt", eine Zierde seiner Vaterstadt gewesen sei. Mit richtigem politischen Instinkte hatte er sich, wie Gregorovius bemerkt, an den gewaltigen Hildebrand und die Reformpäpste angeschlossen. Sein Sohn,

Petrus Leonis (Petrus Leo's Sohn) oder Pierleone genannt, wurde nach dem Tode des Vaters ein Mann von höchstem politischen Einflusse, der in dem fünfzigjährigen Investiturstreite eine überaus wichtige Rolle spielte. In seiner festen Burg neben der Kirche San Nikola in Carcere, in deren Schutz sich der bedrängte Papst geflüchtet hatte, starb jener Urban II., der die Kreuzzüge eingeleitet hatte, in demselben Jahre, in welchem die Kunde von der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer (15. Juli 1099) Europa erreichte. Der Enkel des getauften Ghettobewohners als Beschützer eines Papstes! — war es da noch allzuweit ab vom Papstthrone selber für das kühn aufstrebende Geschlecht? Es stand unter Petrus Leonis auf dem Gipfel seiner baronalen Macht. Seine Burg — deren gleichen die römischen Barone des Mittelalters für ihre unaufhörlichen Fehden fast an und in allen großen Denkmälern des römischen Alterthums erbaut hatten, — hatte zu ihrem Mittelpunkte das riesige Marcellustheater, auf dessen Ruinenschutte über den noch stehenden gigantischen Quaderbögen heute das friedliche Haus der Orsini steht. Mit dieser Burg verbunden erstreckten sich die festen Wohnthürme der Pierleoni am Tiberflusse hinab bis zu der Diakonie von S. Nikola in Carcere, die man in und aus alten Tempeltrümmern erbaut hatte. Die Nähe des Flusses, die Festigkeit des alten Theaterbau's, die gewaltigen Reste anderer nahegelegener alter Bauwerke, wie des Portikus der Oktavia, machten diese Burg der Pierleoni, welche dieselben bezeichnend genug hart an der alten Wiege ihres Geschlechts, in der Nähe des Ghetto und des Pons Judaeorum, der Judenbrücke, welche nach der Tiberinsel führt, angelegt hatten, zu einer der stärksten Baronalfestungen Roms, die lange Zeit hindurch den heftigsten Angriffen ihrer Gegner aus dem Adel und des gegen die reichen jüdischen Magnaten oft sehr feindselig gesinnten Volks siegreich widerstand. Ein solcher Sturm ward unter andern herbeigeführt, als Petrus Leonis, unter der Regierung Papst Paschalis II., seines Freundes und Schuldners, seinem Sohne das Amt eines Präfekten von Rom zu erringen unternahm (1116). Das Unternehmen mißlang, aber nur um das Ansehen und den Glanz der Emporkömmlinge aus dem Ghetto anderthalb Jahrzehende später noch höher zu steigern und auf den höchsten Gipfel irdischer Größe zu erheben.

Petrus Leonis, der erste Pierleone, starb, „mit Ehren bedeckt wie

ein Konsul des alten Rom" am zweiten Juni des Jahres 1128. „Die Grabmäler der Päpste jener Zeit gingen unter, aber das Mausoleum dieses jüdischen Crassus hat der Zufall so sorglich aufbewahrt wie den Sarkophag der Cäcilia Metella. Im Klosterhofe von St. Paul steht ein großer römischer Marmorsarg schlechtester römischer Zeit, mit den Figuren des Apollo und Marsyas und der Musen geschmückt: dies war das Grab Pierleone's, welchen die Inschrift, echt jüdisch, als einen durch Reichthum und Kinder unermeßlichen Mann ohne Gleichen preist." Auch seiner gewaltigen Thurm- und Burgbauten (exstruxit celsis turribus astra poli) gedenkt jene Grabinschrift, sowie seiner Loyalität (legum servator) und daß er der Freund Roms und die Zierde des Vaterlandes gewesen. Pierleone hinterließ zahlreiche Nachkommen, „und so fabelhaft war das Glück dieser Sprossen aus dem Ghetto, daß einer seiner fünf Söhne Papst, ein anderer Patrizius der Römer, eine Tochter, so sagt man, Gemahlin Rogers von Sizilien wurde." Wir wollen indessen hier nur von dem ersten berichten.

Pierleoni hatte seinen Sohn Petrus zum geistlichen Stande bestimmt. Der junge Pierleoni hatte in Paris unter Abälard seine Studien gemacht und dann in Cluny die Mönchskutte genommen. Papst Paschalis hatte ihn sodann auf den Wunsch des alten Pierleoni nach Rom zurückberufen und ihm das Kardinaldiakonat von S. Cosma und Damiano verliehen. Seitdem stieg er rasch von Stufe zu Stufe unter den folgenden Päpsten. Unter Calixtus wurde er Kardinalpriester von S. Maria in Trastevere. Später ging er als päpstlicher Legat nach Frankreich, wo er Konzile hielt, und nach England, wo er vom König Heinrich feierlich eingeholt, mit fürstlichem Pompe auftrat. „Selbstgefühl, Bildung und Talent fehlten dem Sohne des mächtigen Pierleoni nicht, und wenn er, was ihm seine Gegner vorwarfen, als Nuntius unermeßliche Schätze zusammenraffte, so folgte er nur dem Beispiele aller übrigen Kardinal-Legaten." Das Bild dieses merkwürdigen Mannes ist überhaupt, in Folge seiner bald zu erwähnenden Erhebung auf den päpstlichen Thron als Gegenpapst Innocenz' des Zweiten, von seinen Gegnern übertrieben entstellt und in's Schwarze gemalt worden. Seit lange war der päpstliche Thron das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche gewesen. Bei dem Tode Honorius II. (1130) schien die Erlangung desselben in Folge seiner zahlreichen Anhänger

unzweifelhaft gesichert. Aber der Intrigue einer geringen Minorität des Wahlkollegiums gelang es, den Kardinal Gregor von S. Angelo heimlich als Innocenz II. zu erwählen und unter dem Schutze der den Pierleoni feindlichen Frangipani und Corsi auszurufen. Wenige Stunden später erwählten jedoch die Anhänger Pierleoni's, darunter die Mehrzahl der Kardinäle, die größere Menge der Bürger und fast der ganze römische Adel, den Sohn des Petrus Leonis, den Enkelsohn des jüdischen Geldwechslers aus dem Ghetto, als Anaklet II. zum Haupte der Christenheit!

Innocenz konnte sich gegen den mächtigen Pierleoni nicht halten. Schon am Tage seiner Wahl mußte er aus dem Lateran in die Burg seiner Beschützer, der Frangipani, flüchten, die am Palatin erbaut und das „Paladium" genannt, ihm jedoch nur kurze Zeit Schutz gewährte. Denn die Frangipani, durch Anaklets Gold bestochen, fielen von ihrem Schützlinge ab, und Innocenz entwich heimlich über Pisa und Genua nach Frankreich.

Anaklet II. war jetzt unbestrittener Beherrscher Roms. Im Dome von S. Peter hatte ihn Petrus von Pontus feierlich zum Papste geweiht; er hatte vom Lateran und von den Kirchenschätzen Besitz genommen, und das Volk von Rom hatte ihm zugejauchzt, als er seine Huldigungsprozession durch die Stadt hielt; denn sein Reichthum hatte ihm die Mittel gegeben, die Habsucht dieser geldgierigsten aller Stadtbevölkerungen zu befriedigen. Wie bei allen Huldigungsprozessionen der Päpste, hatten auch die Juden an ihrem Standorte, unweit des Monte Giordano, nahe der Engelsbrücke, ihre Hymnen für den Neuerwählten gesungen, an ihrer Spitze den Rabbi mit der großen, verhüllten Rolle des Pentateuch, die er, uraltem Herkommen gemäß, dem neuen Papste zu überreichen hatte, der sie nahm, einige Worte darin las und sie dann hinter sich reichte mit dem Bescheide: „Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir!" Wohl mögen wir uns vorstellen, ruft Gregorovius aus, daß die Kinder Israel noch nie einen Papst mit so aufrichtigen Hymnen schadenfroher Glückwünsche, oder mit so viel stillen Flüchen begrüßt hatten, als diesen Papst, den Enkel eines Mannes aus ihrem Volke.

Der zum Papst erwählte Pierleone hatte zwar seinen Gegner, den wenige Stunden vor ihm erwählten Innocenz, aus dem Felde geschlagen

und zur Flucht gezwungen; aber damit war der Kampf noch nicht zu Ende. Der entflohene Papst, sich auf das Recht der Erstwahl stützend, rief die ganze Christenheit auf zu seinem Beistande wider den, wie er behauptete, unrechtmäßig gewählten Gegenpapst in Rom. England, Frankreich, Deutschland und selbst ein großer Theil Italiens erkannte ihn an, und der deutsche König Lothar rüstete ein Heer zum Römerzuge, um ihn mit Gewalt auf den Stuhl Petri zu setzen. Kein Mittel blieb unversucht um den in Rom befindlichen thatsächlichen Inhaber desselben zu stürzen. Die Abkunft desselben war bisher vor der Macht und dem Reichthum des Geschlechts in den Hintergrund getreten. Jetzt plötzlich erinnerten seine Gegner die Welt an ein großes Aergerniß. Ein Nachkomme jüdischer Wucherer aus dem römischen Ghetto auf dem Stuhle Petri! von diesem Skandalgeschrei wiederhallten alle Briefe und Erlasse des geflüchteten Papstes und seiner Anhänger. Keine Schmähung war überhaupt schwarz genug, mit der ihn nicht der Haß der Feinde bedeckte; keine Schändlichkeit, deren man ihn nicht beschuldigte. Man sagte ihm nach, daß er die Kirchen ihrer Schätze beraubt und die Juden, seine alten Volksgenossen, dazu gebraucht habe, die heiligen Weihegeschenke von Gold und Silber einzuschmelzen und sie in Geld zu verwandeln, um mit demselben das römische Volk zu bestechen. Selbst schwerer Verbrechen, wie der Blutschande mit seiner Schwester und anderer ähnlichen Dinge ward er angeschuldigt, während dagegen sein Gegner Innocenz, aus dem altrömischen Adelsgeschlechte der Papareschi stammend, als ein Engel des Lichts hingestellt wurde. Auch sein jüdisches Aussehen mußte herhalten, denn er sowohl als seine Brüder trugen in ihrer Gesichtsbildung noch immer etwas von dem Typus ihres Volkes an sich. Wunderlich genug aber vergaßen die, welche dem Papste diese seine jüdische Gesichtsbildung und Abstammung zum Vorwurfe machten, das ja auch die Apostel, daß Petrus und Paulus getaufte Juden gewesen, und daß diese in ihren überlieferten Abbildungen jüdischer aussahen, als der Sohn Pierleone's, ihr Nachfolger auf dem Throne der Statthalter Christi.

Anaklet hatte einen harten Stand, aber er zeigte sich demselben gewachsen. Nahezu acht Jahre lang behauptete er sich mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth und Entschlossenheit in seiner Stellung. Er hatte gefordert, daß eine unparteiische Synode zwischen ihm und seinem

Gegner richte, und über die Rechtmäßigkeit der Wahl des einen und des andern Papstes entscheide. Seine Forderung ward verweigert; statt dessen zog der deutsche König Lothar mit einem Heere gegen Rom heran und führte Innocenz II. in den Lateran ein. Aber Anaklet wich und wankte nicht. In der starken Engelsburg verschanzt, die wie fast alle Adelsthürme Roms in seiner Gewalt war und blieb, trotzte er mannhaft dem Versuche des Kaisers, sein Anrecht an den Thron, statt auf dem geistlichen Wege eines Konzils, durch Waffengewalt zu beseitigen. Lothar mußte abziehen, und sein Schützling Innocenz sah sich genöthigt, nachdem er etwa drei Monate lang als Papst den Lateran behauptet hatte, zum zweiten Mal aus Rom nach Pisa zu entfliehen. Ein zweiter Römerzug Lothars war erfolgreicher, da der heilige Bernhard von Clairvaux Rom zu Gunsten Innocenzens zu gewinnen wußte, der im Jahre 1137 wirklich zum zweiten Male wieder seinen Sitz im Lateran nahm. Aber auch diesmal wich und wankte Anaklet nicht aus Rom, wo er sich im St. Peter und in der Engelsburg tapfer behauptete. Als aber sein einziger Verbündeter, der Beherrscher von Sizilien, der kühne Normanne Roger, den er durch seine Anerkennung als König von Sizilien für sich gewonnen und der sogar eine Schwester von ihm zur Gemahlin hatte, sich zum Richter über beide Päpste aufwarf und ein Konzil von Kardinälen beider Parteien zu sich berief, um das Schisma zu lösen, da befreite am 25. Januar 1138 der Tod den tapferen Anaklet von der Gefahr, dem Gegner weichen zu müssen. Seine Brüder — denn er hatte deren vier, Leo, Jordan, Roger und Uguccione Pierleoni — gaben nach seinem Tode den Widerstand auf, doch nicht ohne vortheilhafte Bedingungen für sich zu gewinnen. Erst als Innocenz sich dazu verstanden hatte, ihnen und ihren Anhängern neben völliger Amnestie ungeheure Geldsummen zu zahlen (immensa in filios Petri Leonis et in his qui eis adhaerebant pecunia profligata) machten sie ihren Frieden mit dem überlebenden Gegner ihres Bruders und huldigten Innocenz II. als ihrem Herrn.

So endete der Sohn Pierleonis, der Papst aus dem Stamme des Ghetto, nachdem er acht Jahre den Stuhl Petri behauptet hatte. Seine Feinde jubelten über den Tod des gewaltigen Gegners. „Aber" — also schließt der Geschichtsschreiber, dessen Werke wir diese Schilderung entnehmen — „wir haben keine unparteiische Stimme gehört, welche diesem

nicht kanonischen, doch zum Papstthum ursprünglich berechtigten Papst während seines in Furcht und Noth zugebrachten Pontifikats die Sünden vorgeworfen hätte, die manche rechtmäßige Päpste entehrt haben."

Die Familie der Pierleoni blieb in Macht und Ansehn auch nach dem Falle ihres berühmten Mitgliedes, und selbst Innocenz II. fand sich bewogen, sie durch Ehren und Aemter auszuzeichnen. Zehn Jahre später finden wir Jordan Pierleone als Bannerträger und General der Stadtgemeinde Roms.

Und heute? was ist heute übrig von diesem stolzen, mächtigen Geschlechte, daß sich noch im sechszehnten Jahrhunderte rühmen durfte, mit dem kaiserlichen Hause der Habsburger Oesterreichs verwandt zu sein, „die sich lange durch diese Verwandtschaft mit den römischen Pierleoni geehrt fühlten, bis sie voll Abscheu entdeckten, daß sie in diesem Falle ihre Ahnen im Ghetto Roms zu suchen hätten?" — Nichts als eine Grabinschrift mit ihrem mosaicirten Wappen, dem springenden geschachbretteten Löwen und drei Querbalken, den der Geschichtschreiber des Mittelalters der Stadt Rom an einem der Begräbnißorte der Pierleoni, vor der Kirchthüre von S. Angelo in Pescaria, unweit des Ghetto auffand. Ihre Paläste sind verschwunden und aus ihren stolzen Burgthürmen sind Wohnhäuser der Armuth geworden, in deren verwüsteten Räumen heute die nahe wohnenden Juden des Ghetto ihre Büffel schlachten und ihre Lumpenmagazine aufsammeln, gerade so wie am Fuße der Kaiserpaläste, am Westabhange des Palatin, jetzt in den gewölbten Hallen Lumpensammler ihre Vorräthe aufspeichern. „So sank die Stätte eines Geschlechts von stolzen Senatoren und Konsuln der Römer durch wunderbare Ironie wieder in den Schmutz seines Ursprungs zurück, und auf jener Stelle, wo im Schutze der jüdischen Emporkömmlinge der berühmte Papst starb, welcher die Kreuzzüge predigte, wo aus den Pierleoni selbst ein Papst hervorging, sammeln und häufen wieder Juden Lumpen auf, gleich den Ahnen des Petrus Leo und Anaklet's II. Es ist als rächten sie noch heute den Abfall jenes Geschlechts von ihrem Volke."

Eine italienische Reise vor hundertdreißig Jahren.

Rom, im April 1867.

Wenn man als Reisender in Italien die Gegenwart und ihre Vortheile für die Reisenden voll genießen will, muß man einen Blick auf die Vergangenheit werfen und sehen, welche Leiden noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht etwa irgend ein armer Schelm von Schriftsteller, sondern ein grand Seigneur, ein französischer Marquis, der zehn Postpferde zahlen konnte und zahlte, auf solcher Reise zu erdulden hatte.

Ein Beispiel davon lieferte mir die Lektüre der italienischen Reisebriefe des berühmten Präsidenten Charles de Brosses, der in den Jahren 1739 und 1740 Rom besuchte.*) Er brauchte zu der Tour von Siena nach Rom trotz seiner zehn Extrapostpferde nicht weniger als drei volle Tage, in denen seine Postchaise nur dreimal umgeworfen wurde. Ueberall die abscheulichsten Wege, Herbergen, in denen es oft an der einfachsten Nahrung, ja überhaupt an jedem Unterkommen fehlte, wie z. B. in Radicofani, wo ein früher angekommener Reisender, ein sächsischer Prinz, der mit fünfzig Pferden reiste, das letzte Stück Brod und den letzten Winkel der Herberge in Beschlag genommen hatte, und wo unser Reisender mit seinem Begleiter froh sein mußte, in dem Keller eines armen Landmanns ein Unterkommen zu finden, um nur die Kleider zu trocknen. Dabei die Posten theuer, die Weggelder noch theurer, die Reisenden bei ihrer Ankunft von den erlittenen Unbilden des Weges zum Tode erschöpft. Aber all' mein Mitleid schwand, als ich die Worte las, in die der Franzose beim Anblick der „gerühmten Campagna" (de cette Campagne

*) Le président de Brosses en Italie, lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740 par Charles de Brosses, deuxième édition. II. Tom. Paris 1861. (Didier et Cp.)

fameuse) ausbricht. Er fand sie geradezu abscheulich, und meint: il fallait que Romulus fût ivre, quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid. Später jedoch urtheilt er etwas milder über diese malheureuse campagne déserte et désolée; er findet sie auf der andern Seite Roms „etwas weniger triste". Er bittet dem Romulus den ihm gemachten Vorwurf ab, und beantwortet die Frage nach den Ursachen ihres jetzigen verödeten Zustandes ziemlich vernünftig. Ich komme noch darauf zurück. — Seine Tour von Rom nach Neapel ist eine Fortsetzung der früheren Romantik. Auf der Strecke von Marino nach Velletri — die Poststraße ging damals noch über Marino — mußten Abends vier berittene Domestiken mit Fackeln ihrem Wagen durch die Waldwege vorleuchten. Bei Sermoneta fanden sie die Straße von den Leuten des Herzogs Caetani, der von diesem kleinen Neste den Herzogstitel führt, durch eine eiserne Kette gesperrt, und sich genöthigt, einen Passirzoll zu entrichten. Noch heute heißt davon die prächtige antike Brücke, welche mit einem einzigen Bogen den Fluß überspannt, il ponte della catena. Auf der ganzen Tour immer dasselbe Herbergs- und Hungerelend; in Mola keine Pferde zu haben, weil ein Kardinal sie den Reisenden wegnimmt; daneben Unfälle aller Art, durchgehende Maulthiere, umgeworfene oder zerbrochne Wagen — kurz, wenn jetzt eine Reise in Italien mit dem dritten Theile des Ungemachs verbunden wäre, das damals ein reicher und vornehmer Herr auszustehen hatte, so würden wahrscheinlich weit mehr als neun Zehntel der heutigen Romtouristen zu Hause bleiben — was denn vielleicht auch kein übergroßer Schade für sie und nebenbei ein großer Vortheil für das letzte Zehntheil sein würde. Das Buch des alten französischen Reisenden interessirte mich aber auch schon darum, weil ich in diesem gründlich gebildeten, ja gelehrten, und durch seine historischen, philologischen und antiquarischen Arbeiten rühmlich bekannten Manne zugleich einen der wenigen — damals vornehmlich überaus seltenen — Franzosen kennen lernte, der die Erbfehler in dem Charakter der Nation vorurtheilsfrei auszusprechen den Muth hat. Freilich nur gegen seine Freunde insgeheim; denn diese Briefe waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt, und blieben auch nach seinem Tode bis zum Jahre 1799 ungedruckt, wo sie ein Unberufener herausgab. Da findet sich denn das merkwürdige Geständniß, daß in Italien von allen fremden

Nationen die Deutschen das am meisten beliebte Volk und die Franzosen das allerunbeliebteste seien. Die Engländer seien freilich auch gern gesehen, weil sie viel Geld in's Land brächten, aber le fond du coeur est pour les Allemands! Von den Franzosen heißt es ferner: Je m'apperçois qu'en général il n'y a point de nation moins aimée que la nôtre. Auch ist er über die Gründe dieser allgemeinen Unbeliebtheit durchaus nicht im Unklaren. Sie komme, sagt er, de la mauvaise habitude où nous sommes, de donner hautement partout la préférence à nos moeurs sur celles des nation étrangers, blamant sans égard tout ce qui ne se fait pas comme chez nous. Er kommt auf diese schlechte Gewohnheit mehrmals zurück, in welcher er eine der principales causes findet, pour les quelles ils sont plus mal vus chez l'étranger qu'aucune autre nation; und er versteigt sich schließlich bis zu der Höhe der Gerechtigkeit, es anzuerkennen, daß man im Auslande von den Franzosen sage: qu'on ne peut les avoir pour compagnons, qu'ils veulent être maitres partout, et qu'ils ne parlent que d'un ton despotique.*) Wie würde sich unser Lessing — der freilich, als diese Worte geschrieben wurden, noch auf der Meißner Schulbank saß — gefreut haben, wenn er die Gerechtigkeit seines Widerwillens gegen die französische Anmaßung dem Auslande, zumal Deutschland und den Deutschen gegenüber, hätte mit diesem Zeugnisse eines der besten und gebildetsten Franzosen unterstützen können!

Daneben ist de Brosses ein guter Beobachter der Menschen und der Dinge in dem damaligen Rom, und seine Urtheile und Bemerkungen sind meist zutreffend und richtig. Noch heute gilt von den römischen Frauen im Allgemeinen, was er von dem Müßiggange und der Trägheit derselben sagt, daß sie ihre meiste Zeit damit hinbringen, im Fenster zu liegen und die Vorübergehenden zu mustern: la femme passe son temps à la fenêtre, à regarder les passants (II. p. 223). Dabei liebt er Rom und versteht er Rom, wie wenige seiner Nation, in seiner festhaltenden Kraft, die es auf den fremden Besucher, — wenn derselbe nicht ein unverbesserlicher Philister ist — auch heute noch übt; denn heute noch erfahre ich täglich die Richtigkeit der Bemerkung, die

*) de Brosses: Lettres II. p. 102 u. p. 155.

er bei Gelegenheit der mehrfach aufgeschobenen Abreise einiger Freunde macht: Il faut que Vous sachiez, que les gens ne sont jamais croyables, quand ils disent, qu'ils vont partir de Rome. On y est si bien, si doucement. Il y à tant à voir, que ce ne se fait jamais. Auch ich weiß keinen einzigen unserer hiesigen deutschen Bekannten, der seinen Abreisetermin inne gehalten und ihn nicht mehr als einmal verschoben hätte.

Die Einblicke, welche er uns in die gesellschaftlichen und Sittenzustände des damaligen Roms gewährt, sind von hohem Interesse. Die polizeilichen Zustände in diesem Rom vor 126 Jahren erscheinen uns geradezu als ungeheuerlich. An der Spitze der römischen Polizei stand damals ein Monsignor Buondelmonti, ein naher Freund des Verfassers, ein tüchtiger und kräftiger Mann, der als Gouverneur von Rom sich alle erdenkliche Mühe gab, in der Stadt wenigstens einigermaßen Ordnung herzustellen. Aber alle seine Bestrebungen scheiterten an dem Umstande, daß es in ganz Rom keinen anerkannten Schelmen und Verbrecher gab, der nicht irgend einen einflußreichen und mächtigen Beschützer gehabt hätte. „Was kann ich thun," — klagte mehr als einmal der Chef der obersten Sicherheitsbehörde, — „in einer Stellung, wo ich eben so viele Herren habe, als es Kardinäle giebt!" Das Gemälde, welches de Brosses von dem damaligen Polizeizustande in Rom entwirft, ist denn auch ein überaus düsteres, gegen das gehalten die heutigen Verhältnisse wirklich als eine wahre Wohlthat erscheinen. Die Stadt war voll von „Asylen", wo Verbrecher und Banditen eine stets offene Zufluchtstätte fanden. Nicht nur die Kirchen und Klöster, sondern auch jedes Haus eines Kardinals und jedes Quartier, in welchem ein fremder Botschafter residirte, war ein solches Asyl, welches die Polizei nicht betreten durfte, auch wenn sie einen Uebelthäter verfolgte. Als zur Zeit von de Brosses' Aufenthalt in Rom die Sbirren einen solchen vor dem Palaste des französischen Botschafters im Korso zu verhaften sich anschickten, während der Letztere am Fenster stand, fiel dessen Hausgesinde über sie her und prügelte sie weidlich durch. Der französische Ambassadeur — so meint sein Landsmann, — konnte gar nicht anders handeln; es galt ja „sein Recht" zu schützen, denn so lange es überhaupt noch in Rom Asyle gab, mußten er und seine Kollegen auf ihr Asylrecht halten! Ein andermal geschah

es, daß ein Uebelthäter, der sich unter das Portal einer Kirche nahe bei dem Palaste der Cancelleria geflüchtet hatte, von dort aus mit dem Portier des Palastes in einen Schimpfstreit gerieth. Der Portier ergriff zuletzt ein Gewehr und feuerte es auf den Vagabonden ab; die Kugel flog wenige Schritte vor de Brosses' Wagen vorbei und tödtete statt des Hallunken, für den sie bestimmt war, einen armen Abbate, der des Weges ging. Der Mörder eilte in seine Loge zurück, aus der ihn die Polizei nicht zu holen wagte, und alle Vorstellungen des Polizeichefs Buondelmonti konnten den Kardinal Ottoboni, den Bewohner jenes Palastes, nicht dazu bewegen, in die Auslieferung des Mörders zu willigen. Was Wunder wenn bei solcher Wirthschaft Mord und Todschlag, Raub und Diebstahl an der Tagesordnung waren? Man stahl in den Kirchen, auf den Straßen, ja selbst in den Palästen; und bei den Festen der fremden Gesandten stahlen die gemietheten Diener im großartigsten Maßstabe. De Brosses giebt davon ein hervorragendes Beispiel in der Beschreibung eines großen offiziellen Festessens, welches der französische Gesandte alljährlich am 13. Dezember zur Feier der Bekehrung des Königs Heinrich's IV. zum Katholizismus zu geben hatte und dem er selbst als Gast beiwohnte. Zu diesem Feste hatte der Festgeber, Herzog von Saint Aignan, außer seiner schon sehr zahlreichen Dienerschaft noch eine große Anzahl von aufwartenden Subjekten miethen müssen. Diese letzteren erwiesen sich als eine wohlgeschulte Räuberbande. Die ganze Schilderung ist überaus charakteristisch für die damaligen Zustände. Einer der vier die Aufsicht führenden Maitres d'Hotel hatte schon vor Beginn der Tafel ersucht, Couverts und Teller beim Wechseln nur den Dienern in der Livree des Hauses zu geben. Diese Bemerkung war nicht unnütz, denn dies Fest ward eine vollständige Plünderung von Seiten der Herren und Diener, die mit skandalösester Unverschämtheit betrieben wurde. Frauen, Kinder und sonstige Genossen der gemietheten Aufwärter, welche auf der Treppe postirt waren, bildeten Relais für die von den letzteren entwendeten Eßwaaren, Flaschen, Schüsseln, Servietten; und der Festgeber klagte seinem Gaste beim Kaffee, daß ihm jährlich bei dieser Gelegenheit gegen dreißig Stücke Silbergeschirr gestohlen würden. — Im Uebrigen war das damalige Fremdenleben in Rom lustig genug. Die Fremden, meist reiche Kavaliere, verschwendeten ungeheure Summen; die Kardinäle hielten fürstlich offene Tafel;

an Liebesintriguen fehlte es natürlich nicht, und es gab sogar in Rom damals eine Zeitung — „la petite gazette de Rome", nennt sie der Autor — in welcher gesellschaftlicher Personalklatsch eine Hauptrolle spielte, der in dem heutigen Rom nur mündlich betrieben werden kann, aber darum nur um so eifriger betrieben wird.

Rom, im Mai 1867.

Wir besuchten neulich das Atelier einer Landsmännin und Kunstgenossin William Storys, der Miß Hosmer, die zu den ausgezeichnetsten Bildhauern Roms gehört. Ein Grabmonument, die liegende Gestalt einer zu Rom verstorbenen jungen Engländerin, das wir in der Kirche S. Andrea delle Fratte gesehen, hatte uns bewogen, ihr Studio aufzusuchen. Die Arbeiten, welche wir dort sahen, waren wohl geeignet, dem Rufe der Künstlerin zu entsprechen. Höchst anmuthig und geistreich ist besonders ihre Darstellung des Shakespeare'schen Sommernachtstraum-Geistes Puck, der der Künstlerin, welche eine Schülerin Gibson's ist, zuerst einen Namen gemacht hat. Der neckische Fledermausgeflügelte Genius, in der rechten eine Schildkröte, in der linken Hand eine Eidechse haltend, sitzt auf einem riesigen Pilze, unter welchem kleinere Pilzchen und allerlei Waldgekräut hervorwachsen, und sieht uns mit dem durchtrieben schalkhaften Gesichte so verschmitzt und zugleich so drollig an, daß wir in ihm auf den ersten Blick den zu aller Neckerei aufgelegten Waldkobold der derben und täppischen Volksphantasie erkennen, aus deren Quelle Shakespeare seinen Puck geschöpft hat, „den schlauen Poltergeist", —

> Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
> Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen;
> Durch den der Brau mißräth, und mit Verdruß
> Die Hausfrau athemlos sich buttern muß;
> Der oft bei Nacht den Wandrer irre leitet,
> Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet.
> Doch wer ihn freundlich grüßt, ihm Liebes thut,
> Dem hilft er gern und dem gelingt es gut.

So schildert ihn der Elfe Shakespeare's, doch er selber weiß von sich noch viele andere Schelmenstücke zu erzählen, die zum Theil noch derberer Art sind. Es war ein ebenso geistreicher als glücklicher Gedanke der Künstlerin, solche Phantasiegestalten der neueren Dichtung in den Kreis der modernen Plastik zu ziehen, die an Stoffen ohnehin bedenklichen Mangel leidet, und die Art und Weise, wie sie dies mit ihrem Puck ausgeführt hat, verdient volle Anerkennung. Aehnlichen Humor zeigt sie in ihrer Gruppe eines an einem Baumstamme schlafenden Fauns, den ein kleiner Satyr mit dem Schwanze und Klauenenden des ihn bedeckenden Pantherfelles festbindet. Auch ihr „Genius des Lichts“, sitzend auf einer wimmelnden Fülle von Früchten und Thieren, und ihre „Nacht“, ein schwebender Genius mit Schlaf und Traum zur Seite, beides Reliefs, gehören in diesen Bereich poetischer Phantastik. Aber neben diesem Geiste des lieblichen Scherzes und Humors steht ihr auch der Ernst, neben der Lieblichkeit auch das furchtbar Tragische zu Gebote. Das beweisen ihr Brustbild einer Medusa, die an Stackelbergs berühmte farbige Terracotta*) erinnert, und ihre Beatrice Cenci, wie sie, im Gefängniß liegend, den Rosenkranz in der Hand den Henker erwartet. Auch in monumentaler Plastik hat sie sich mit Glück versucht. Wir sahen von ihr eine kolossale Portraitstatue Benthams und eine Kolossalstatue der gefesselten Zenobia, jener berühmten Kaiserin des Ostens, die, von Aurelian besiegt, als ihr der Sieger das Leben bot, wenn sie sich freiwillig ergebe, ihm die stolze Antwort gab: „Du thust, als wissest Du nicht, was Kleopatra, meine Ahnin, gethan!“ —

Außer Miß Hosmer sind jetzt in Rom noch zwei andere amerikanische Bildhauerinnen, Miß Stephens und eine Miß Foly, die jedoch der ersteren nicht gleichkommen. Ueber alle hervor ragt aber ihr Landsmann William Story, von dessen Arbeiten ich Euch früher berichtet habe. Die Vielseitigkeit in der Begabung dieses Künstlers erinnert an die großen Künstlergestalten des Alterthums und der Zeit des sechzehnten Jahrhunderts. Denn Story ist nicht nur einer der ersten Bildhauer der Gegenwart, sondern daneben auch noch ein Mann von umfassendem, besonders historischem Wissen, ein begabter Musiker und ein feinsinniger

*) S. Torso I. S. 315.

Schriftsteller und Dichter. Sein Buch über Rom und römische Dinge, dessen Schilderungen von Land und Leuten zum Theil wahrhaft klassisch zu nennen sind, gehört zu dem Besten, was ich in dieser Art kenne, und und unter seinen Gedichten*) sind manche von großer Anmuth und Schönheit. Eins derselben kann ich mich nicht enthalten, in meinem Versuche deutscher Uebertragung mitzutheilen. Es führt die Ueberschrift:

Phryne und Praxiteles.

Wohl zwei Jahrtausende sind's her, —
Der Sonne letzter Strahl
Umflammte die Akropolis,
Hoch ob der Stadt im Thal, —

Als zu Athen ein Bildner that
Den letzten Meißelschlag
In seiner Werkstatt an dem Haupt
Schön wie der junge Tag.

Tiefseufzend zog er ab die Hand
Von seiner Marmorpracht,
Und sprach zu ihr, die seitab stand:
„Jetzt, Liebste, ist's vollbracht!

So viel ist's, was ich retten mag,
Vor der Vergänglichkeit;
So viel — so wenig, ach! — bewahrt
Vor Tod und Endlichkeit!

Erbleichen wird die Lippe roth,
Verblühn der Glieder Pracht,
Kein liebend Flehn bewahret sie
Vor der Zerstörung Macht.

Doch soll Dein Lächeln marmorn stehn
In ewger Heiterkeit,
Denn Kunst gewährt, was Lieb' versagt,
Gewährt Unsterblichkeit.

Ach! dieser kalte Marmor wird
In ewger Jugend blühn,
Wenn längst die Hand, die ihn beseelt,
Längst Du und ich dahin!

---

*) Dieselben sind seitdem gesammelt erschienen unter dem Titel Graffiti d' Italia (Edinburgh and London 1868 Will. Blackwood and Sons).

Wenn unsre heißen Herzen längst
Zu Asche still und kalt,
Und unsre Lieb' ist wie ein Ton
Jahrhunderte verhallt:

Dann wird der kalte Marmor hier,
Dem nichts kann Leben leihn,
Noch lächeln wie er heute lacht
Noch schön wie heute sein.

Kein Kummer stört den Frieden ihm,
Nicht Gram und Mißgeschick,
Nicht Alter noch Enttäuschungspein
Wird trüben je den Blick.

Geschlechter, ungeborene,
Sie schauen, tief bewegt,
Hier Jugend und Holdseligkeit
Für ewig ausgeprägt.

Und wenn wir längst zu Staub verweht,
Wohl manch' ein Fremdling spricht:
So lächelt' auf Praxiteles
Einst Phryne's Angesicht!"

Wenn dies Gedicht, das im Originale noch viel anmuthiger lautet als meine Uebersetzung auszudrücken vermag, der ächten Künstlerbestimmung des Plastikers entsprungen ist, so läßt uns dagegen ein anderes einen Einblick thun in die Seele des Menschen, der, vor Tausenden seiner Mitstrebenden von der geheimnißvollen Macht, welche wir Glück nennen, begünstigt, dieser Macht aus frommem Herzen folgendes Gebet weiht, welches ich, unfähig in seiner prägnanten Kraft wiederzugeben, lieber im Originale hersetze. Ich denke mir auch hier den Künstler-Dichter vor der Marmorgestalt der Göttin, die sein Meißel erschaffen, und an die er jetzt, wie einst Phidias das Knie beugte vor seinem Olympischen Jupiter, sein frommes Gebet richtet:

To Fortune.

Oh Goddess! fixed and fair and calm,
That bearest in thy grasp the palm —
That bearest in thy grasp the rod —
Oh voice of fate, oh smile of God!

Be gracious, — lend to us thy ear
Be not too awful, too austere.
Against thy will no power avails;
Without thy aid all struggle fails.

Stayed by thy hand, no read so spare
But column-like, life's weight will bear;
Reft of thy hand our steps to lead,
The brazen shaft is like a reed.

Blow but thy breath across the sea
Our galleys go triumphantly;
Avert thy face, though skies are fair,
We sink and founder in despair.

Dear Goddess, turn to us thy face!
Not justice we implore, but grace;
Give us, what none can win or buy —
Thy godlike gift, prosperity!

Wer möchte nicht, wenn er je des Glückes räthselvolles Walten an sich oder andere erlebte, mit einstimmen in diesen frommen Anruf des Dichters!

Die beiden hier mitgetheilten Gedichte gehören einem Cyclus an, den er als Ausdruck antiker Empfindungsweise bezeichnet und in Bezug auf den wohl vorzugsweise der Dichter es für nothwendig gefunden hat, in seiner kurzen Vorrede seine kirchlichen Landsleute darauf hinzuweisen: daß alle seine Gedichte „spezifisch dramatischen Charakters" seien, und daß man daher ihn, den Poeten, nicht für ihre Gedanken, Ansichten und Empfindungen verantwortlich machen dürfe! Unglaublich, aber wahr, und belehrsam über die tiefe Kluft, welche die Bildung und Freiheit unseres deutschen Publikums von der Entwickelungsstufe unserer Vettern jenseit des Kanals und des atlantischen Oceans scheidet.

Fanny Lewald

an

Herrn Wilhelm Schultze

in Cöln.

Die Fremden und die Gesellschaft in Rom.

Rom, Anfangs Mai 1867.

Die römische Fremdengesellschaft erzeugt manchmal wunderliche Abentheuer in sich. So hat eben jetzt eine nicht mehr junge aber noch gut aussehende Frau, die dem deutschen Adel angehört, sich, obschon sie bereits Großmutter ist, mit einem ziemlich unbekannten deutschen Maler verlobt, der auch kein Knabe mehr sein soll. Das macht denn ein paar Tage von sich sprechen und ist danach vorüber, denn wenn auch in Rom sonst Alles unbeweglich ist, so ist die Gesellschaft — d. h. die Fremden-Gesellschaft, denn von der eigentlichen römischen Gesellschaft bekommt die Mehrzahl der Fremden überhaupt nicht viel zu sehen, um so beweglicher. Sie ist jedes Jahr, ja fast jede Woche eine andere, grade wie in einem Badeorte.

Es ist überhaupt etwas Eigenes um die sogenannte Gesellschaft. — „Als ich ein Kind war, nicht wußte wo aus noch ein", schwebte mir als das Ziel, nach dem ich strebte, die Gesellschaft vor. Zunächst natürlich die Berliner Gesellschaft, aus der die Namen der Humboldt's, Mendelssohn, der Radziwill's, die Namen von Henriette Herz, Zelter, Reichard, Varnhagen und Rahel, Heine, Willibald Alexis, Gans u. s. w. verlockend an mein Ohr geklungen hatten. Darüber hinaus die Salons von Paris, die ich mir eigentlich noch so vorstellte, wie sie vor der Revolution gewesen sein mochten — ganz und gar von geistreichen Frauen beherrscht, mit Herzensangelegenheiten und daneben mit Litteratur beschäftigt, von welchen Beiden jene geistreichen Frauen ihr Auge nur dann abwendeten, wenn es ihnen

angemessen oder vortheilhaft, oder im Interesse ihrer Anhänger geboten schien, die schöne Hand auch einmal in die Staatsangelegenheiten zu mischen. „Die Gesellschaft“ ersetzte bei mir in einem gewissen Alter das Feenreich, und wie ich mir als kleines Kind nie zu gering für die gute Freundschaft einer Fee vorgekommen war, so fühlte ich mich auch vollkommen berechtigt, einen Platz in „der Gesellschaft“ einzunehmen, in der Gesellschaft, wie ich sie mir dachte — und wie die Mehrzahl der Personen, die nicht zu ihr gehören, sich dieselbe vorstellt. Denn es giebt in unsern Bürgerständen kaum einen halbweg begabten jungen Mann oder ein leidlich hübsches und aufgewecktes Mädchen, welche nicht diesen Zug nach Oben, nach der ihnen verschlossenen „großen Welt“ empfänden — die sie sich meist als eine Einheit, als eine Art von Institut denken, in das man mit einem Schritte eintreten kann, wie etwa in ein Theater, in ein Museum, oder in ein Kaffeehaus, wenn man nur im rechten Momente von dem rechten Menschen dabei an die Hand genommen wird.

Später habe ich selbst oft über meine kindlichen Phantasien gelächelt, denn obschon ich in verschiedenen Zeiten meines Lebens mit den Kreisen in Berührung gekommen bin, die sich die „Welt“ zu nennen lieben, und obschon ich bei diesen Anlässen manchen hochbegabten und vortrefflichen Menschen begegnet bin, sind mir doch mitunter in den prächtigen Sälen, wenn ich in ihnen sehr geringe Dinge mit großer Wichtigkeit verhandeln hören mußte, die Verse von Klaus Groth eingefallen:

„Dat keem so wit, ik heff se sehn,
De Welt dar buten voer:
Ik wull, se weer man half so schön,
As do min Platz voer Doer.“

Im Ganzen hört man in Berlin wie in Wien, in London, in Paris und in Florenz, also überall, dieselbe Klage aussprechen, daß es im Sinne der alten Zeit keine Gesellschaft mehr gebe, daß die unbefangene reine Freude an dem geselligen Verkehr, an dem freien Gedankenaustausche mit jedem Jahre mehr verschwunden sei, und man schiebt die Schuld dieser geistigen Erkaltung — denn eine solche ist es — bald auf die politische Thätigkeit, welche die Männer von der Häuslichkeit und von dem Verkehr mit den Frauen abwende, bald auf den Ueberhand nehmenden Luxus, der es allen nicht eben reichen Familien unmöglich mache,

Gäste in regelmäßer Wiederkehr bei sich zu sehen; endlich aber auch darauf, daß der plötzlich reich gewordene Bürgerstand sich in die Reihen der alten Familien hineingeschoben und hineingedrängt habe, und daß damit für jene alte Gesellschaft jeder recht vertrauliche Verkehr unmöglich geworden sei. Man habe, so heißt es, zu verschiedene Interessen, zu verschiedenes Herkommen in der gegenwärtigen Gesellschaft, man sei ebendeshalb der formvollen Umgangsweise nicht mehr in ihr sicher — und was solcher Klagen weiter sind.

Eine gewisse Wahrheit, d. h. ein kleiner Theil von Wahrheit liegt sicherlich in diesen Behauptungen, aber nicht die rechte Wahrheit; indeß wenn sie auch wirklich völlig richtig wären, so hätte grade Rom die Anwartschaft im Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt, noch eine Gesellschaft im alten Sinne zu besitzen. Denn Rom hat kein politisches Leben, welches die Männer von dem Umgange mit den Frauen abziehen könnte, es hat wenig oder keinen Luxus in der Bewirthung bei den Abendgesellschaften, und die glückliche und erfreuliche Plage eines reich gewordenen Bürgerstandes kennt das arme Rom vollends nicht. Dafür aber hat es die Hunderte und Tausende von Fremden aus allen Welttheilen, welche alljährlich mit dem mehr oder weniger bewußten Vorsatze nach Rom gezogen kommen, neben den andern Herrlichkeiten der ewigen und einzigen Stadt, auch ihre Gesellschaft kennen zu lernen — und wie sie sich in vielen ihrer unberechtigten Erwartungen nicht befriedigt finden, sehen sie sich in der Letztern meist ganz und gar getäuscht; denn die eigentliche römische Gesellschaft, die Gesellschaft der Prinzen, Fürsten, Kardinäle, des alten hohen Adels und der hohen Geistlichkeit, schließt sich in Rom gegen die Fremden mit Entschiedenheit ab, und ist bei der großen Anzahl dieser wechselnden Gäste dazu auch in der That genöthigt.

Wenn man also Fremde, welche nicht selber dem alten Adel oder den großen Geldmächten angehören, von der „römischen Gesellschaft" sprechen hört, so ist damit und kann damit in den meisten Fällen nur die Gesellschaft der Fremden gemeint sein, und diese ist, wie ich vorhin erwähnte, in jedem Jahre eine andere. Bald schließen sich landsmännische Gruppen in freier Vereinigung zusammen, bald — wenn eben von einer Nation ein gastfreier und leicht zugänglicher Gesandter vorhanden ist — bildet sich um die betreffende Gesandtschaft ein solcher Kreis. Hin und

wieder kommt auch eine Fremdenfamilie vor, die ein offenes Haus hält, oder Einer und der Andere der dort seßhaft gewordenen Künstler sieht Leute bei sich. Das Alles ist aber etwas durchaus Zufälliges; und nur die vorhin bezeichnete Gesellschaft des römischen hohen Adels, mit dem die verschiedenen Gesandtschaften zusammenhängen, und die durch den hohen Adel des Auslandes und durch andere sehr reiche Fremde — denn das Geld wiegt in Rom so gut wie anderwärts die Adelsbriefe auf — verstärkt wird, ist eine bleibende. Wir aber haben von dieser festen römischen Gesellschaft, sowohl achtzehnhundert fünf und sechsundvierzig, als auch jetzt nicht allzuviel gesehen.

Bei unserm ersten römischen Aufenthalte waren wir so sehr mit Rom und mit uns selber beschäftigt, daß alles Andere für uns fast gar nicht vorhanden war, und ich erinnere mich, während ich dies schreibe, nicht einmal daran, wer damals preußischer Gesandter in Rom gewesen ist. Es war aber grade in jenem Jahre eine sehr große und sehr gebildete Gesellschaft von Deutschen in Rom beisammen, und wir haben in ihr die genußreichsten Stunden verlebt. Ihren Mittelpunkt bildete Frau Sibylle Mertens-Schaafhausen aus Cöln, eine reiche Patrizierin, eine gelehrte Archäologin, die eine prächtige Wohnung in der Stamperia Reale über der Fontana Trevi inne hatte, und an jedem Dienstag Abend eine Gesellschaft aus den verschiedensten Nationen, Weltleute und Geistliche, einen Kreis von bedeutenden Menschen um sich vereinigte, wie er mir später nur noch etwa in London gelegentlich vorgekommen ist. Auch Peter von Cornelius sah allabendlich Gäste bei sich, eben so war die Baronin Emma von Schwanenfeld, die jetzt nach dem Tode ihres Gatten die Winter meist in Nizza zubringt, jeden Abend für ihre Freunde zu Hause; der verstorbene hannoversche Minister Kestner gab viel kleine Mittagsgesellschaften und Frühstücke, Frau Ottilie von Goethe, Fräulein Schopenhauer, die russische Familie Galahoff, Frau von Schwarz (jetzt Elpis Melena), ihre Schwester Frau Bauer, die Schweizerfamilie Burkhard, die Familien der Maler Catel und Nerenz hatten feste Gesellschaftsabende; der Musiker Landsberg gab seine bekannten Morgenkonzerte, die Malerin Elisabeth Baumann und ich hatten und übten auch einen belebenden Einfluß, und die deutschen Künstler als solche, veranstalteten Bälle und Konzerte in ihrem Vereinslokale. Es gab also damals für uns Deutsche wirklich bei

schöner Freiheit des Tons ein sehr geselliges und geistig angeregtes Leben in Rom, und der Winter von achtzehnhundert fünf und sechsundvierzig ist alle denen unvergeßlich werth geblieben, die jenen Kreisen angehört haben.

Eine solche Geselligkeit habe ich hier in diesem Jahre nicht angetroffen. Es ist diesmal Niemand in der deutschen Fremdengesellschaft in Rom, der sein Haus zu einem geselligen Mittelpunkte machte, es sind außer Professor Gervinus und seiner Frau, soviel ich erfahren, keine deutschen Gäste von Bedeutung in der Kunst oder Wissenschaft hier, und das hiesige Kunstwesen — so weit es die deutschen Künstler, besonders die Maler betrifft, ist auch nicht mehr das alte, obschon einzelne hervorragende Künstler wie Wieder, Riedel, Feuerbach, Lindemann-Frommel, Romaco, Zielke, Hauschild, Schweinfurt und Passini, welcher Letztere trotz seines italienischen Namens doch ein Deutscher ist, hier noch ihre Werkstätten haben. Rom hat eben aufgehört die Hochschule der Malerei zu sein. Die Maler gehen nach Paris oder nach Belgien, um ihre eigentliche Lehrzeit zu vollenden; wer von ihnen nach Rom kommt, thut es um Studien für bestimmte Gegenstände zu machen, um in dem Licht dieses unvergleichlichen Landes zu erfahren, was Farbe ist, oder um sich hier für die römische Landschaft und das römische Costüm- und Genrebild einen ständigen Markt zu eröffnen. Auf dem großen Ganzen des hiesigen deutschen Künstlerthums liegt — und ich irre mich darin schwerlich — wenn ich die Obengenannten und einige andere ausnehme, der Druck jener gewissen materiellen und geistigen Verkommenheit, der sich über alles hiesige Leben und Treiben gelagert hat. Die Künstler sehen in ihrer Tracht nicht wie früher phantastisch fröhlich aus, und auch ihr Versammlungsort in dem ersten Stockwerk der Stamperia Reale hat etwas Trübes; ja er blieb farblos selbst am Weihnachtsabende, an dem die Künstler, um sich auf der Bahn des Herkömmlichen zu erhalten, einen Weihnachtsbaum aufgerichtet und zu diesem ihre Landsleute gastfreundlich eingeladen hatten. Aber bei dem Festhalten an der alten guten Tradition waren sie doch wieder von der rechten Tradition abgewichen. Es war nämlich kein grade aufgewachsener deutscher Weihnachtsbaum, der in seiner schlanken Kraft — mochte es nun ein Lorbeer- oder sonst ein anderer Baum sein — an den nordischen Tannenbaum erinnern konnte; es war ein breites Weihnachtsgebüsch, das sie aufgerichtet hatten, offenbar eine neurömische Erfindung. Dies wunder-

liche Weihnachtsgebüsch nahm den oberen Theil eines großen Saales ein, und war neben den Lichtern mit allerlei Gethier aus Pappe, Papier und Federn, mit Vögeln, Fröschen, Schlangen, Eidechsen u. s. w. verziert, die vor Jahren ein geschickter Künstler hergerichtet hatte. Was sie aber unter und auf dem Weihnachtsbaum zu bedeuten hatten, ist mir eben so wenig klar geworden, als was wir vor diesem trocknen Aquarium thun sollten. Es mögen sechszig, achtzig Personen in dem völlig unmeublirten Raume dagewesen sein, die einander zum großen Theil nicht kannten, und denen auch keine Art von Zusammenhang bereitet wurde. Ein paar kleine Kinder sahen sich — nur noch etwas verdutzter als wir Große — die Sache an, und warteten offenbar auf den rechten Weihnachtsbaum. Die Erwachsenen ihrerseits harrten ebenso auf irgend Etwas, das geschehen sollte, auf irgend etwas Gemeinsames, auf einen belebenden Einfall, auf eine rettende That. Und dazwischen ging im schwarzen Frack mit langfingrigen weißen Handschuhen, gebückten Hauptes, von zwei feierlich in schwarz gekleideten Künstlern geleitet, der alte König Ludwig von Baiern herum, ließ sich Den und Jenen vorstellen, that schreiend eine Frage, die man, weil er undeutlich sprach, nicht recht verstehen konnte, und machte eine falsche Entgegnung auf die Antwort, die er, der arme taube Greis, auch falsch verstanden hatte. Dazu reichten zwei Künstler auf kleinen Schüsseln Bonbon's und etwas Zuckerwerk herum — es war eine trübselige Geschichte. Ich sah ihr mit unserem alten Freunde, dem von London für kurze Zeit hierher gekommenen Maler Rudolf Lehmann, eine Weile aus einer Fensternische zu, dann gingen wir in das Vorzimmer, von dessen Wänden die lebensgroßen, in Kohle, zum Theil meisterhaft gezeichneten Portraits, ganzer Generationen deutscher Künstler herniederschauten. Und vor den grauen Bildern wachte in uns Beiden die Erinnerung an die guten fröhlichen, farbenreichen Tage auf, die wir mit so vielen der hier im Bilde noch weilenden Freunde in dem damaligen Künstlerklub verlebt hatten, und wir machten eben auch wieder einmal die Erfahrung, die Goethe in den Worten ausgedrückt hat: „ach! und in demselben Flusse, schwimmst Du nicht zum zweiten Mal!“ — Wir verließen zusammen den Klub; ich ging nach Hause, um den eigenen Weihnachtsbaum in unserer stillen kleinen Wohnung anzuzünden; und vor der Freude über unser Beisammensein an unsern Weihnachtsbaum in Rom trat alle Erinnerung an

die Vergangenheit zurück und ich durfte jetzt ja auch wieder zuversichtlich hoffend vorwärts blicken.

Ob übrigens dem hiesigen deutschen Kunsttreiben von außen her aufzuhelfen wäre, das ist eine Frage, die ich nicht bestimmt bejahen möchte, obschon die Künstler es zu glauben scheinen. Ihre Zahl ist hier augenblicklich nicht groß, ihre Mittel sind so beschränkt, daß sie nicht mehr wohl im Stande sind, ihr Klublokal zu erhalten; und obschon es unter ihnen an Partikularisten nicht fehlt, die heftig gegen die Gründung des Norddeutschen Bundes, und noch heftiger gegen Preußen eifern, höre ich dennoch, daß sie sich gemeinsam als deutsche Künstlerschaft an den König von Preußen gewendet und ihn um eine Unterstützung angegangen haben, wie das archäologische Institut sie von Preußen erhält. Sie möchten es freilich noch lieber, daß Preußen nicht etwa eine preußische, sondern eine deutsche Akademie mit einem ständigen Direktor und so und so viel Pensionairen gründete, damit der stattlichen französischen Akademie in Villa Medici, die seit Kurzem der geistreiche Maler Hébert dirigirt, eine deutsche Akademie gegenüber gestellt werden könnte, und ein Lokal dazu wäre auch vorhanden, wenn man sonst die Absicht einer solchen Anlage hätte. Der in Rom verstorbene deutsche Banquier Valentini hat nämlich sein palastartiges prächtiges Haus, welches die obere Seite der Piazza di S. Apostoli einnimmt, ich weiß nicht ob der Krone Preußen, oder dem Könige von Preußen vermacht; aber die Erbschaft ist noch nicht angetreten worden, weil ein Theil der dabei zu beobachtenden Bedingungen und Formalitäten noch nicht erfüllt werden konnten. Nun steht der schöne Bau denn völlig unbenutzt, und die deutschen Künstler sehen mit hoffenden Wünschen auf seine geschlossenen Thore und Fenster, da er in der That als deutsche Akademie der Künste eine schöne Ergänzung des preußischen Gesandtschaftspalastes auf dem Capitole bilden würde.

Die preußische Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli, auf der westlichen Seite des kapitolinischen Berges, hat vielleicht die schönste Lage von allen Palästen innerhalb der Mauern Roms. Rechts von dem breiten Stufenwege, der zu dem Platze vor dem Capitol hinaufführt, wendet sich eine steile Fahrstraße nach dem Palazzo Caffarelli empor, den von der einen Seite ein weiter Hofraum, von der andern, nach dem Abhang des Berges hin, ein terrassirter Garten umgiebt. Eben im Laufe dieses

Jahres ist unter dem jetzigen Gesandten, Herrn von Arnim, der Palast im Aeußern erneut, im Innern ausgebaut worden, so daß er einen sehr würdigen Eindruck macht; und es ist ein gradezu überwältigender Anblick, wenn man aus dem schönen behaglichen Wohnzimmer von Frau von Arnim auf die mit Orangenspalieren besetzte Terrasse hinaustritt, und plötzlich das weite Rom bis hin zu seinen fernsten Punkten im Lichte dieses Himmels vor sich ausgebreitet liegen sieht.

Während der eigentlichen Gesellschaftszeit empfing der Gesandte an jedem Donnerstag Abende, und seine wie Frau von Arnim's freundlich zuvorkommende Weise, die es den Geladenen gleich behaglich in der Fremde machte, bot denselben auch die Gelegenheit sich weiter in der Gesellschaft einzuführen, wenn sie die Fähigkeit und die Neigung dafür in sich trugen. Herr von Arnim ist noch jung, vielleicht wenig über vierzig Jahre alt, lebhaft, vielseitig gebildet und voll Theilnahme an Kunst und Litteratur, in welcher Letztern er — wenn meine Vermuthungen mich nicht trügen — sich auch wohl versucht. Frau von Arnim, eine geborne Gräfin Arnim-Boitzenburg, ist noch ein gut Theil jünger als ihr Mann, und hat mich, als sie mit ihrer hohen schlanken Gestalt, mit dem röthlich blonden Haar, in ihrem Gesellschaftskleide vor mir stand, an manche Bilder von Vandyk und Peter Lely erinnert. Es war sehr angenehm in der Gesandtschaft an diesen Abenden, an denen Deutsche und Gäste von andern Nationen, Männer und Frauen der römischen Aristokratie, Cardinäle und päpstliche Offiziere sich ein paar Stunden lang, kommend und gehend, zusammenfanden, und da in Rom von allen Sitten und Gebräuchen nicht abgelassen wird, so brannte denn auch jetzt noch, wie vor einundzwanzig Jahren, für jeden in der Gesellschaft anwesenden Kardinal und für jeden anwesenden Botschafter in dem Vorsaale des Stockwerks, in welchem die Empfangssäle lagen, auf hohem Candelaber eine Kerze, wie eine Altarkerze groß und dick; gleichsam als sollte den Ankommenden die Ehre, deren sie durch eine solche Begegnung mit einem Kirchenfürsten oder Gesandten theilhaftig würden, schon zum Voraus einleuchtend gemacht werden.

Für uns aber hat Palazzo Caffarelli noch einen anderen Bewohner, dessen große Gefälligkeit in den Tagen von Stahr's Krankheit eben so ein Segen gewesen, als sein Umgang uns fortdauernd eine große Freude ist, ich meine den Legations-Rath Dr. Kurd von Schlözer. Ich hatte

ihn, als er noch sehr jung gewesen war, im Hause von Therese Bacheracht kennen lernen und seitdem nur sehr selten und sehr flüchtig wiedergesehen. Aber ich wußte, daß er in die diplomatische Laufbahn eingetreten, daß er seiner Zeit mit dem Grafen Bismarck in Petersburg gewesen sei, und ich hatte erfahren, daß ich ihn in Rom antreffen würde, wo Bekannte vor mir Gelegenheit gehabt hatten, seine Theilnahme für seine Landsleute zu erproben und dankbar anzuerkennen. An diese landsmännische Theilnahme hatte ich mich denn auch gewendet, als wir bald nach unserer Ankunft Beide krank geworden waren, und uns dadurch wirklich in einer nicht beneidenswerthen Lage befunden hatten. Man konnte ja nicht wissen, was mit uns wurde, und es war denn doch gar zu wichtig, sich des Raths und Beistandes eines in Rom heimischgewordenen Mannes versichert zu wissen. Und dieser umsichtige Rath und Beistand sind uns denn auch überall von ihm zu Theil geworden, während die Geistesfrische, die vielseitige Bildung und die — ich möchte sagen — heitre Entschlossenheit, die Herrn von Schlözer's Wesen kennzeichnen, uns immer eine wahre Erquickung gewähren. Er kennt Rom in allen seinen Beziehungen, und er liebt es wie wir. So sind wir denn immer einer erfreulichen Stunde, eines belebenden Gespräches oder einer neuen Gefälligkeit gewiß, wenn unsere junge Dienerin uns nur sein Kommen meldet; und er ist für mich allmählig so mit meiner Vorstellung von Rom verwachsen, daß mir oft ist, als wäre er immer in Rom gewesen und werde und müsse immer hier sein und bleiben, was doch sehr unwahrscheinlich ist.

In einem anderen Sinne mit Rom verwachsen ist ein anderer unserer Landsleute, ich meine Ferdinand Gregorovius, der nun seit fünfzehn, sechszehn Jahren in Rom verweilt, und seine Geschichte Rom's im Mittelalter bis auf die letzten Bände vollendet hat. So oft ich ihn sehe, wünsche ich mir, einmal mit seinem Wissen von den römischen Dingen durch die Straßen der Stadt und in ihrer Umgebung umherwandern zu können. Er wird mit Herrn v. Schlözer ziemlich in dem gleichen Alter, ich denke am Ende der vierziger Jahre stehen; und wie als Gelehrter groß und tief, ist er auch als Dichter und als Mensch sehr anziehend. Seine schlanke Gestalt, der verhältnißmäßig kleine Kopf, mit dem reichen rabenschwarzen Haar und den dunkeln tiefliegenden Augen, die feinen und sehr regelmäßigen Formen des Gesichtes würden schön zu nennen sein,

wenn nicht eine gewisse Unbeweglichkeit der Züge und sein meist düsterer Ausdruck einen geheimnißvollen Schleier über das Antlitz breiteten. Gregorovius ist ernst und abgeschlossen bis zur Wortkargheit, wenn nicht eine lebhaft angeregte Empfindung ihn fortreißt. Er ist mehr beobachtend als mittheilend, man möchte sagen mehr gewohnt mit sich und der Vergangenheit als mit den lebenden Menschen zu verkehren. Er ist in sich versunken und geheimnißvoll wie Rom. Aber es muß auch etwas Ueberwältigendes und Bannendes darin liegen, das Stück Mittelalter, das sich hier abgespielt hat, in allen seinen kleinsten Einzelheiten in sich aufgenommen zu haben; und ich kann mir es lebhaft vorstellen, wie ein Mensch, der mit diesem „Grauen zu Nacht gespeist hat", ein für allemal die Möglichkeit leichten und freien geselligen Lebensgenusses einbüßt, wenn ihm auch dadurch die Freude am Dasein und an der Schönheit der Natur nicht entzogen wird, die Gregorovius mit tiefem dichterischem Gemüthe versteht und mit bewundernswerther dichterischer Kraft wiederzugeben vermag. Rom zu kennen wie er, und das Italische Land, Latium, die Volskergebirge, Neapel, Capri, Sicilien durchwandert, mit seinem Geist und Gemüth und mit seinen Augen durchwandert zu haben, das muß eine eigenartige Seelenstimmung erzeugen — muß niederschlagen und erheben, muß etwas sehr Großes sein.

Eben jetzt veranstaltet ein deutscher Buchhändler eine neue Ausgabe von Gregorovius' Arbeit über Capri, zu der Lindemann Frommel's Landschafts-Ansichten von Capri die Illustration machen sollen. Es wird ein schönes Werk in Quarto werden, und die Holzschnitte, deren Probedrücke wir gesehen haben, sind ganz vortrefflich. Lindemann Frommel ist einer von den Wenigen, die auch schon vor einundzwanzig Jahren mit uns zusammen in Rom gewesen sind. Damals malte er weniger als er zeichnete. Er sammelte die Studien zu dem Prachtwerk, zu den circa hundert Blättern italienischer Landschaften in Farbendruck, die zu besitzen für Jeden, der Italien kennt und liebt, eine große Freude sein muß. In späterer Zeit hat er mehr gemalt und wir haben schöne Landschaften von sehr feiner Stimmung bei ihm gesehen. Er ist mit einer Deutschen, einer feinen, geistig regsamen Frau verheirathet, deren große Kränklichkeit sie nicht abhält, eine sehr liebenswürdige Gastfreiheit zu üben. Da sie in der winterlichen Jahreszeit ihr Zimmer kaum verlassen kann, ist man sicher sie

fast immer zu Hause zu finden, und ihre Selbstlosigkeit wird ihr zu einer Hilfe gegen ihre Leiden. Sie vergißt sich und ihre Schwäche, wenn sie die Leute um sich her behaglich sieht, und wir haben an ihrem kleinen Theetische mit ihren Gästen manchen Abend heiter geplaudert, an dem ihre Wangen und Hände sehr bedenklich brannten.

Lebhafter und bewegter sind die Gesellschaftsabende bei Frau von Schwarz, die sich unter dem Namen Elpis Melena, eine Stelle in der Litteratur gesucht hat. Sie war auch schon vor einundzwanzig Jahren hier, damals noch jung und noch verheirathet, und schon viel in der Welt herum gewesen. Seitdem ist sie noch weit mehr gereist, und sie kann wirklich wie das Bächlein im Liede von sich sagen: „das Wandern das ist meine Lust, das Wandern!" — Im Orient und in Algier, in Kreta und auf den andern Inseln, bei Garibaldi auf Caprera und im Varignano — überall ist sie gewesen. Sie ist ein Perpetuum mobile, bei dem eine lebhafte Einbildungskraft und ein ganz vortreffliches Herz nebst einem guten Theil angeborner Rastlosigkeit die treibenden Kräfte sind. Ihr Vater, ihre Mutter, die ich vor Jahren in London kennen lernte, waren äußerst originelle Menschen, und originell ist Elpis Melena, oder wie ich sie viel lieber nenne, Marie Espérance von Schwarz, auch selber. Sie kann nicht leben ohne irgend einen Plan, ohne einen abentheuerlichen Plan; denn es muß eben an Allem, woran sie lebhaft Theil nehmen soll, eine gewisse abentheuerliche Ader sein. Jetzt spricht sie davon, eine Reise nach China zu machen, und sie würde die Strapazen einer solchen wohl ertragen; aber es käme, glaube ich, nur darauf an, ihr eine Reise nach dem Nordpol richtig zu beleuchten, um sie den tiefen Süden sofort mit dem hohen Norden vertauschen zu machen. Dabei ist sie mannichfach unterrichtet, musikalisch, weltgewandt, im Besitz reicher Sprachkenntnisse, und eine Frau, die die Honneurs ihres Hauses in großem Styl zu machen weiß, wie dies eben so in dem schönen gastlichen Hause ihrer Eltern auf Cornwall Terrace in London üblich war. Ihr Salon ist denn auch so vielfarbig in seinen Gästen, wie eine ausgebreitete Reisebekanntschaft ihn werden läßt. Fremde von allen Nationen, Gelehrte, Künstler, Musiker, und unter diesen Franz Liszt als der überall Erste; vertraute Freunde Garibaldi's, römische Patrioten und daneben hohe Geistliche, kommen als Gäste in ihre hübsche Wohnung im Hofe des Palastes

Lovatti auf der Piazza di Popolo; und es nimmt mich Wunder, daß man von Seiten der Kirche nicht darauf denkt, diese energische und bewegliche Natur für die Zwecke der Kirche zu gewinnen. Hätten wir noch die großen Kreuz- und Pilgerzüge, so wäre solche große Wallfahrt nach dem heiligen Grabe — wenn sie nur gefährlicher wäre als jetzt — recht wie geschaffen für Elpis Melena, die über alle dem, was sie möchte und vorhat, das vergißt, was sie vor allem Andern ist, eine herzensgute und dabei fast kindlich harmlose Frau. Sie bringt mich — und ich bin doch sonst ernsthaft genug — immer zum Lachen, wenn sie sich auf die großen politischen Fragen verlegt, während sie hausfraulich den Thee bereitet und ihre beständigen Begleiter, zwei Windspiele, zu ihren Füßen spielen. Sie ist ihrem eigensten Wesen nach eine so ganz und gar lenksame und bestimmbare Natur, daß sie für mich etwas liebenswürdig Komisches bekommt, wenn sie ernsthaft von den Dingen redet, die einen kalten, festen Sinn und eine sichere und energische Hand verlangen.

Franz Liszt, oder der Signor Commendatore, wie die Römer ihn, den Commandeur so und so vieler Orden, nennen, empfängt seine Freunde Freitag Vormittag. Er hat eine ehemalige Cardinalswohnung in dem Kloster von Santa Francesca Romana, hart am Titusbogen inne. Der große historische Hintergrund steht dem mächtigen Geiste sehr wohl an. Er lebt hier mit philologischen und musikalischen Studien beschäftigt, und hat daneben das große Verdienst, in Rom den Sinn für die altklassische und für die deutsche Musik anzuregen und aufrecht zu erhalten, jenachdem. Wir haben gute alte Musik in den Konzerten in der neuerrichteten Dante-Gallerie im Palazzo Poli gehört. Freilich dirigirt Liszt diese Konzerte nicht, sein Name wird dabei nicht genannt, aber er ist doch ihr geistiger Urheber, und auch auf die andern Morgenkonzerte, in denen man Quartettmusik machte, und in denen ein sehr ausgezeichneter Schüler von Liszt, der Klavierspieler Sgambatti sich hören ließ, hat er einen fördernden Antheil. Er selber spielt nicht mehr öffentlich, und doch ist ihn zu hören der größte musikalische Genuß — ein Genuß, der uns hier ein paarmal zu Theil geworden ist. Es ist in seinem Spiele ein Etwas, das ich weder zu erklären noch zu benennen weiß, das aber selbst die größten unter seinen Schülern und Nachfolgern, so mächtig sie sind, nicht erreichen — es ist, wenn ich doch einen Ausdruck dafür

suchen soll, der Wiederhall und das Ergreifende seiner eigenen überwältigenden Natur.

Da ich der Kraft einer großen Menschennatur gedenke, fällt mir mit Nothwendigkeit der Eindruck ein, den vor einigen Wochen die Bekanntschaft des erblindeten Herzogs von Sermoneta auf uns gemacht hat. Bald nachdem wir nach Rom gekommen waren, schrieb mir Jemand, der Gelegenheit gehabt hatte, die bedeutendsten Männer Italiens nahe kennen zu lernen: für die beiden geistreichsten Männer in Rom halte er den Cardinal Antonelli und den Herzog von Sermoneta; und er fügte dieser Bemerkung das Bedauern hinzu, uns die Bekanntschaft des Letztern nicht vermitteln zu können, da schweres Körperleiden den Herzog seit seiner völligen Erblindung weniger zugänglich gemacht habe. Auch von anderen Personen, namentlich von Gregorovius, dem der Herzog für seine Geschichtsschreibung bereitwillig die Archive seines Hauses geöffnet, hatten wir mit gleicher Bewunderung und Verehrung von ihm sprechen hören. Es war uns also eine äußerst angenehme Ueberraschung, als wir bei einem Besuche, den wir einer Landsmännin, der Gräfin Ugarte, zu erwiedern hatten, den Herzog und die Herzogin anwesend fanden. Wir waren in einem kleinen Saale, in welchem die junge und schöne, in Rom verheirathete Tochter unserer Landsmännin, die Gräfin L., ihre Besuche nach ihrem ersten Wochenbette empfing, und die Unterhaltung zwischen Stahr und dem Herzoge wurde bald sehr lebhaft. Der Herzog ist ein Gelehrter, der sich auf den verschiedensten Feldern, namentlich aber in Geschichte und Archäologie, in Kunstforschungen und in Litteraturgeschichte bethätigt hat. Als wir uns verabschiedeten, lud er uns ein, ihn in seinem Palaste aufzusuchen, er sei, da er nicht mehr in die Gesellschaft gehe, alle Abende um acht Uhr anzutreffen. Leider hinderte uns Stahr's Krankheit lange Zeit von dieser erwünschten Aufforderung Gebrauch zu machen, und erst in den letzten Monaten konnten wir sie benutzen.

Vorgestern bin ich denn auch einmal gegen neun Uhr allein hingefahren. Der Palast Caetani, der Sitz der Familie, liegt am Ende der Stadt, gegen das Ghetto hin, und die Caetani's zählen zu den ältesten Fürstengeschlechtern von Rom. Die Macht ihres Hauses stammt vom Papst Bonifaz dem Achten her, der in den Grotten der Peterskirche begraben, und von dem noch außerdem

ein Portrait, in dem Bruchstück eines Gemäldes von Giotto aufbewahrt ist, das jetzt in der Kirche des Lateran unter Glas und Rahmen an einem der Pfeiler des Seitenschiffes, nahe am Eingange angebracht ist.

Es war eine helle warme Nacht — eine römische Frühlingsnacht, und was das besagen will, das kann nur der wissen, der einmal in solcher Nacht geathmet hat. Der schöne weite Hof des Palastes war wenig erleuchtet, die Fontaine im Hintergrunde rauschte einsam in ihr Becken hernieder, die Zweige der Bäume, die sich im Halblicht darüber sichtbar machten, bewegten sich leise. In einer küchenartigen Halle der innern Hofseite brannte ein Feuer und gingen Leute hin und her; das sah sehr malerisch aus und ich blieb eine ganze Weile am Treppenansatz stehen, um mich an dem Anblick zu erfreuen. Ich sehe solche Dinge gar zu gern! Ein Portier war nicht da, Niemand achtete darauf, als mein Wagen vorgefahren war, und dann mich erwartend im Hofe stehen blieb. Ich stieg die prachtvolle Treppe hinauf, es begegnete mir Niemand. Ueber der Thüre zur Rechten der Treppe, im Mezzanin — dem niedrigeren Zwischengeschoß, das die meisten Paläste haben — steht eine lateinische Inschrift, welche besagt, daß das jetzige Haupt der Familie Don Michele Caetani, Herzog von Sermoneta u. s. w. die großen Schulden, welche seine Vorfahren auf ihren Besitz gehäuft, in vier Jahren abgetragen habe. — Diese Art von Lob, welches der Herzog sich mit schönem Selbstgefühle spendet, hatte uns gleich bei dem ersten Besuche einen tiefen Einblick in die Sinnesart des Mannes thun lassen. Ein Mann kann nichts Besseres von sich aussagen, als das er seine Ehre darin setze, nicht nur seine Schuldigkeit zu thun, sondern auch die Fehler und das Unrecht seiner Vorgänger auszugleichen. Wenn wir nach dem Grabmale der Cäcilia Metella fuhren, das einst als Thurm mit in die Festung eingeschlossen gewesen ist, welche die Caetani's sich dort als Raub- und Trutzburg vor den Thoren Rom's errichtet hatten — es stehen noch die Mauerreste derselben aufrecht — ist mir diese Inschrift über dem Archive der heutigen Caetani's stets als ein schöner Gegensatz in das Gedächtniß gekommen.

Ueber hundert Stufen hat man hinaufzusteigen, ehe man das Erdgeschoß, das Mezzanin und das erste Stockwerk mit seinen hohen Wöl-

bungen passirt, und die dritte Etage erreicht hat, in welcher der Herzog gegenwärtig lebt. Man sagte mir, er habe in den Jahren, in welchen er an der Ordnung der Vermögensverhältnisse seines Hauses gearbeitet, die unteren Stockwerke des Familienpalastes an fremde fürstliche Herrschaften und Gesandte vermiethet, und sich auf das obere Stockwerk beschränkt. Später sei er aus Gewohnheit in demselben verblieben, und wohnlicher ist es da oben ohne alle Frage, als in den großen Hallen der unteren Stockwerke.

Ein Diener in bürgerlicher Kleidung öffnete mir die Thüre, und wie in allen italienischen Palästen und größeren Häusern hatte man erst durch eine Reihe von Zimmern zu gehen, ehe man in das Empfangzimmer gelangte. Da diese Zimmer, wie ich glaube, keine Seiten-Ausgänge haben, so sind sie eben nur als Durchgänge zu betrachten und schienen mir auch nur als solche benutzt zu werden. In dem großen, aber nach italienischen Maaßstäben nicht eben hohen Saale, saßen in einer Ecke unweit vom Kamine, der Herzog, seine Frau, seine verheirathete Tochter die Gräfin Hersilie Lovatelli, eine ächt römische Schönheit, und der Bruder von des Herzogs erster Gemahlin, ein Graf Reczwuski. Es war wie ein Bild anzusehen, und die halbe Beleuchtung erhöhte den Eindruck, der um so größer war, als fast alle Personen der Gruppe sich durch wirkliche Schönheit auszeichneten. Der Herzog mag am Ausgange der Fünfziger stehen, aber man würde ihn bei seiner kräftigen, breitschultrigen Gestalt, der der Kopf auf dem breiten römischen Nacken sehr stolz aufsitzt, und bei dem dichten, rabenschwarzen und gewellten Haar für weit jünger halten müssen, sähe man den Zügen des sehr bedeutenden Antlitzes nicht die Spuren großer Schmerzen an, und trügen die gesenkten Augenlieder nicht den Ausdruck einer tiefen Schwermuth, die nur dann von dem unglücklichen Manne für Augenblicke zu weichen scheint, wenn irgend eine lebhafte Unterhaltung ihn von sich selber abzieht.

Was für den Herzog die Erblindung noch schmerzlicher machen muß, ist, daß er eine Künstlernatur, und damit doppelt für die Genüsse empfänglich gewesen ist, welche uns durch das Auge vermittelt werden. Er hat selber viel gezeichnet und modellirt und es ist bekannt, daß der, durch seine Nachbildungen von griechischem und römischem Schmuck berühmte, römische Juwelier Castellani seine schönsten Erfolge den Zeichnungen und

Modellirungen des Herzogs von Sermoneta verdankt. Die Frau Herzogin, eine sanfte, sehr leidend aussehende Dame, in deren ganzer Erscheinung die Engländerin unverkennbar ist, machte mich auf eine reizende Statuette aufmerksam, die auf einem der Tische aufgestellt war, auf einen kleinen Amor von des Herzogs Arbeit, und es hat für mich etwas sehr Rührendes, daß der Kopf des Götterknaben und seine Augenlieder so gehoben sind, als suchten sie das Licht. Die Herzogin und Donna Hersilia waren mit großer Sorge um den Herzog bemüht; die Unterhaltung bewegte sich um die Vorgänge des Jahres Sechsundsechszig in Deutschland, um ihre Folgen für Italien, um die Hoffnungen, welche man aus ihnen für die Zukunft Deutschlands, Italiens und des Kirchenstaates schöpfen dürfe. Daneben sprach man von unserer klassischen und gegenwärtigen Litteratur. Gräfin Hersilia ist nämlich des Deutschen mächtig und eine große Verehrerin von Goethe, wie sie unter Leitung des Vaters auch tief in die auf Rom bezüglichen archäologischen Studien eingeweiht ist. Als ich ihr sagte, daß ich von ihrer Gelehrsamkeit rühmend sprechen hören — und sie ist so jung und schön — entgegnete sie mit anspruchslosester Einfachheit: es sei ja nur natürlich, daß man wenigstens die Geschichte des Bodens kennen wolle, auf dem man lebe, und wenn dieser eine so gewaltige Vergangenheit habe, wie eben Rom, so werde man auf die einfachste Weise weiter und weiter in die Vergangenheit und zu den Einzelheiten hingeführt. Jetzt bleibe ihr aber für ihre früheren Beschäftigungen wenig Zeit; sie habe vier Kinder, und deren Pflege und Leitung gestalte ihr ganzes Leben um. Man sprach abwechselnd französisch und italienisch und ich hatte nicht erst nöthig zu bekennen, daß ich in der letztern Sprache wenig Freiheit des Ausdrucks besitze. Man half mir aber nach, wo ich nicht vorwärts konnte, und als ich eingestand, wie schwer es mir jetzt fallen würde noch gründliche grammatikalische Studien zu machen, die mir am meisten mangelten, rieth mir der Herzog davon ab. „Wenn man eine Sprache erst so gut versteht, wie Sie das Italienische und sich doch darin bereits unterhalten kann, muß man sie durch Uebung und Lesen erlernen!" meinte er, und als ich darauf bemerkte, wie eben und vor Allem das Lesen der Poesie mich fühlen mache, was mir fehle, erbot er sich, selber mein Lehrer zu werden und den Dante mit mir zu lesen. „Ich gewinne damit", sagte er freundlich, „Ihre Gesellschaft und eine angenehme Beschäfti-

gung in meiner gezwungenen Muße und Sie finden in mir einen bereitwilligen Erklärer unserer erhabensten Poesie. So haben wir Beide unsern Vortheil von dem Unternehmen, und Verbindungen, bei denen das der Fall ist, sind unter uns egoistischen Menschenkindern immer die dauerhaftesten!" Ich war eben so erfreut als überrascht von diesem Vorschlage, denn man konnte eine große Gunst, die ich sicher zu benutzen hoffe, wenn wir im Herbste wiederkehren, nicht gütevoller anbieten; aber ich sah doch, obschon er sich erheitert hatte, daß der Herzog manchmal wie von einem heftigen Schmerze erfaßt, zusammenzuckte, und wollte mich entfernen, als der einzige Sohn des Hauses, Prinz Onorato von Teano eintrat. Ich hatte diesen schon früher im Palazzo Caffarelli gesehen, und der sehr große, ungewöhnlich schöne junge Mann war mir dort durch eine Natureigenthümlichkeit, durch eine weiße Locke, die sich an der einen Stirnseite unter dem prachtvollen schwarzen Haar, wie ein weißer Federbusch stolz emporwellt, noch besonders aufgefallen. Ich hatte ihn immerfort ansehen müssen, so geheimnißvoll anziehend ist solch eine Eigenartigkeit. Der junge Fürst, der den Namen eines Prinzen von Teano nach einer im Neapolitanischen gelegenen Besitzung des Hauses Caetani führt, hat sich eben jetzt mit einer jungen, nicht begüterten aber anmuthigen Engländerin verlobt. Englische und amerikanische Frauen kommen, beiläufig bemerkt, jetzt in den hiesigen fürstlichen Familien nicht selten vor, und die reichen Republikanerinnen vom andern Ufer lieben es dann mehr als die hier eingebornen fürstlichen Frauen, die Prinzessinnen zu spielen. Eine Racenmischung, wie sie übrigens hier, aber freilich auch anderwärts, in den Familien der hohen Aristokratie vorkommt, kennt unsere bürgerliche Gesellschaft nicht — und sie wäre dieser vielleicht recht heilsam. Die stattliche Fürstin Colonna, die beliebteste Frau von Rom, die wir fast alltäglich mit ihrer Tochter an uns auf dem Monte Pincio vorüberfahren sehen, ist eine Spanierin; die Fürstin Rospigliosi, in deren Haus viel Fremde und auch Künstler uud Gelehrte eingeführt sein sollen, ist, wenn ich nicht irre, eine Französin; die Prinzen von Lante haben amerikanische Kaufmannstöchter zu Frauen — und so höre ich das fort und fort erzählen, aber eben nur erzählen, denn, wie ich schon sagte, wir gehen die Abende selten aus dem Hause, obschon sie jetzt sehr mild sind, und haben immer schon lange unser Lager gesucht, wenn tief in der Nacht die Wagen, welche die Gäste

von den regelmäßigen Empfangsabenden des amerikanischen Gesandten nach Hause fahren, durch unsere Straße rollen.

Die Amerikaner sind übrigens diesen Winter hier vorzugsweise gesellig. Außer dem genialen Bildhauer und Dichter William Story und der Bildhauerin Harriett Hosmer, die einen großen Train führt, so und so viele Pferde in ihrem Stalle hält und sich selber spazieren fährt, machen noch verschiedene andere Amerikaner ein Haus. Aber auch das weiß ich nur von Hörensagen, denn wir haben nicht einmal die Balleinladungen im Palast Barberini bei Frau Story annehmen können, obschon wir gern dorthin gehen, und obschon ich wohl hätte sehen mögen, wie die schönen, mit höchstem Kunstgeschmack eingerichteten Räume und die prachtvolle Kolossalbüste des vatikanischen Antinous sich bei Festbeleuchtung ausnehmen. Einrichten lassen die großen und auch die kleinen römischen Wohnungen sich ganz vortrefflich, wenn man es eben nur nicht grade so wie bei sich zu Hause machen will, und gewisse Vorbedingungen annimmt. Eine hier lebende liebenswürdige und gebildete Berlinerin, die auch einen kleinen Gesellschaftskreis um sich versammelt, Fräulein Fanny Possart, hat eine Häuslichkeit, wie ich mir die unsere denke, wenn mein schönster Traum, dauernd in Rom zu leben, verwirklicht werden könnte; denn, daß ich es Ihnen bekenne, ich hänge mit dem Herzen an Rom wie an keinem andern Orte. Es ist die Stadt, nach der als Ort mich einzig die Sehnsucht zieht — und das ist eine Empfindung, die niemals eine andere Stadt, weder meine Vaterstadt noch Berlin, das ich seit nahezu einem Menschenalter bewohne, die weder Paris noch London mir jemals eingeflößt haben. Es sind nicht die Menschen, nicht die Freunde, die mich an Rom fesseln, es ist Rom selbst.

Ich sehe mir hier, wenn ich Besuche mache, alle die weiten Corridore und Treppen, die so zugig und oft so schmutzig sind, immer darauf an, wie ich sie für uns mit Glasfenstern gegen den Hof hin verwahren, wie ich sie in Stand setzen lassen würde, und ich bin gewiß, daß dies auch mit unsern mäßigen Mitteln zu machen wäre, wenn man an eine solche erste Einrichtung nur einmal eine runde Summe wendete. Aber grade so wie in Bologna und Florenz habe ich in diesen römischen Palästen die massigen Trachten der alten italienischen Bilder, den Lucco und die Ohren und Nacken bedeckende Pelz- und Zipfelmützen, und die mit

Pelz verbrämten Schuhe sehr verstehen lernen. Die riesigen oft weit über zwanzig Fuß hohen Säle, die kirchenartigen Fenster, die steinernen Fußböden, die Gallerien, Loggien, Hallen, verlangen die weiten, langen, warmen Gewänder, und wenn ich mir mein Ideal eines eigenen römischen Haushaltes ausmale, so stehen dabei ordentliche Oefen natürlich nicht in letzter Reihe, denn diese hat man vom November bis in den April eigentlich in allen Wohnungen und Zimmern nöthig.

Daß ich hier fortgehen werde — in wenig Wochen fortgehen werde, wird mir nur dadurch leicht, daß ich zuversichtlich darauf hoffe, in vier Monaten wieder hier zu sein, um einen neuen Winter in Rom zu verleben; und ich kann recht wie im Volksliede sagen:

Vedero Napoli!
Si! con piacere —
Mà col pensiere
In Roma sto! —

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

in New-York.

Die Ostermesse im Sankt Peter.

Rom, 21. April 1867.

Wir haben wieder einmal die große Messe im Sankt Peter gehört, und wieder einmal an uns selber die Gewalt der Gemeinde und des Symbols erfahren. Es ist gewiß für den Gläubigen ein Wahres in dem Worte: wenn Du beten willst, so geh' in Dein Kämmerlein! — und

es hat sein Großes jenes Biblische: wir sollen Gott anbeten im Geiste und in der Wahrheit! — aber wenn der einzelne Mensch nicht mehr an dem Begriff des persönlichen Gottes festzuhalten vermag, so hat er, wenn er nicht in die Tiefe der Selbstsucht versinken soll, den beständigen Hinblick auf die Gesammtheit nöthig, in der jene höchste Kraft sich versinnbildlicht, deren Theil er selbst in sich als das Ewige empfindet, in dessen Besitz er sich göttlich und menschlich erscheint.

Wir hörten die große Oster-Messe unter allem Volke, in dem Seitenschiffe hinter den, für die Vornehmen aufgeschlagenen Tribünen, zu denen wir Eintrittskarten hatten. Sie waren aber wieder so gedrängt voll, daß wir in unserem Winkel es weit bequemer fanden. Als das Hochamt beendet war, als bei dem Moment der Wandlung die tiefe Stille sich über die Menge legte, als unter den leuchtenden Sonnenstrahlen, welche durch die Riesenkuppel in die Kirche und auf die Adoration herniederfielen, nun von der Höhe der großen Gallerie in der Kuppel der mächtige Klang der riesigen silbernen Posaunen erschallte, gewaltig an alle Herzen schlagend, dem Armen wie dem Reichen, dem Starken wie dem Schwachen, dem Höchsten wie dem Geringsten seine Menschlichkeit und seine Göttlichkeit zu verkünden, und ihnen Allen gleichsam mit der Einigkeit des Eindrucks den Gedanken an ihr Einssein in das Gedächtniß zu rufen, da fand ich es sehr in der Ordnung, daß die Menschen in dem Gefühl ihrer Ohnmacht gegen das unbegreifliche Gesetz, dem sie unterthan sind, sich niederwarfen auf ihre Kniee, und sich doch zugleich erhoben fühlten durch die Jubelklänge, die es ihnen verkünden zu wollen schienen, daß Freude für Alle in diesem unsern räthselhaften Dasein zu finden ist, wenn der Einzelne sich in der Gesammtheit aufgehen läßt mit allem seinem Thun und Wollen, und wenn wir uns in Frieden als das empfinden, was wir sind — eine Gemeinde von Brüdern.

Mir traten die Thränen in den Augen als dieser Gruß des allgemeinen Friedens aus der Höhe herniederklang, jetzt, wo die erbarmungslose Selbstsucht einiger Weniger eben wieder die Furie des Krieges, den Mord und das Verderben über die Menschheit hernieder zu ziehen trachtet; und selbst Adolf, der sonst durch die kirchlichen Funktionen nicht leicht angefaßt wird, war auf das Tiefste davon ergriffen und erschüttert.

Wie ich die Menschheit und ihr Wesen verstehe, bewegt sie sich mit

aller ihrer Entwickelung in bestimmten Schranken, und wenn der Einzelne sich auch in sich noch so sehr erweitert, kann er doch nicht hinaus über das Räthsel seines Daseins. Daß er nicht entsteht durch seinen eigenen freien Willen, sondern sein Dasein als das Geschenk des freien Willens seiner Vorgänger anzuerkennen hat, daß er nur die Freiheit besitzt, sein oder eines andern Menschen Dasein zu verkürzen, nicht die Möglichkeit es nach seinen Wünschen zu verlängern, das giebt ihm in all seinem Ringen nach Freiheit das lastende Gefühl seiner Abhängigkeit, drängt ihn zum Genießen innerhalb des kurzen Zeitraums, der ihm im glücklichsten Falle vergönnt ist, treibt ihn zu der Hast, welche nur an sich denkt, weil sie des eigenen nächsten Morgens nicht sicher ist, auch wenn er an die Dauer der Gesammtheit glaubt — und zwingt ihm zuletzt doch die Ueberzeugung auf: daß dem Menschen auch für das Genießen eine Schranke gesteckt ist, daß der Genuß für den Einzelnen sich schnell und schneller abstumpft, je rücksichtsloser er ihn zu steigern trachtet, und daß man schließlich selbst die Möglichkeit des Genießens nur dadurch erweitern und dauernd machen kann, wenn man die Gesammtheit zu Mitgenießenden zu machen trachtet. So werden wir immer getrieben uns von der Gesammtheit abzutrennen und wieder in sie zurück zu kehren, in eigener Befriedigung ein vergängliches Genügen zu suchen, und uns in der Befriedigung Anderer gleichsam die Aussicht auf ein dauerndes, ein uns überdauerndes Genießen zu erschaffen. Die Sehnsucht unser Dasein zu erweitern, unsern Willen, unsere Einsicht, unser Können und Vermögen noch über unsern Tod hinaus zur Geltung zu bringen, ist vielleicht eine unserer stärksten Empfindungen — und wie man in den Zeiten, welche noch den positiven Gottglauben als ein Allen gemeinsames in sich trugen, auf die Vorstellung eines ewigen Lebens, eines ewig Ruhens in Gott gelangen konnte, so muß uns, die wir jenen Gottglauben in uns nicht mehr erzeugen können, daran gelegen sein, uns in der Allgemeinheit eine persönliche Fortdauer zu sichern.

Rahels Wort: „es muß eine neue Religion erfunden werden", ist für mich seit lange eine Ueberzeugungssache. Es muß wieder dazu kommen, daß die Menschen sich ihrer Zusammengehörigkeit in der Gemeinsamkeit eines sie belebenden Gedankens bewußt werden, und es muß auch ein Symbol für diesen Gedanken und diese Zusammengehörigkeit gefunden

werden. Hat es doch sogar hier alltäglich seinen Reiz für das Gefühl, wenn um 12 Uhr Mittags der Kanonenschlag — wie eben jetzt — die Mittagsstunde verkündet, und ich mir sage: jetzt achten Alle auf den einen Schlag! Wie diese neue Gemeinde sich herstellen, wer ihr die Form geben, wer ihr Symbol erfinden wird? — ich weiß es nicht. Aber herstellen wird sie sich, gefunden wird es werden: die freien Gemeinden und viele andere Zeichen sprechen dafür; und wenn diese neue Religion wirksam werden, d. h. erziehend und versittlichend wirken soll, so wird sie möglicher Weise manche Elemente des Katholizismus in sich aufzunehmen haben, wie z. B. die Beichte, die ich für gewisse Naturen in der That als eine Wohlthat betrachte. Wir dürfen auch über diese Einrichtung nicht nach unserem persönlichen Bedürfen, und nicht abstrakt aburtheilen, und wir müssen sie als Dasjenige betrachten, was sie hätte sein sollen — nicht als das, was sie durch Mißbrauch etwa geworden ist. Zu wissen, daß ein Mensch vorhanden ist, dem man sich mit all seinen innern Nöthen voll Vertrauen nahen, von dessen Erfahrung man Rath, von dem man den Fingerzeig auf einen Ausweg, von dem man Trost erwarten kann — das muß für den Einsamen, den Verlassenen, oft ein unaussprechlicher Segen sein. Und Tausenden von Frauen wäre es sicherlich gerathener, sie legten ihre Sorgen und Bedrängnisse und Widerwärtigkeiten in das Herz einer älteren durch ihren Beruf dazu bestimmten männlichen oder weiblichen verschwiegenen Person nieder, statt daß sie jetzt auf gut Glück der ersten besten sogenannten Freundin anvertrauen, was durch diese nur zu oft zu einem öffentlichen Geheimniß wird, während es besser verschwiegen und verborgen bliebe. — Es ist übrigens auch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem gesammelten Vertrauen in der Beichte, und den gereizten unüberlegten Geständnissen vor Freundinnen oder Freunden. Die Ersteren befreien, die Letztern verschlimmern den Zustand.

Fanny Lewald

an

Dr. Anton Dohrn

in Jena.

Das Papstthum und die griechische Kirche.

Rom, 29. April 1867.

Wenn wir ohne ein bestimmtes Vorhaben unsere Wohnung verließen, pflegen wir nach den weitesten Kreuz- und Querzügen schließlich meist auf dem Forum Romanum zu landen, und seit wir den Eingang in die Ruinen der Kaiserpaläste von der Via dei Cerchi aus kennen gelernt haben, kommen wir noch öfter dorthin als sonst. Auch in den Ausgrabungen am Fuße des Kapitols sind wir zu verschiedenen Malen gewesen, und es ist lächerlich und kläglich es dort mitanzusehen, in welcher Weise die päpstliche Regierung die Ausgrabungen und die Erhaltung dieser bedeutendsten Zeugen des Alterthumes betreiben läßt. So oft wir auf dem Boden zwischen dem Triumphbogen des Septimius Severus und den Fundamenten der großen Säulenreihe umhergegangen sind, haben wir dort zwölf bis fünfzehn alte krüppelhafte Männer umherschleichen oder in den Winkeln kauern sehen, die mit elenden, völlig unzulänglichen Instrumenten irgend Etwas aufzuhacken oder auch das Gras zwischen den Quadern auszurupfen schienen. Aber in den sechs Monaten, die wir nun hier sind, ist auch nicht das Geringste gefördert worden, und außer den prachtvollen Erneuerungen in den Kirchen — die nicht immer Verschönerungen, sondern oft grade das Gegentheil davon sind — kommt auch in Rom Nichts vorwärts. Diese Arbeiter bei den Ausgrabungen sind so entsetzlich elend, daß sie sammt und sonders wie die Insassen von Altershospitälern

aussehen, und namentlich aus der kammerartigen Vertiefung hinter der Scuola Xantha kommt immer ein Wesen hervor, daß in seiner gnomenhaften, halb blödsinnigen Erscheinung uns einen doppelt entsetzlichen Eindruck machte, wenn wir ihn als den Abkömmling des Volkes betrachteten, das einst diese stolzen Bauten gegründet hat. Selbst im Traume haben diese unseligen Quiriten mich schon zum öftern spukhaft verfolgt.

Ueber die Folgen einer unumschränkten Herrschaft nachzudenken, ist übrigens Rom wie geschaffen. Erst die römische Weltherrschaft, und nach ihr das noch viel weiter greifende Regiment des Papstthums. Es muß ein ganz furchtbarer Zustand gewesen sein, als die Menschen sich noch vollständig mit ihrem ganzen Sein und Werden in die Hand eines andern Menschen gegeben glaubten, der, obschon wie sie selber, dem Irrthum und den Leidenschaften unterworfen, ihnen sogar die Rettung durch den Tod unmöglich machen konnte, der zur Zeit der römischen Kaiserherrschaft doch immer noch einen letzten Ausweg bot. Einen Menschen als den Machthaber über sich zu denken, der dem Gequälten die Ruhe in dem letzten Zufluchtsorte, in dem Jenseits, verwehren kann, auf welches der religiöse Glaube den hienieden Hoffnungslosen vertröstend hinweist, das ist gradezu eine furchtbare Vorstellung.

Wenn ich hier auf den Trümmern der altrömischen Welt umhergehe, welche die egyptische, die assyrische, die babylonische und die griechische Welt zu ihrem Unterbaue hat, so kommt mir die ganze Terminologie der Zeitrechnung, an welche unsere jetzige Geschichtsschreibung sich gewöhnt hat, kurzathmig und unzureichend vor. Denn Bezeichnungen wie die des „Mittelalters", Abschnitte wie der durch „die Entdeckung von Amerika", durch die kirchliche Reformationszeit, sind im Grunde genommen nicht mehr als die äußerliche Eintheilung eines Feldes mit einzelnen Merksteinen; und ich zweifle nicht, daß vielleicht sehr bald die Zeit kommen wird, in welcher man die verschiedenen Zeiten der Menschheitsgeschichte nur noch nach den jedesmaligen Gesammtanschauungen benennen wird, welche die Menschheit von sich und ihrem Verhältniß zu dem All gewonnen hatte: also von der Vielgötterei bis zu dem Begriff einer einzigen Gottheit — und so weiter fort.

Freilich sind diese Epochen nicht leicht abzugrenzen; denn da in der Welt alles nur einem Grundgesetze unterworfen sein kann, so können sich die Wandlungen in ihr auch nur langsam, auch nur nach demselben Ge-

setze vollziehen, nach welchem die einzelnen Organismen sich erzeugen, sich umgestalten und sich auflösen, um die Möglichkeit neuer Zeugungen zu gewähren. Wie Zelle um Zelle entsteht, wie Alles langsam und kaum wahrnehmbar vergeht und sich ersetzt, bis man mit einer Art von Erstaunen plötzlich inne wird, daß ein Altes abgestorben, ein Neues entstanden und an seine Stelle getreten ist; und wie Alles vergänglich und doch zugleich in dieser Vergänglichkeit als Grundlage für das neue Werden, fortbestehend und ewig ist, so trägt auch Alles, was besteht, das Gepräge der Zeit an sich, in der es entstanden ist, und auf die es hier wiederum durch sein Bestehen zurückgewirkt hat. Jeder Mensch, der seine Ueberzeugung, nach der einen oder der andern Seite hin, verändert, ist eine der Umbildungen, durch welche sich schließlich die allgemeinen Wandlungen vollziehen; und der Uebergang der Menschheit aus der Vielgötterei zu dem Glauben an Einen Gott ist ja noch heute nicht für die ganze Menschheit vollzogen, während sich daneben bereits seit Jahrhunderten eine Erkenntniß entwickelt und verbreitet hat, welcher die Personifizirung der Urkraft in dem einheitlichen Gotte nicht mehr entspricht. Von Uebergangsepochen zu reden ist daher thöricht, da Alles ein ewiges Bewegen ist und jeder Augenblick die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie eine Dreieinigkeit in sich verbirgt und trägt.

Heute noch steht unser Welttheil mitten in der Epoche, welche die Weltbeherrschung durch einen einzigen Menschen erzeugte, und alle Kämpfe, welche wir innerhalb der letzten zweitausend Jahre auf unserem Kontinente verfolgen können, bewegen sich zwischen dem Ringen einzelner Machthaber um die Herrschaft, und in dem Andringen der Massen gegen die Willkühr solcher Einzelherrschaft.

So vollständig wie hier in Rom ist die absolute Monarchie innerhalb der christlichen Welt freilich nirgend mehr vorhanden, und nirgend stehen sich die Forderungen der Gegenwart mit dem: wir können nicht! der alten Zeit so schroff gegenüber wie eben hier. Wenn man übrigens an die Möglichkeit einer politischen Reformation innerhalb des Kirchenstaates denkt, mit der bis zu einem gewissen Grade immer auch eine religiöse Reformation verbunden sein würde, schlägt man es bei weitem nicht hoch genug an, welch einen ungeheuren Rückhalt der Katholizismus und das Christenthum überhaupt noch — außerhalb der römischen Kirche —

in der griechischen Kirche besitzen. Die Russen, und ich kenne ihrer eine gute Anzahl, sind jetzt vielfach strenggläubiger, aber auch abergläubiger und bigotter als die Italiener, wenn man sich mit diesem Urtheil an die sogenannte vornehme und gebildete Gesellschaft hält. Das mag zum Theil daher kommen, weil bei den Russen, grade wie in Rom, das Glauben nicht nur Herzens- und Ueberzeugungssache, sondern eine Bürger- und eine Amtspflicht ist, die auszuüben ihnen von ihrer Regierung anbefohlen wird.

Ich glaube, wie Byzanz noch lange sein despotisches Dasein fristete, nachdem die Kraft der Herrschaft in Rom erloschen war, so wird die griechische Kirche einmal noch einen neuen Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft der Geister nöthig machen, wenn es selbst gelingen sollte, mit der römischen Geistesknechtschaft fertig zu werden — wovon wir auch noch weit, sehr weit entfernt sind. Die Kraft der griechischen Kirche beruht darauf, daß die eigentliche weltliche Herrschaft von ihr abgelöst und sogar ihre höchste geistige Machtvollkommenheit zum Theil in die Hand der regierenden weltlichen Macht gelegt ist, deren höchstes Interesse, deren Bestehen auch wieder mit auf die Erhaltung jener geistigen und geistlichen Gewalt und Orthodoxie gegründet ist. Es ist daher seiner Zeit in Frankreich gar keine so falsche Spekulation gewesen, eine besondere gallikanische Kirche zu gründen, und so — indem der Beherrscher Frankreichs Beschützer und Oberhaupt dieser Kirche wurde — die Herrschaft fest auf zwei Beine zu stellen, die sonst immer nur auf einem Beine steht und sich auswärts auf eine andere Stütze stützt. Auch Heinrich der Achte hat das sehr wohl verstanden. Die staatliche Tyrannei ist nie vollständig, kann es nicht werden, sobald eine Gewalt da ist, die sie selbst, als über ihr stehend, anerkennen muß. Nur wenn sie alle Gewalt in sich vereinigt, ist sie allmächtig; und in diesem „Niemand über sich anerkennen“ liegt eben auch die ganze Widerstandsfähigkeit des Papstthums. Rußland kann mit den Polen, England mit den Irländern nicht fertig werden, weil Beide noch immer einen Anhalt nach außen, ein über die beabsichtigte Tyrannei hinausgreifendes Bewußtsein haben, das sie erhebt und aufrichtet, wenn sie auch momentan unterlegen sind. Die Leute denken immer, wenn sie nur mit dem Papa Ré fertig wären, dann sei Alles gethan — und für die eigentliche Befreiung der Geister ist doch damit noch sehr wenig geschehen — wenn schon Etwas! —

Ein Ausflug nach Ariccia.

Rom, Mitte Mai 1867.

Ich bin in Ariccia gewesen und habe die Stätte wieder gesehen, wo ich so rein glücklich gewesen, wie nie im Leben zuvor und auch wieder nachher. Der Gedanke kam mir ganz plötzlich, wir hatten eben nur noch Zeit, den Bahnhof zu erreichen, und unsre Plätze zu nehmen. Auf dem Bahnhofe, der auf der Höhe der Diokletiansthermen innerhalb der Villa Negroni Massimo liegt, begrüßte uns der preußische Gesandte, Baron v. Arnim, der nach Neapel reiste. Die Bahn schneidet quer durch die Gärten und Vignen des Esquilinischen Hügels, vorbei an alten Tempeltrümmern, wie der Rundbau der sogenannten Minerva medica, durchbricht sodann die alte, von Kaiser Aurelian erbaute Stadtmauer zwischen der Porta S. Lorenzo und Porta Maggiore zunächst der letzteren, und geht dann hinaus in die Campagna, die, im herrlichsten Frühlingsschmucke mit Grün und Blumen prangend, den dahinbrausenden Zug empfing. Vorbei an den langen Reihen der Bogen alter Wasserleitungen, an Grabtrümmern und mittelalterlichen Thürmen, an weidenden Heerden silbergrauer Rinder und weiß gezottelter Ziegen, sauste das Dampfroß der neuen Zeit dahin, während vor uns das Albaner- und Sabinergebirge voll schimmernder Felsenstädtchen im klarsten Morgenlichte erglänzte. Die Bahn führt an keinem bewohnten Orte vorbei, bis sie nach Velletri etwa sieben deutsche Meilen von Rom kommt, die Städtchen Marino, Kastell Gandolfo, Albano und Ariccia bleiben links auf den Höhen liegen, und man hat von der Station La Cecchina noch eine Stunde bergauf nach Albano mit dem Omnibus zu fahren, auf dem wir glücklicher Weise, obschon es Sonntag war, noch Plätze fanden. Dadurch wird natürlich die Eisenbahn so gut wie nutzlos für die genannten Städte und ihren Verkehr mit Rom, der denn auch nach wie vor meist durch Landkutschen vermittelt wird. In Albano angekommen um 11¼ Uhr, gingen wir sofort zu Fuß

nach Ariccia. Der Weg dahin ist, seitdem ich es nicht gesehen, um mehr als zwei Drittel verkürzt, durch einen wahrhaft gigantischen Brückenbau, der die tiefe Schlucht, welche beide Orte trennt, jetzt mit einem Viadukte von drei übereinander gethürmten Bogenreihen, jeder Bogen 60 Fuß hoch und 49 Fuß weit, überspannt. Die Gesammthöhe beträgt auf dem höchsten Punkte nahe an 200 Fuß über der Schlucht und die Gesammtlänge des Viadukts über 1020 Fuß. Der Bau ist einer der kolossalsten neuerer Zeit, nicht nur in Italien, und doch kostet er nur etwa 300,000 Thaler unsren Geldes. Das erklärt sich, wenn man bedenkt, daß es zumeist Gefängnißsträflinge waren, welche die Regierung als Arbeiter benutzte, die ihr also keinen Tagelohn kosteten. Das System der päpstlichen Regierung ist der Art, daß die Gefängnisse in einem Lande, wo alle Industrie niedergehalten und an die Volkserziehung nicht gedacht wird, stets wohlgefüllt sind, und daß es ihr selbst also nie an zahlreichen wohlfeilen Arbeitern für ihre Bauunternehmungen fehlt! Schon aus diesem Grunde konnte ich den riesigen Bau von Peperinquadern, dem sich hinter Ariccia noch ein ähnlicher Viadukt anschließt, nicht mit ungemischtem Gefühle betrachten, zumal wenn ich bedachte, daß die armen Arbeiter, deren Schweiß daran klebt, Menschen waren, deren Verköstigung in den Gefängnissen an den Mindestfordernden ausverdungen und von dem Pächter oft noch wieder an andere Unternehmer abgelassen wird. Nun aber die Hauptsache! Dieser ganze kolossale Bau wurde ausgeführt, um die Poststraße von Rom nach Neapel zu verbessern, zu einer Zeit, wo in ganz Europa, ja in Nord- und Süditalien selbst, Eisenbahnen bereits in vollem Gange waren. Aber die Weisheit der päpstlichen Regierung bildete sich ein, diese „Erfindung des Teufels" von ihrem Staate fern halten zu können, und darum wurden von 1846—1854 Geld und Kraft des Volkes an diesen Bau verschwendet, der, wie ein mit uns reisender Römer sagte, ein Hohn gegen alle volkswirthschaftliche Vernunft war und jetzt nur noch dazu dient, einige Karren mit Wein und einige Körbe Früchte aus Genzano nach Rom zu bringen!

Der Viadukt mündet mitten auf dem Platze von Ariccia, an welchem unsere alte Casa Martorelli liegt oder vielmehr lag.*) Zwar das Haus

---

*) S. Ein Jahr in Italien I. S. 222.

steht noch und ist äußerlich unverändert, aber es ist nicht mehr das alte fröhliche Hauptquartier der Sommervilleggiatur der Künstler. Der gute alte Priore Signor Martorelli ist seit vier Jahren todt, — was hätt' ich darum gegeben, den herrlichen Alten wiederzusehen! sein Sohn und Nachfolger Nino Martorelli, damals ein Junge von zwölf Jahren, jetzt ein Mann von drei- bis vierunddreißig, hat klüger sein wollen, als der Vater, hat das Haus im Innern ganz umgebaut, zu Logis für Familien hergerichtet, die Preise verdoppelt, und das Resultat ist gewesen: die alte berühmte Wirthschaft ist eingegangen, und die neue will nicht fort. Es war komisch, Nino's Zorn über den Undank der Welt anzuhören: „Dies Jahr will ich's noch halten", sagte er, „aber wenn es diesen Sommer nicht besser wird, so ziehe ich nach Rom und verlasse Ariccia für immer!" Er konnte gar nicht begreifen, wie es gekommen sei, daß er nicht viel bessere Geschäfte gemacht, als sein Vater. „Seht Signor!" sagte er, indem er einen Wandschrank aufmachte, worin allerlei Geschirr stand, „solche Gläser, die zwei Bajocchi kosten, standen auf dem Tische, als mein Vater das Haus führte, und jetzt, wo ich diese (er nahm ein französisches Weinglas vor) das Stück zu drei Francs und darüber angeschafft habe, kommt mir Keiner mehr, und bleibt das Haus fast leer!" Er war hochkomisch in seiner sittlichen Entrüstung darüber, daß die Künstler sich weit mehr um den Wein als um das Glas kümmerten, aus dem sie ihn tranken, und daß sie lieber für ein Glas, das sie zerbrochen, zwei Bajocc als drei Francs zahlen wollten. — Genug, wir sahen, daß in Ariccia Villeggiatur zu machen für uns nicht gerathen sei; denn das Haus sah mit seiner schäbigen Eleganzprätention gar zu verwunschen aus, und mit der Verköstigung wurden wir auf einen Impresario vertröstet, der in einigen Wochen sich in Ariccia niederlassen und mit dem wir dann zu verhandeln haben würden. Nicht einmal ein Café ist im Orte, denn das Martorellische wird erst im Juni, wie Signor Nino sagte, eröffnet, und dies Fehlen eines Cafés war für mich der sprechendste Beweis von dem Verfall des Ortes. Auch nach dem Laden des Speziale sah ich mich vergebens um; die beiden Fontainen vor dem Chigipalaste, die sonst so lustig plätscherten, waren verfallen und wasserlos, und der Palazzo sah noch viel vergrauter und unwohnlicher aus als vor zweiundzwanzig Jahren. Die Sonne brannte heiß auf den stillen Platz nieder. Wir setzten uns auf die Treppenstufen vor Bernini's

reizender Kuppelkirche und plauderten mit einem jungen Manne, der uns seine Dienste angeboten hatte. Es war einer der Knaben, für welche wir damals das Fest der Olympischen Spiele*) gefeiert hatten, Gasparo geheißen; er erkannte mich wieder, nannte sogar die Namen mehrerer Künstler, die in jenen felicissimi giorni in Ariccia gewesen, wie il barone Paplu (der belgische Maler Baron Papeleu), Signor Enrico (Heinrich Kümmel der Bildhauer), Signor Luigi (Gurlitt), Benouville u. s. w.

Nach Albano zurückgekehrt, nahmen wir im Albergo della Posta ein mäßiges Mittagsmahl ein und bestellten dann ein Wägelchen, um die Fahrt durch die untere Waldpartie nach Kastell Gandolfo zum Albanersee und von dort durch die obere Gallerie nach Ariccia zu machen. Oben angekommen auf dem runden, mit vierzehn Stationsbildern eingefaßten Platze vor dem Kapuzinerkloster, setzten wir uns auf eine der Steinbänke, welche an der Hinterseite jedes Pfeilers angebracht sind, und wieder schauten meine Augen das herrlichste aller Landschaftsbilder, das ich auf Erden gesehen. Da lag er wieder vor mir, tief unter unsern Füßen, vom Grün der Steineichen und Kastanien ringsum eingefaßt, der Wasserspiegel des eirunden smaragdgrünen Bergsee's; noch immer, obschon kein Lüftchen sich regte, war seine Oberfläche leicht schraffirt von Millionen Strichen und Fältchen; Kloster Pallazuolo, uns gegenüber, sonnte sich noch immer, wie einst, an der breiten Brust des Albanerberges; Rocca di Papa schimmerte von seiner Felsenkuppe noch ebenso wunderlich gestaltet herab, und hoch oben auf dem Gipfel, da wo einst der Tempel des Jupiters von Latium sich erhob, zu dem die Völker der Gaue des „Landes der breiten Ebene" (denn das heißt Latium) zur Tagsatzung hinaufgezogen, und später die triumphirenden Feldherren Rom's wallfahrteten, — erglänzten im Scheine der allmälig sich neigenden Nachmittagssonne die Fenster des Passionisten-Klosters, welches der letzte Stuart, Kardinal von York, mit und auf den von ihm vollends barbarisch zerstörten Resten des uralten Heiligthums erbaut hat. Der Blick auf Kastell Gandolfo mit seinem hohen Papstschlosse und weiter hinauf nach Marino, Grotta Ferrata, und Frascati und über die ganze Campagna weg bis zum Sorakte und den Sabinerbergen, — alles, was mich einst so viele hundert Male immer neu entzückt hatte, —

---

*) S. Ein Jahr in Italien I. S. 336.

lag wieder vor mir; ich sah es wieder an der Seite der theuersten Genossin meines Lebens, und doch — so sonderbar ist des Menschen Herz geartet — war der Eindruck ein überwiegend trauriger. Der Gedanke, daß kein Einziger von allen denen, mit denen ich das Alles damals genossen, diese Luft jetzt mit mir athme, die Erinnerung an die vielen,

— — „um schöne Stunden
vom Glücke getäuscht vor mir dahingeschwunden",

stimmten mich zu tiefer Wehmuth. Es ist ein eigen Ding mit solchem Wiedersehen; man sieht nicht blos auf eine Vergangenheit zurück, man sieht sich selbst, so zu sagen, bereits als vergangen, und sieht, wie das Alles ausschauen wird, wenn wir nicht mehr sind. Es ist die flüchtige Kürze des dem armen Menschen gegönnten Daseins, die sich gegenüber dem anscheinend Unvergänglichen, Ewigen der Natur uns so schwer und traurig auf das Herz wuchtet!

Auch der Blick von dem Viadukt auf das Thal von Ariccia (Val d'Ariccia) war unsäglich schön. Das Meer, das von Cap Circello bis nach Ostia hin den Horizont begrenzt, strahlte in entzückender Bläue. Diese Landschaft, in der Gebirge und Wald und fruchtbares Thal, Campagna und Meer und Rom's Peterskuppel in der Ferne sich zu einem Ganzen vereinen, überleuchtet von der reinsten sonnendurchblitzten Himmelsbläue, prangend in der Vollfrische des Frühlings, ist und bleibt die schönste, die man erdenken mag. Unser Kutscher fuhr uns durch Albano zurück nach der Station, wo wir um $^1/_2$6 Uhr mit dem von Neapel kommenden Zuge nach Rom zurückfuhren. Mit uns im Coupé saß ein päpstlicher Jägeroffizier, der von Frosinone kam. Er erzählte, daß sich in unserm Zuge eine Anzahl von ihm und seinen Jägern eskortirter Briganten befänden, die sich freiwillig gestellt hätten. Einer derselben hatte in einem Sacke den abgeschnittenen Kopf eines Kameraden mitgebracht, denn die päpstliche Regierung hat einen Geldpreis und Begnadigung auf die Einbringung eines Räuberkopfes gesetzt!! Man fand das ganz in der Ordnung, und der Offizier bemerkte lachend: „Jetzt ist Mißtrauen zwischen den Kerlen gesäet, und sie schlafen jetzt Nachts nie mehr zusammen, sondern jeder für sich, weil jeder für seinen Kopf bangt! . . (è gran diffidenza adesso seminata fra loro, non dormono mai più insieme, perchè hanno paura, di essere ammazati l'uno dal altro.)" — Mir

schauderte, daß dieser kopfabschneiderische Kannibalismus so zu sagen neben mir in dem eleganten Eisenbahn-Waggon saß. Wie wenig dachte ich daran, als ich neulich in der Kirche von Maria Maggiore auf den Reliefbildern am Monument Papst Sixtus V., der die Campagna vor 220 Jahren von Räubern durch gleiche Mittel säuberte, Sbirren abgebildet sah, die dem Papste die abgeschnittenen Köpfe derselben überbringen, — daß ich heute im Jahre 1867 denselben Gräuel der Justizpflege des Vicaire de Dieu, des Stellvertreters Christi auf Erden, als Wirklichkeit erleben sollte! Und dabei lag der große welthistorische Kirchhof der Campagna mit seiner verwitternden Trümmerwelt, von Epheu umrankt, von Raben- und Dohlenschwärmen umflattert, so still und friedenvoll im rothen Abendschein der sinkenden Sonne vor uns ausgebreitet. Bunte Vögel, grün und hellblau gefiedert — (es war die pica marina, der Eisvogel) flatterten über die grün bebuschten Hügel, uns zur Seite, und eine einsame Lerche ließ aus der Höhe die letzten Triller ihres Frühlingsgesanges zu uns niederwirbeln. Was könnte dieses Land, und diese Menschen, die es bewohnen, sein — wenn — und wenn! Es ist ein Jammer, der mir oft alle Lust und Roms Schönheit vergällt. Der Grundstock in den Menschen hier ist gut und tüchtig, — wir hatten davon ein rührendes Beispiel. Bei der Abfahrt stieg in unsere II. Wagenklasse ein armer Landmann ein, den man dahingewiesen, weil in den Wagen der III. Klasse bereits alles voll war. Er war ärmlich gekleidet, sein Aeußeres von Arbeit und Entbehrung vernachlässigt, und im Gefühl, daß er nicht zu uns gehöre, glaubte er sich entschuldigen zu müssen: „Verzeiht Signori, daß ein povero contadino zu Euch kommt, ich schäme mich (è vergogna) die Herrschaften durch meine Anwesenheit zu belästigen!" Da aber unterbrach ihn sofort ein schöner, stattlicher Römer mit den Worten: „Wie könnt Ihr nur so reden, Mann? Seht mich an, seht uns Alle an! Habt Ihr nicht ein Angesicht, eine Nase und einen Mund wie wir?? Was also soll das heißen, daß wir uns Eurer schämen sollen?" Es lag eine so starke menschliche Empfindung demokratischer Gleichberechtigung der Menschen in den Worten des Mannes und in der Art, wie er sich aussprach, daß sie uns das Herz freudig bewegte. —

Michel Angelo's Jüngstes Gericht.

Rom, Mai 1867.

Eine in Rom lebende geistvolle und scharfsinnige Frau und strenggläubige Katholikin, die Frau Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein, hat neuerdings in einer eigenen Abhandlung Michel Angelo's Fresken in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan zum Gegenstande einer erklärenden Untersuchung gemacht.*) Sie nennt Michel Angelo den subjektivsten aller Künstler, die je gelebt haben, und man kann ihr darin Recht geben. Sie ist ferner von dem Glauben durchdrungen, daß dieses große Werk gerade an diesem Orte und von der Hand dieses Künstlers ausgeführt sei, weil eine spezielle Anordnung Gottes (une dispostion spéciale de Celui qui veille aux destins de son Eglise) es so gewollt und bestimmt habe. Auch hiergegen ist nichts einzuwenden, wenn man einmal die religiöse Weltanschauung gelten läßt, auf deren Boden die Verfasserin steht. Im Gegentheil müßte man vielmehr sagen, daß eine solche Annahme einer „speziellen Disposition" eigentlich überflüssig, ja selbst nicht ohne eine gewisse ketzerische Färbung sei für einen Glauben, nach welchem nicht einmal „ein Sperling vom Dache fällt" ohne den Willen des himmlischen Weltregierers. Ein Anderes ist es mit ihrem Urtheile über Michel Angelo's jüngstes Gericht und den Geist, welcher dieses ungeheure Werk diktirt hat.

Zwar was sie darüber im Sinne seines Schöpfers erklärend bemerkt, wird man als richtig bezeichnen müssen. Das jüngste Gericht ist allerdings der Ausdruck von Michel Angelo's subjektiver religiöser Weltanschauung. „Es sollte das Gefühl wiedergeben, welches sich seiner be-

*) La chapelle Sixtine par Mme. la Princesse de Sayn-Wittgenstein, née Iwanowska. Extrait de la Revue du Monde Catholique. Paris, Victor Palmé. 1867.

mächtigt hatte, wenn er in glühender Seele, das Werk und den Willen des Schöpfers mit dem Werke und dem Willen des Menschen, seines Geschöpfes, vergleichend, sein ganzes Innere erfüllt fühlte von namenloser Verachtung gegen die gesammte Menschheit. Diese Verachtung der Menschen, die, ausgehend von den Menschen von Florenz und Rom, von Italien und Europa, sich auf alle diejenigen erstreckte, die je auf Erden gelebt haben und leben werden, dieser verachtende Zorn, gewaltsam wie ein Gewittersturm und erbarmungslos wie ein Axiom, war der schöpferische Geist, aus welchem Michel Angelo's jüngstes Gericht hervorging." Soweit ist Alles ganz in der Ordnung, und obschon die Verfasserin in der Einleitung klagt, daß so wenige Betrachter im Stande seien, der gewaltigen Schöpfung des großen Florentiners gerecht zu werden, so wird es doch wenige gescheute Menschen geben und gegeben haben, welche dieses jüngste Gericht nicht in jenem Sinne aufgefaßt, und auf welche Michel Angelo's zürnender Christus nicht den Eindruck der schauerlichen Erhabenheit eines alttestamentarischen Jehovahzornes hervorgebracht hätte. In diesen, von zürnender Verachtung ganz erfüllten Richter Christus hat Michel Angelo, wie vor ihm Orcagna, gleichsam sein eigenes Selbst und dessen Empfinden gegen die sündige, ihrem Schöpfer und Wohlthäter mit schwarzem Undank lohnende, seine Absichten böswillig vereitelnde Menschheit dargestellt, — eine Darstellungsweise Christi, die so tief eingedrungen ist in das Gefühl und Bewußtsein des italienischen Volkes, daß selbst der von Rache- und Haßgefühl eingegebene Fluch des Italieners per Cristo! sich vorzugsweise eben den Erlöser zum Träger dieser seiner unchristlichen Empfindungen erwählt hat. „Es ist vorzüglich" — so bemerkt ein geistvoller Beobachter des italischen Volkscharakters — „es ist vorzüglich der Name Christi und nicht, wie bei uns, der Name Gottes, welcher dem Italiener dazu dient, Verwünschungen und Flüche gegen Personen und Dinge, welche seinen Zorn erregt haben, daran zu knüpfen. Der Grund ist sehr einfach. Christus ist für ihn der allgemeine Richter und Rächer; und als solchen sieht er ihn vorgestellt in allen Bildern, von Orcagna's und Michel Angelo's letztem Gerichte abwärts, während dagegen Gott Vater als ein milder Alter dargestellt wird, der sich über seinen, die Verdammungssprüche niederschleudernden Sohn, friedenvoll hinneigt. Christus selbst erscheint dem Italiener nur unter zwei Auffassungen: als „Bam-

bino" einerseits, und andererseits als der furchtbare allgemeine Rächer. Die erstere Auffassung gehört der neueren Zeit, die letztere dem Mittelalter an, und jener fluchende Eid stammt auch aus dem Mittelalter."

Auch der Christus in Michel Angelo's jüngstem Gerichte ist also, wie bemerkt, das Erzeugniß der durch bittere Lebenserfahrungen verdüsterten Seele eines ohnehin von Natur zur Schwermuth geneigten leidenschaftlichen Charakters. Man kann fast Alles unterschreiben, was die Verfasserin im Weitern über die Darstellung sagt, in deren erklärender Schilderung sie offenbar nach einer Ausdrucksweise gestrebt hat, die sich dem Michelangelesken Style und Kolorite annähern sollte. „Um dem Schöpfer dieses Werks gerecht zu werden, muß man, sagt sie, wie bei der Lektüre Ezechiel's, alle individuellen Betrachtungen bei Seite lassen und von allen Nebengedanken des einen Hauptgedankens, der den Künstler beherrschte, völlig abstrahiren. Man darf nichts sehen als zwei Dinge: Gott, der den Menschen als Geist und Materie erschuf in der Absicht, daß der Mensch mit seinem Geiste die Materie vergeistige; und den Menschen, der das ihm geschenkte erhabene Gut der Freiheit dazu mißbraucht, um so zu sagen das Umgekehrte zu thun und den Geist zu degradiren, indem er ihn den Genüssen der Materie dienstbar machte." Diese zwei Dinge allein sind es, welche Orcagna's und Michel Angelo's Ideal eines Richters, welche Michel Angelo und seinen richtenden Christus ganz beherrschen und ein Gefühl hervorrufen, vor dem eigentlich Nichts zu bestehen vermag. Denn, wie es in der Schrift der Fürstin weiter heißt: „Michel Angelo's Verachtungsgefühl, welches so zu sagen die einzige Farbe auf seiner Palette bildet, dehnt sich auf Alles aus, was auf seinem Bilde erscheint. Dieser Christus, sein inneres Ideal eines Richters (son idéal intérieur d'un juge), Schöpfer, Vater, Wohlthäter, Erlöser, ist erfaßt von einem ekelvollen Zorne (d'une colère nauséabonde) beim Anblicke so vielen aufgehäuften Elends, dessen düsterer Schatten und wuchtende Last durch sein Geschöpf, durch sein Kind, durch den von ihm so sorgfältig ausgestatteten und durch seinen Tod so schmerzenvoll erlösten Menschen auf sein so feines und glänzendes Werk geworfen wurde. Dieser Stimmung verachtungsvollen Zornes gegen diese stupide Masse, welche, der so glorreichen Vereinigung mit der Gottheit entsagend, es vorzog, sich in die schmutzigen Finsternisse der Materie zu versenken, entspricht es denn

auch," wie die Verfasserin hinzufügt, „daß in Michel Angelo's Darstellung selbst die Heiligen, statt in himmlischer Glorie zu erstrahlen, noch ganz beladen erscheinen mit dem Lastgewichte der materialen Körperlichkeit, die über dem Ganzen gebreitet ist; daß der von Gott so hold und schön und geistvoll erschaffene Adam (cet Adam si admirablement beau, — si noble, si élégant, si svelte dans ses membres frémissants de vie et d'intelligence) in dieser Scene des Michel Angelo'schen Bildes, jetzt vielmehr roh bis zum Monströsen, als eine Art wilder Caliban (sorte de caliban sauvage) erscheint, abgestumpft durch die verderblichen Trunkgenüsse der irdischen Narkotika." Mit dem Letzteren dürfte jedoch dem armen Adam von der Erklärerin Michel Angelo's und, wenn sie Recht hat, von Michel Angelo selbst schmähliches Unrecht geschehen sein; denn so viel wir wissen, hat unser gemeinsamer Stammvater nach dem bekannten Apfelbisse wenig daran denken können, sich den ivresses des narcotiques terrestres hinzugeben, da er vielmehr sein täglich Brod „im Schweiße seines Angesichts", als richtiger Proletarier zu erarbeiten, und obenein in seiner Familie wenig Freude hatte! „Selbst die Madonna" — heißt es dann weiter — „obschon sie des Sohnes Gnade für diese wüste Menge mit einer herzergreifenden Geberde erfleht, selbst die sanfte Mutter, die der sterbende Gott den Menschen gab, drückt sich an ihn (Christus) wie erschreckend vor der Berührung selbst der Besten unter ihnen, und wie außer sich (effarée) vor dem Schauspiele, das sie zu ihren Füßen sich ausbreiten sieht. Sie erbittet Gnade, aber mit einem solchen Entsetzen, daß das Mitleid darin vielleicht weniger als die Entfremdetheit zur Erscheinung kommt."

Wäre ich ein guter Katholik und zugleich ein Verehrer Michel Angelo's, so würde ich wünschen, daß diese Schilderung unrichtig wäre, und wenn ich sie als richtig anerkennen müßte, so würde ich es dem Künstler verargen, daß er selbst die gnadenreiche Gottesmutter, diesen erhabensten Ausdruck der Liebe, welche Alles — (wohlgemerkt: die Schrift sagt „Alles!") — überwindet, Alles trägt und Alles duldet, mit jener düsteren Nüance, der einzigen Farbe seiner Palette, nicht verschont hat.

Die Verfasserin giebt selbst zu, daß Michel Angelo's Darstellung des jüngsten Gerichts und des ganz nur „vom ekelvollen Zorne der Verachtung des gesammten Menschengeschlechts erfüllten Richters Christus"

etwas Abstoßendes für viele Menschen habe. Es sei damit eben dasselbe, wie mit der Lektüre der dichterischen Darstellung Ezechiels von dem Abfalle der Menschheit von Gott. „Wir fragen", — ruft sie aus, — „wie viele Leser giebt es, welche die Lektüre des Ezechiel zu ertragen vermögen, und wie viele dahin gelangen, vor den Augen ihres Geistes in klarer Erscheinung die Reinheit Gottes (la pureté de Dieu) zu sehen, der sein Geschöpf, seine Gattin, mit allen seinen Gaben schmückt, und die Unreinheit dieses selben Geschöpfs, das diese Gaben zu den niedrigsten Untreuen (aux plus viles infidélités) verwendet." Und doch sei eine bloße Lektüre noch wenig gegenüber einem Schauspiele, wie es das Gemälde Michel Angelo's biete, welches unserm Sinne Wirklichkeiten von solcher Energie vorführe, daß ihr Anblick unser Herz erbeben und den Athem in der Brust stocken mache. „Wie also (so schließt sie) möge man sich verwundern, daß alle Diejenigen, welche keine kompetenten Leser gewisser Stellen der heiligen Schrift sein würden, ganz ebenso vor der Betrachtung dieses Werks von Michel Angelo zurückweichen, und daß selbst solche, die zu begreifen beginnen, ihre Augen davon abwenden und es vorziehen, lieber nicht zu begreifen, um weder von einem so zerschmetternden Anathem, noch von der Höhe des Maßes Kenntniß zu nehmen, in welchem die Menschheit dasselbe verdient."

Wir gestehen gerne, daß wir im Sinne der Verfasserin schon darum nicht zu den „kompetenten" Lesern gewisser heiliger Schriftstellen gehören, weil wir nicht im Stande sind — und ich denke, kein Mensch ist dazu im Stande — die Reinheit Gottes sichtbar in voller Klarheit zu schauen. Aber das Bild, unter welchem der jüdische Dichter den Abfall der Menschen vorstellt, vermögen wir trotzdem vor das Forum unseres Urtheils zu ziehen. Wir begreifen es historisch, d. h. wir begreifen, wie der jüdische Dichter dazu kommen konnte, dies Bild zu brauchen; aber wir halten es eben für kein sonderlich glückliches. Der Anthropomorphismus, die Vorstellung Gottes als menschliche Persönlichkeit, tritt denn doch in demselben gar zu kraß hervor. Wenn ein menschliches Eheweib einen menschlichen Ehemann durch ihre Untreue kränkt, so bedauern wir den letztern, obschon wir ihm den Vorwurf, bei seiner Wahl nicht vorsichtig genug gewesen zu sein, nicht ersparen können, und das untreue Weib wird unserem gerechten Tadel nicht entgehen. Wenn aber, wie in dem

Bilde des jüdischen Dichters, der gekränkte Ehemann Gott selber, der Inbegriff alles Wissens und Erkennens, und das undankbare Eheweib sein eigenes Geschöpf ist, so sind sein Zorn und seine Verachtung völlig unbegreiflich, da er als Gott ja ganz genau gewußt haben muß, was er machte, als er sie schuf, und was er that, als er sie zum Weibe nahm.

Daß ein Michel Angelo das jüngste Gericht — eine rein dichterische Vorstellung — dazu erwählt, um seiner eigenen Stimmung durch die erhabenste Bildlichkeit den kräftigsten Ausdruck zu geben, ist historisch und auch psychologisch gar wohl zu verstehen. Wir mögen die Gewalt anstaunen, mit welcher er seine düstere Weltanschauung und seiner durch sie erzeugten Vorstellung von dem zornigen Verächter der ganzen Menschheit einen so furchtbar ergreifenden Ausdruck verlieh. Aber — wir dürfen nie vergessen, daß wir es hier zwar mit einer Wahrheit, aber mit einer blos dichterischen Wahrheit zu thun haben, und daß ein ungeheurer Fortschritt darin liegt, wenn die meisten Menschen unserer Zeit sich mit dieser Darstellung eines, seine eigene Schöpfung hassenden, verachtenden und verdammenden Gottes nicht mehr befreunden können; am wenigsten, wenn dieser Gott den Namen eines Christus, des Verkünders der Religion der Liebe trägt, der mit Zöllnern und Sündern gerade vorzugsweise zu verkehren liebte, und der das gefallene Weib in den Schutz seiner liebevollen Erbarmung und Milde aufnahm.

Gerade herausgesprochen: das jüngste Gericht Michel Angelo's und sein richtender Christus sind in dieser Hinsicht das Unchristlichste was je gemalt worden ist, sie sind spezifischer Ausdruck jüdischen, alttestamentalischen Geistes, und eines Anthropomorphismus, der krasser gar nicht gedacht werden kann. Denn — was kann das Vertuschen helfen: jede ernstgemeinte Vorstellung von einem Gotte, der darüber in Zorn und Leidenschaft geräth, daß ihm sein eigenes Werk nicht gelungen, daß ihm sein Geschöpf und dessen Erziehung mißrathen sind, ist eine unzuläßige Vorstellung für einen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts. So bald man sie für mehr als eine zeitlich bedingte und von dem Geiste der Bildung längst überwundene bildliche Anschauungsweise ausgeben will, sinkt man herab unter den Geist der Menschheit unserer Zeit, wie ihn unsere großen Denker und Dichter, wie ihn unser Schiller und Goethe erfaßt und ausgeprägt haben. Hoch über dem Gefühle unversöhnlichen Hasses und einer

die ganze Menschheit verdammenden Verachtung, wie sie der Christus Michel Angelo's zum Ausdruck zu bringen bestimmt sein soll, steht das wahrhaft menschliche und darum göttliche Empfinden, welches dem Dichter der Menschlichkeit das Gedicht eingab:

„Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehme ich mir so eifrig vor:
Will Niemand weiter sehen,
Will all' das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Was übrigens das Werk Michel Angelo's selbst betrifft, über dessen barbarische Vernachlässigung schon Goethe Klage führte, so ist jetzt die Barbarei so weit getrieben, daß man durch Aufrichtung eines neuen Thrones von weißem Moirée mit Goldborten recht vor der Mitte des jüngsten Gerichts einen Theil des Gemäldes völlig unsichtbar gemacht hat. Ob auch dies geschehen ist „nach einer speziellen Anordnung des Gottes, der über Seine Kirche wacht", vermag ich nicht zu entscheiden.

Michel Angelo's Christusdarstellungen in Rom.

Rom, im Mai 1867.

Es giebt vier Darstellungen des Heilands von Michel Angelo in Rom, eine gemalte und drei plastische. Von der ersteren, von seinem Christus des jüngsten Gerichts in der Sistina, habe ich Euch neulich bei Gelegenheit meines Berichts über die Schrift der Fürstin W. geschrieben. Die zweite ist sein todter Christus auf dem Schooße der Mutter in der nach dieser Gruppe benannten Kapelle della pietà im St. Peter, der ersten zur rechten Hand des Eintretenden.

Die Gruppe ist ein Jugendwerk Michel Angelo's. Er schuf sie in seinem vierundzwanzigsten Jahre auf Bestellung des französischen Gesandten Kardinal Jean de Villiers, Abtes von St. Denis. Es war das Jahr 1498, in welchem er das Werk unternahm, dasselbe Jahr, welches den edelsten aller Italiener seines Jahrhunderts, den großen politischen und sittlichen Reformator von Florenz Girolamo Savonarola, als Opfer des mit allen Lastern befleckten Spaniers Roderich Borgia (Alexander VI.) auf dem Scheiterhaufen des Signoriaplatzes zu Florenz den Märtyrertod erleiden sah. Wenn jemals ein lebender Mensch ein ächter Jünger Christi zu heißen verdiente, so war es dieser begeisterte Dominikanerprior von San Marco, dessen wahre Geschichte uns jetzt endlich sein Landsmann, der Florentiner Professor Pasquale Villari, aus den Quellen geschrieben hat. Von allen denen aber, welche an den Lippen des großen Reformators und Redners hingen, wenn er von der Kanzel des Domes herab die dicht gedrängte Menge elektrisirte, war der junge Michel Angelo de' Buonarotti vielleicht einer der am tiefsten von den Ideen Savonarola's erfüllten Jünglinge der Arnostadt. Und nicht blos war er ein eifriger Hörer, sondern auch ein tapferer Thäter des Worts der republikanischen Bürgerfreiheit, das Savonarola gepredigt hatte. Dies bewies

er ein Menschenalter später, als er auf den Bastionen von San Miniato al Monte sein Leben einsetzte für die Sache der Freiheit seiner Vaterstadt. Noch in seinem hohen Alter bildeten Savonarola's Predigten seine dauernde Lektüre, und oft pflegte er seinen Umgebungen zu erzählen, wie viel mächtiger noch die Wirkung dieser Reden gewesen, als Fra Girolamo's Stimme ihre Donner durch die Hallen des Domes erschallen ließ und seine Gesten die Ströme seiner Beredsamkeit begleiteten. Ist es ein Wunder, daß der große Künstler all seinen Schmerz über den bejammernswerthen Ausgang des von ihm so hoch verehrten Mannes in derjenigen Sprache auszudrücken strebte, in der er am liebsten redete, weil er sich in ihr am freiesten bewegte, in der Sprache der bildenden Kunst, und daß ihm ein noch tieferes als das künstlerische oder das gewöhnliche religiöse Interesse den Meißel führte, als er in dieser Gruppe den bitteren Todesschmerz der Mutter über den hingemordeten Sohn, den von den Menschen gemordeten Erleuchter und Befreier der Menschheit darstellte?

In der That, eine ähnliche Versunkenheit in den eigenen Schmerz, in die Abgrundtiefe dieses Seelenleidens um den höchsten für das Menschenherz denkbaren Verlust, wie er in dieser Mutter ausgedrückt ist, die den vom Kreuze abgenommenen Leib des Sohnes auf ihrem Schooße hält, ist mir in keinem andern Werke der bildenden Kunst jemals vorgekommen. Die antike Niobe ist immer noch die fürstliche Heroine in dem Schmerze um die vom Götterneide ihr entrissenen Kinder; aufblickend zu den Höhen des Himmels, von wannen ihr das Jammergeschick kommt, vermag sie ihrem Schmerze noch Worte der Klage zu geben. Diese Maria aber ist ganz nur Mutter, ist ganz nur Schmerz. Ihr Auge und ihr Sinn sind nur auf den todten Sohn gerichtet, ihr Schmerz ist stumm und klagelos. Es giebt kaum noch zwei andere Werke der Bildkunst, welche den Gegensatz antik heidnischer und christlicher Weltanschauung und Empfindung so scharf ausgeprägt zeigten, als die Niobe und diese Pietà.

Das Unglück, das den größten Bildhauer der christlichen Zeit und Kunst im Leben zu verfolgen nie müde ward, ist ihm auch nach seinem Tode treu geblieben. Sein Riesenwerk, die Peterskuppel, einzig in der Welt wie der Bau den sie krönt, verdarben ihm die nachfolgenden Baumeister, zumal Maderno, in der Wirkung; seinen Moses, dieses kolossale

Fragment jenes Denkmals für den großen Papst Julius, das Michel Angelo sein halbes Leben verkümmerte, verwies man, statt ihm im Petersdome die ihm allein gebührende Stelle zu geben, in die Einsamkeit von San Pietro in Vincoli, während die vier dazu gehörigen halbvollendeten Marmorstatuen ihren Platz noch heute in einer Eisgrotte des Boboligartens zu Florenz haben, wohinein weder Sonne noch Mond scheinen; sein jüngstes Gericht in der Sistina befindet sich — Dank der Barbarei, mit welcher seit lange in den römischen Kirchen Kunstwerke behandelt werden, in einem wahrhaft bejammernswerthen Zustande; und endlich dieser Gruppe der Madonna mit dem todten Sohne hat man einen Platz gegeben, wo ihr in dem sonst so wundervoll hellen lichtdurchströmten St. Peter die Beleuchtung so gut wie völlig fehlt und die übermäßige Höhe der Aufstellung noch obenein die Betrachtung erschwert. Wenn einmal Ordnung in Rom gemacht werden wird — und endlich wird die Zeit doch auch dazu kommen — dann wird mit so manchem andern auch dies Werk einen seiner würdigen Platz erhalten.

Der zweite Christus von Michel Angelo ist eine Marmorstatue des Erlösers. Sie steht in der Kirche von Santa Maria sopra Minerva zur Linken des Hochaltars. Die Kirche führt bekanntlich ihren Namen von dem Tempel der alten Heidengöttin der Weisheit und Wissenschaft, den einst der Besieger des Ostens Pompejus hier auf dieser Stelle errichtete. Sie gehört den Dominikanern, die in dem anstoßenden Kloster ihr Hauptquartier haben. Auf dem Platze vor der Kirche lagert ein fluchwürdiges Gedächtniß; denn hier war es, wo im sechszehnten Jahrhunderte, wie uns Gregorovius erzählte, die Autodafés gehalten wurden, die sonst auch wohl auf dem Campo dei fiori (Blumenfeld) genannten Platze stattfanden; und ein nicht minder fluchwürdiges Andenken knüpft sich an die Hallen des anstoßenden Klosters, denn noch ist es nicht viel über zweihundert Jahre her, daß in einer derselben über den siebzigjährigen Weisen, über den Entdecker der Bewegung unsres Planeten, Galileo Galilei, vor einem Tribunale von zehn Kardinälen Gericht gehalten wurde. Noch heute ist hier der Sitz des Inquisitionsgerichts, des „heiligen Offiziums" (Santo uffizio), das die Republik des Jahres 1849 nur vorübergehend aufhob. Inquisition und Autodafés an der Stätte eines Minervatempels! Das ist auch einer der vielsagenden Kontraste, an denen

Rom so reich ist, und die sich hier gleichsam von selbst mit stählerner Schärfe epigrammatisch zuspitzen. An der Außenseite der Kirchenfaçade sind Inschriften, welche verkünden, daß der alte Tiberflußgott mehr als einmal, aber immer vergeblich, versucht hat, diese Veste der Finsterniß und Verfolgungssucht umzustürzen und hinwegzuschwemmen. Seit ich sie nicht gesehen, hat man das früher so imposante Innere durch die geschmacklosesten Restaurationen entstellt. Nahezu dreiviertel Millionen Franken sind aufgewendet worden, um Wände und Säulen, Fußboden und Deckengewölbe ganz in Marmor, Goldstucco und bunteste Farben zu kleiden, auf deren glitzerndes und gleißendes Wesen Michel Angelo's marmornes Abbild dessen, der die Einfachheit selbst war, voll halb zürnender, halb mitleidiger Verachtung niederzublicken scheint.

Dieser überlebensgroße Michel Angelo'sche Christus hat nichts von dem Uebermenschlich-Gewaltigen des Christus der Sistina, aber auch nichts von dem Weichen um nicht zu sagen Hinfälligen, von jener spiritualistischen Magerkeit und Schwäche, welche wir in so vielen Darstellungen des Heilandes erblicken. Es ist eine stattliche, heldische Gestalt in der Vollkraft der Mannesjugend, eine kampfkräftige Erscheinung, ein „Menschensohn", der da weiß, daß er nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; gar wohl hätte ihm der Künstler, wenn nicht ein solches, so doch anstatt des Kreuzes, das er hält, jene Geißel in die Hand geben können, mit welcher der zürnende Sohn Maria's einst die Entweiher des Heiligthums aus dem Tempel zu Jerusalem jagte, — was beiläufig ohne einen begleitenden Volksaufstand schwerlich ausgeführt worden sein wird. Der linke Marmorfuß ist mit einer metallnen Beschuhung versehen, um ihn vor der Abnutzung durch die küssende Inbrunst frommer Verehrer zu schützen, die der Held selbst, wenn er lebendig wäre, schwerlich erlauben würde. Die Aesthetiker des Murray haben an dem Werke auszusetzen, daß es „obschon highly finished, so doch vielleicht mangelhaft sei in that expression of divinity, which we look for in a representation of the Saviour." Mir dagegen ist grade dieser Mangel ein Vorzug. Es ist etwas von dem „Löwen aus dem Stamme Juda" in diesem Helden des neuen Bundes, in diesem Reformator des alten Mosaismus, etwas, das an den Heros des alten Bundes wenigstens durch einen gewissen Ausdruck von Energie erinnert.

Auch diese Arbeit gehört zu den Jugendwerken Michel Angelo's. Sie stammt noch aus seinen zwanziger Jahren, denn im Jahre 1507, als Franz I. von Frankreich durch seinen Maler Primaticcio jene briefliche Aufforderung an Michel Angelo richtete, ihm einige Werke nach Paris zum Schmucke der königlichen Kapelle zu senden, wurden in dem Briefe des Königs die Pietà und dieser Christus bereits erwähnt als Arbeiten, que l'on m'a asseuré (wie der Briefschreiber sich ausdrückte) estre des plus exquises et excellentes en Votre art. Diese Jugend des Künstlers erklärt mit die Weise der Auffassung. Jedenfalls aber ist die letztere gerade hier in dieser Kirche am rechten Orte, und Michel Angelo würde dieselbe vielleicht noch verstärkt haben, wenn er hätte ahnen können, daß sein Christus schließlich seinen Platz an der Opferstätte der Wissenschaft und des Gedankens, dicht neben der Richtstätte finden sollte, wo am 22. Juni 1633 der greise Erforscher der Gesetze des Himmels von dem „heiligen Gerichte" der Nachfolger Christi gezwungen ward, die Wahrheit hinzurichten und die Worte zu sprechen:

> „Ich schwöre ab, verfluche und verabscheue als Irrthum und Ketzerei die verdammte Lehre: daß die Sonne unbeweglich sei und daß die Erde sich bewege. Ich verspreche nie zu reden und zu schreiben über die Bewegung der Erde, welche das heilige Gericht verdammt als eine falsche, ungereimte, ketzerische und schriftwidrige Meinung."

Erst in unserem Jahrhundert hat die römische Kurie (1821) ihr Verbot des Kopernikanischen Systems für erloschen erklärt. Aber noch im Jahre 1845 lehrte ein Neapolitanisches Schulbuch, wie ich in meinem „Ein Jahr in Italien" II. S. 28 erzählt habe, daß die Bewegung der Erde um die Sonne nichts sei als eine erst kürzlich aufgekommene „Meinung" (opinione) gewisser Leute! — Venio Romam iterum crucifigi! Das wäre die beste Aufschrift für den Michel Angeloschen Christus an dieser Stelle, und vielleicht hat Michel Angelo selbst diese Antwort, welche der Sache nach einst der Heiland dem aus Rom flüchtenden Apostel Petrus auf dessen Frage: Domine quo vadis? vor dem Thore von San Sebastian gab, im Sinne gehabt, als er ihm das gewaltige Kreuz an die Schulter lehnte, das weniger einem Symbole als dem wirklichen Richtholze ähnlich sieht.

Der deutsche Protestantismus braucht sich indeß nicht allzusehr gegen die römische Kurie und ihre damalige Verurtheilung Galilei's zu überheben, wenn er bedenkt, daß noch vor kaum zehn Jahren ein protestantischer Superintendent und Doktor der Theologie, Frantz, in einer eigenen Schrift das Kopernikanische System, ganz ebenso, wie das vor zweihundertvierunddreißig Jahren im Kloster von Santa Maria Minerva versammelte „heilige Gericht" der Inquisition, als schriftwidrig und als Wurzel allen Uebels der materialistischen Weltanschauung zu verdammen die Stirn gehabt hat.

Doch wenden wir uns fort von diesen Mißgeburten vergangener und gegenwärtiger Zeit und von den traurigen Verfinsterungsscenen des menschlichen Geistes, hinaus aus der dumpfen, drückenden Atmosphäre des Sant Uffizio in's Freie, zur Porta Pia hinaus, wohin uns das Verlangen ladet, in der halb unterirdischen Kirche der heiligen Agnese den schönsten aller Christusköpfe Roms aufzusuchen, dessen Bild mir, seit ich ihn vor zweiundzwanzig Jahren zuerst gesehen, unauslöschlich in der Seele geblieben war. Zuvor jedoch muß ich mir erlauben, eine kleine Geschichte einzuschalten. Als wir neulich zu demselben Zwecke dorthin fuhren, hatten wir das Werk nicht mehr an der Stelle gefunden, wo wir es damals gesehen, und auf unser Fragen nach demselben hatten wir von einem Bekannten vernommen: der heilige Vater habe an demselben solches Wohlgefallen gefunden, daß er es in seine Gemächer habe versetzen lassen. Obschon nun diese Auskunft an und für sich nichts Unwahrscheinliches zu haben schien, so wollte mir dieselbe doch nicht recht einleuchten, da mir für eine solche Versetzung eines einer Kirche gehörigen Kunstwerks in ein, wenn auch päpstliches Privatgemach kein früheres Beispiel bekannt war. Jedenfalls war indessen das Werk, wenn sich diese Auskunft bestätigte, für uns verloren, was mir um so unangenehmer war, als ich mir vorgenommen hatte, meine früher über dasselbe gegebene Schilderung*) in mehreren Punkten zu ergänzen. Als ich diese Dinge der Fürstin W... mittheilte, erfuhr ich indeß, daß man mich falsch berichtet habe. Das Werk sei allerdings nicht mehr auf seinem alten Platze in der Kirche, sondern man habe es in ein Obergemach des anstoßenden Klosters ver-

*) S. Ein Jahr in Italien II. 397—398.

setzt, weil der Versuch gemacht worden sei — diesmal nicht von einem Engländer, sondern, wie man sagte, von einem Amerikaner — es aus der Kapelle, auf deren Altar die Büste früher gestanden hatte, zu stehlen; doch könne man es sehen, wenn man sich an einen der geistlichen Väter dieserhalb wende, zu welchem Behufe uns die in den geistlichen Kreisen Roms vielgeltende Dame eine schriftliche Empfehlung versprach. Als wir aber heute mit dieser Empfehlung ausgerüstet in S. Agnese anlangten, zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Das Kloster ist „in Klausur", also für Frauen unbetretbar, und doch wollte ich ungern auf die Freude verzichten, das herrliche Werk mit Fanny zusammen wiederzusehen. Indessen in Rom giebt es wenig Schwierigkeiten, welche nicht auf eine oder die andere Weise, „mit Hülfe San Paolo's" *) — wie meine wackere Wirthin Signora Lucia Santini zu sagen pflegte — zu überwinden wären. Für einige dieser silbernen Apostelfürsten ließ der freundliche Geistliche von einem dienenden Bruder die Marmorbüste aus dem oberen Stockwerk herab und in das Sprechzimmer bringen, wo wir sie auf den Tisch gestellt mit den uns begleitenden Freunden in Muße betrachten konnten.

Da stand es denn wieder vor uns, das feine, geistdurchleuchtete jugendliche Antlitz, dessen Anblick uns einst so im Tiefsten erschüttert und gerührt hatte, dies Antlitz, in welchem sich der Schmerz des reinsten Seelenleidens über die Menschheit auszudrücken scheint.

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!"

Das ist der Ausdruck der Empfindung, die hier Michel Angelo in einer Stunde tiefer aber zugleich sanfter Schwermuth in die Form gebannt hat. Alles ist sanft, weich und göttlich milde in diesem Angesichte, und nur ein paar leise Falten über der Nase zwischen den Augen, dem Schmerze der Seele Ausdruck gebend, unterbrechen die jugendliche, feierliche Ruhe desselben. Weich fließt das gescheitelte Haupthaar in langem Gelock zu beiden Seiten der ernsten Denkerstirne nieder auf Nacken und Schultern, der weiche feine Kinn- und Backenbart umrahmt kurz geschoren das etwas magere Antlitz, und ein flaumig weicher Lippenbart umzieht in schönem Bogen den obern Theil des sanft geschlossenen und

*) Paolo ist bekanntlich der Name der römischen Silbermünzen, von denen zehn auf einen Scudo gehen.

doch so beredten Mundes. Der Kopf ist ein wenig nach rechts geneigt und kaum über Lebensgröße. Das Gewand ist am Halse mit einem einzigen Knopfe zusammengehalten. Alle vorderen Theile der Büste, Gesicht, Hals und Brust sind von feinster Ausführung, der Hinterkopf dagegen fast nur abozzirt, und so wäre denn auch dies Michel Angelo'sche Werk von so kleinem äußeren Umfange mit jenem Stempel des nicht Vollendetseins gezeichnet, den bekanntlich so viele seiner größeren Arbeiten an sich tragen.

Wir fragten, ob von dem herrlichen Kopfe kein Abguß zu erhalten sei? Der Geistliche verneinte die Frage. „Es sei niemals ein solcher gemacht, oder vielmehr niemals gestattet worden, einen solchen zu machen." Wir mußten denn also auf den Gedanken verzichten, ein Abbild davon mit über die Alpen heimzunehmen; denn auch eine Photographie fanden wir nicht in den Katalogen der Kunsthändler und Photographen, in denen wir nach diesem Christuskopfe suchten.

Dagegen war uns am Abende desselben Tages noch eine wunderliche Ueberraschung beschieden. Denn als wir in einer deutschen Gesellschaft unsere Fahrt nach S. Agnese und unsere Freude an dem dort wiedergesehenen Michel Angelo'schen Christuskopfe aussprachen, schien man so erstaunt über unsern Bericht, daß wir nicht umhin konnten, nach der Ursache solchen Erstaunens zu fragen. Da erfuhren wir denn, wie man ganz neuerdings erst in dem so eben erschienenen Buche eines deutschen Touristen gelesen habe, daß ein solcher Christuskopf dort gar nicht vorhanden sei! Jetzt war die Reihe des Erstaunens an mir, der ich doch denselben nicht nur heute, sondern schon vor vielen Jahren gesehen und sogar beschrieben hatte. Man holte das Buch herbei und richtig! da stand es gedruckt, lapidarisch kurz, wie eins der Dekrete, mit denen der alte Napoleon einst Fürsten und Könige absetzte: „Die meisten Handbücher sprechen von einem hier befindlichen, dem Michel Angelo zugeschriebenen Christuskopfe. Ein solcher existirt nicht!" — Ich sah nach dem Titel; das Buch hieß „Römische Tage" und sein Verfasser „Louis Ehlert." Neugierig erbat ich die Erlaubniß, es mitzunehmen, die gern gegeben wurde. Als ich es durchgesehen hatte, war ich in demselben so vielem Verwundersamen begegnet, daß ich mich nicht mehr über den obigen Passus wunderte, der wenigstens auf eine erheiternde Weise ein Beispiel giebt,

wie man es anzustellen habe, mit den Dingen in Rom fertig zu werden, die man nicht gesehen hat; und ich fand mich fast geneigt, denjenigen beizustimmen, welche mir ernsthaft versicherten, daß das ganze Buch eine Mystifikation zu dem Zwecke sei, eine gewisse Art von Produkten römischer Touristen zu ironisiren.

Rom, 22. Mai 1867.

Der Würfel ist geworfen! Wir verlassen Rom in den nächsten Tagen, um nach Neapel zu gehen und den Sommer auf den Inseln des Golfs und in Sorrento zu verleben.

In Rom noch länger zu verweilen ist für mich aus Gesundheitsrücksichten unräthlich; denn der Scirokko, diese schlimmste der römischen Plagen, hat sich im ganzen Laufe des Maimonats fortwährend, und für mich fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert, und wir fangen an es zu bereuen, daß wir nicht mit unserer treuen Campagnagefährtin, Frau von Stechow, schon am Anfange des Mai die nervenabspannende Atmosspháre Roms verlassen und mit der Seeluft des Golfs vertauscht haben. Eine Villeggiatur in Ariccia hatten wir, der Verfallenheit des Ortes wegen, die uns, wie ich Euch neulich schrieb, bei unserem Ausfluge auf Tritt und Schritt entgegengetreten war, unmöglich gefunden. Höher hinauf zu ziehen und den Sommer in einem der von Freund Gregorovius so anmuthig geschilderten Bergstädtchen der Volskergebirges zu verleben, erschien, von andern Gründen abgesehen, schon wegen der Unsicherheit jener Gegenden unthunlich. Blieb also nur, wenn wir in der Nähe Roms den Sommer verweilen wollten, Albano übrig, das sich bereits als wir es besuchten mit Villeggiaturgästen angefüllt hatte. Aber die Forderungen, welche man uns dort stellte, waren uns für das dafür Gebotene zu hoch, das geräuschvolle Treiben in der von Fremden erfüllten kleinen Stadt und in den dortigen Gasthöfen versprach wenig Ruhe und Behagen. Und endlich — nennt es Aberglauben: ein gewisses Etwas, daß ich mir

nicht vollständig zu erklären vermochte, eine Art Vorgefühl, daß es mir hier nicht gefallen, daß ich hier Widerwärtigem begegnen würde, verhinderten mich, den Pensionskontrakt mit dem Wirthe des Albergo, der sich obenein als ein vollständiger Papalino erwies, abzuschließen, als derselbe im letzten Augenblicke Miene machte, seine Forderungen ein wenig zu ermäßigen.

Der Abschied von Rom wird uns diesmal, wo wir die sichere Aussicht einer nahen Rückkehr und eines zweiten hoffentlich minder gestörten Winteraufenthaltes in der trotz alledem und alledem von uns so sehr geliebten Siebenhügelstadt vor uns haben, nicht schwer werden. Jetz erst, wo mir nun auch das Rom des Mittelalters durch das eifrige Studium des vortrefflichen Geschichtswerks unseres Freundes Ferdinand Gregorovius erschlossen worden ist, werde ich im Stande sein, diese wunderbarste aller von Menschen gegründeten Städte auch über das altrömische Wesen hinaus in der zweiten Phase ihrer Weltbedeutung besser zu erkennen und zu verstehen, als dies bisher der Fall war. Wenn ich einen Menschen hier in Rom beneide, so ist es dieser Mann, der mit ächt deutschem Fleiße und bewundernswerther Beharrlichkeit seit langen Jahren eine große Aufgabe unablässig und gewinnreich verfolgend es dahin gebracht hat, in diesem Kompendium der Weltgeschichte, Rom genannt, so heimisch zu sein, wie vielleicht kaum ein anderer vor ihm. Mit seinen Augen und seinem Wissen Rom zu sehen und in zu Rom leben, wo jeder Stein ihm bekannt ist, jedes Denkmal, jedes Bauwerk, jedes hinterlassene Wahrzeichen zweier Welten für ihn mit historischem Leben und beredter Sprache ausgestattet ist, das muß ein Genuß sein, dem sich kein anderer vergleichen läßt, und der schadlos zu halten vermag für alle Mühen, alle Entbehrungen, die er dafür getragen haben mag. Schon darum freue ich mich auf den nächsten römischen Winter, wo ich besser im Stande sein werde, von der persönlichen Gunst eines solchen Führers mehr, wie in dem vergangenen, Gewinn und Genuß mir aneignen zu können, eines Führers, der auf einem solchen Gebiete wie dieses wohl ein Herrscher heißen darf.

Unsere nächsten Briefe werdet ihr aus Neapel erhalten oder von Ischia, wohin wir sofort zu gehen gedenken. Bis dahin lebt wohl und wünscht uns, daß die Gunst der Götter uns auf unserm Wege begleiten möge. —

Zur Einleitung: An Dr. Friedrich Zabel.

Montreux am Genfer See, im Dezember 1867.

Die Fortsetzung meiner römischen Briefe kommt etwas spät, werther Freund, aber die Ursache dieser Verspätung hat so völlig außer dem Bereiche meiner Schuld gelegen, daß ich dafür wohl Ihre und unserer Leser Nachsicht erhoffen darf.

Als ich Ihnen im Mai aus Rom zuletzt schrieb, lag eine schöne Zukunft vor mir. Die Aussicht auf einen erquickenden Sommeraufenthalt im römischen Gebirge in Albano oder in meinem geliebten Ariccia, und auf einen zweiten, hoffentlich krankheitfreien, Winter in Rom. Aber es sollte anders kommen, zum Theil zu unserm Glücke. Wir hatten nämlich bereits in Albano über ein Sommerlogis mit Verköstigung nahezu abgeschlossen, als die Weigerung des Wirths der Posta, auf eine von uns gewünschte Anordnung einzugehen, den Abschluß rückgängig machte. So blieb nichts übrig, als Albano und die dortige Sommervilleggiatur aufzugeben, und statt dessen während der heißen Zeit es mit einem Aufenthalte in Sorrent oder auf einer der Inseln des Golfs von Neapel zu versuchen. Denn an das in diesem Jahre fast völlig wasserlose Frascati oder an das in Bezug auf ein Unterkommen gänzlich herabgekommene Ariccia war nicht zu denken, und eben so wenig an Tivoli oder Subiaco oder sonst einen der schönen Orte des Sabinergebirges, wo Cholera- und Brigantenfurcht die Existenz unheimlich machten. Wir wußten damals noch nicht, daß das offiziell als völlig cholerafrei behauptete Rom bereits seit dem 4. Mai diese Krankheit in seinen Mauern hatte; denn in Rom ist eben „Alles Geheimniß", und die Bewohner der ewigen Stadt erfahren von solchen Dingen nur, was ihre väterliche Regierung ihnen mitzutheilen für gut befindet.

Ich kann es kaum ausdrücken, mit welch' schwerem Herzen wir die Villeggiatur in Albano aufgaben, und mit welcher Sehnsucht ich nach dem reizenden Städtchen und seinen wundervollen Waldgebirgen, nach Ariccia und seinem fruchtbaren Thalgrunde, seiner schönen Kuppelkirche und dem alten Chigi-Schlosse auf der Höhe hinaufblickte, als wir an einem sonnengoldenen Morgen der letzten Maiwoche auf der Eisenbahn nach Neapel dort vorüber dampften. Und doch sollten wir es bald zu segnen haben, daß der Postwirth von Albano, ein Papalino bester Sorte, uns von dort ferngehalten hatte. Denn er bewahrte uns vor dem Geschicke, Zeuge des gräuelvollen Unheils zu sein, das nur zu bald über das unglückliche Albano in entsetzlichster Weise hereinbrechen sollte, ja vielleicht vor dem Schicksale, diesem Unheile selbst zum Opfer zu fallen.

Die öffentlichen Blätter haben Kunde davon gegeben, in welcher Weise in Albano die Cholera, die dort niemals bis dahin aufgetreten war, im Frühsommer dieses Jahres gewüthet hat. Aber so weit ich es verfolgen konnte, blieben ihre Nachrichten weit zurück hinter der Wahrheit der vorgekommenen Gräuelscenen, welche an die Pestschilderungen des Mittelalters bei Boccaccio und Manzoni erinnern. Die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher die Seuche in dem kleinen Albano um sich griff, zu dessen fünftausend Einwohnern sich seit Beginn der Sommerhitze und dem offiziell zugestandenen Ausbruche der Cholera in Rom wohl noch gegen zweitausend Fremde aus der Hauptstadt gesellt und alle Quartiere bis auf den letzten Winkel gefüllt hatten, war hauptsächlich eine Folge der Unmäßigkeit der letztern, welche, sich hier vor dem gefürchteten Feinde in Sicherheit wähnend, jeder diätetischen Vorsicht vergaßen und sich den bisher in Rom entbehrten Genüssen mit um so wilderer Lust hingaben. Schon am Morgen des zweiten Tages nach dem Ausbruche stieg die Zahl von fünf Fällen auf fünfzig, und ehe dieser Tag zu Ende ging, war sie bereits auf das Dreifache gewachsen. Und nun erwuchs aus Angst und Furcht und Rathlosigkeit eine Reihe von Scenen des Schreckens und des Jammers, von welchen Augenzeugen der Katastrophe uns brieflich ein herzerschütterndes Bild entwarfen. Die Behörden, selbst die Post, stellten ihre Thätigkeit ein, oder entflohen zum Theil. An ärztliche Hülfe war ebensowenig zu denken, auch waren die nothwendigsten Medikamente der einzigen kleinen

Apotheke des Ortes gleich in den ersten Tagen vergriffen. Flucht ward das allgemeine Losungswort. Flucht nach Rom, in die umliegenden Wälder, in die Vignen, in die nächsten Ortschaften. Aber der Würgengel verfolgte die Fliehenden überall hin, und auf den Landstraßen, in den Coupés der Eisenbahn, in den Gärten und Vignen, in den Kellern der Villen, in den Wäldern der Berge ergriff er seine Opfer. Selbst viele, die nach Rom entkommen waren, wurden, kaum dort angelangt, in ihren Wohnungen eine Beute der Krankheit. Und damit nichts an dem Entsetzlichen fehle, so bewaffneten sich die Bewohner der um Albano liegenden Ortschaften, und wiesen die zu ihnen flüchtenden Albaner unbarmherzig von ihren Thoren zurück! Da ergriff Verzweiflung die Abgewiesenen, und wie aus Pestzeiten des Mittelalters gemeldet wird, suchten sie jetzt Vergessenheit ihres Elends im Wein zu finden, und so konnte man in den menschenleeren Straßen wilden Gesang und tolles Jauchzen solcher Zechgelage der Verzweiflung aus den Osterien erschallen hören, während auf elendem Karren in schlechten Kisten die Leichen fortgeschafft wurden, begleitet von den päpstlichen Zuaven, die, fünfzig Mann stark, dort in Garnison liegend, allein unter all der Verzweiflung und Verwirrung Muth, Herz und Hingebung behalten, die Kranken gepflegt und die Todten fortgeschafft haben: ein Beweis, daß denn doch unter diesen Vorkämpfern einer Sache, die nicht die unsere ist, sich auch sehr viel tüchtige Elemente befinden. Bei dem einheimischen Volke dagegen traten die Untugenden der Kopflosigkeit aus Unwissenheit, des niedrigsten Egoismus und der rohesten Erbarmungslosigkeit, der gänzliche Mangel an Humanität und Gemeinsinn als Früchte der verwahrlosten geistigen und sittlichen Erziehung in der grellsten Gestalt zu Tage. Es sind Scenen der Rohheit und Barbarei vorgekommen, die, wie die Behandlung der Leiche der unglücklichen Fürstin Colonna in Genzano, der edelsten und beliebtesten Frau des hohen römischen Adels, jedes menschliche Gefühl empören und die in allen civilisirten Staaten Europa's zu den Unmöglichkeiten gehören würden.

Ich habe also in der That meinen Stern zu segnen, daß ein glücklicher Zufall uns davor bewahrte, diese Zustände mit zu erleben.

Nun aber ein Pröbchen von dem gänzlichen Mangel an Kunde über solche Ereignisse, wie er, Dank den in ihrer Art einzigen Preßzu-

ständen in Rom herrscht. Albano ist von Rom nicht volle drei deutsche Postmeilen entfernt, durch die Eisenbahn nicht viel weiter als eine Stunde. Und doch schrieb uns die Tochter unseres römischen Hauswirths unter dem 22. August, als bereits in dem kleinen Albano weit über ein halbes tausend Menschen der Seuche erlegen waren, wörtlich: „Bei uns in Rom ist bis auf sehr wenige Fälle alles wohl, nur in Albano sagt man (dicono), daß die Epidemie ein wenig stark gewesen sei, sowie auch in einigen anderen Bergstädtchen (per qualche altro castello)!" — Dieses „sagt man" ist bezeichnend. Es ist völlig das altklassische dicitur, der richtige Ausdruck für den Zustand des heutigen Roms, wo Alles, was man erfährt, nur auf ein Sagen von Mund zu Mund hinausläuft. In Rom selbst war, wie gesagt, die Cholera schon im Frühlinge umhergeschlichen. Aber der Munizipalität, welche dies bekannt machen und Vorsichtsmaßregeln treffen und empfehlen wollte, wurde durch die Regierung Schweigen auferlegt, weil eine solche Bekanntmachung — das Peter- und Paulsfest stören könne, bei dem man einen großen Zudrang von Fremden und von Gläubigen erwartete!

Unser neapolitanischer Aufenthalt war von kurzer Dauer. Wir hatten uns zu lange in Rom durch das Zureden derjenigen zurückhalten lassen, welche uns versicherten, daß der Mai in Rom noch sehr schön sei. Wir haben das Gegentheil gefunden, und ich möchte hiermit alle die, welche Rom besuchen wollen, warnen, ihren Aufenthalt dort über den April hinaus zu verlängern, statt nach Neapel zu gehn, wie das die Engländer thun, deren von uns oft verspottete, pedantische Regelmäßigkeit ihrer Wandertermine sich doch schließlich als eine auf langjährigen Beobachtungen beruhende Erfahrungsklugheit herausstellt. Aus der lastenden Scirokkoschwere der römischen Mailuft entronnen, geriethen wir unmittelbar nach unserer Ankunft in Neapel in eine Gluthitze, die selbst für die Eingeborenen befremdlich, uns schon nach kaum vierzehn Tagen zur Umkehr zwang. Doch von diesem Stück neapolitanischen Aufenthaltes ein andermal, wo ich versuchen werde, das Neapel von 1845 mit dem von 1867 zu vergleichen. Der Sommeranfang fand uns in der Schweiz. Aber die neueste Entwickelung der Dinge in Rom und Italien drängte jeden Gedanken an eine Erneuerung unsers römischen Winteraufenthaltes zurück; und so bleibt mir denn nichts übrig, als hier in dem stillen

Montreux meine römischen Erinnerungen wieder aufzunehmen, und während die Augen von ganz Europa auf die augenblickliche Gegenwart und nächste Zukunft Roms und Italiens gerichtet sind, in diesen letzten Blättern mich mit Dingen zu beschäftigen, die zumeist der Vergangenheit angehörend, doch eines bleibenden Interesses vielleicht nicht ganz entbehren.

Das Lateran-Museum in Rom.

Die größte aller Verschwendungen, welche in Rom getrieben werden, ist die Verschwendung der Zeit. In Rom ist die Zeit wohlfeil für alle Menschen, mit Ausnahme der Fremden, die dort etwas sehen und lernen wollen, und die nicht, wie der alte Winckelmann, in der glücklichen Lage sind, seinen Zuruf: „In Rom muß man Alles mit Ruhe suchen!" befolgen zu können. Was ich über diese Noth der Fremden, die in Rom gezwungen werden, die römische Zeitverschwendung mitzumachen, vor zweiundzwanzig Jahren in meinem Buche „Ein Jahr in Italien" (III. S. 4—5) gesagt und geklagt habe, das gilt noch heute vollständig. In Rom hat und nimmt sich alle Welt Zeit, vom bettelnden Lungerer an bis zum heiligen Vater und seiner Regierung. Niemand ist pressirt; denn — ist nicht Rom die „ewige" Stadt? obschon sie freilich einen „Anfang" gehabt hat so gut wie das Papstthum und seine weltliche Macht auch, welche letztere überdies vielleicht in nicht allzukurzer Frist sogar auch zu einem „Ende" gelangen dürfte, gerade so wie das Welfen-Königthum, dessen letzter Vertreter bekanntlich auch des Glaubens lebte, daß es dauern werde „bis an's Ende aller Dinge".

Was mich auf diese Betrachtung brachte? Ein Besuch im Lateran-Museum, den ich dieser jüngsten aller römischen Antikensammlungen an einem schönen Märztage dieses Jahres abstattete. Als ich dasselbe im

Jahre 1846 zuerst besuchte, waren schon mehrere Jahre seit seiner Gründung verflossen. Aber irgend ein, auch nur geschriebener Katalog, oder auch nur eine Nummerirung der in den zahlreichen Zimmern und Sälen aufgestellten Antiken, zum Theil sehr werthvoller Art, war „natürlich" noch nicht vorhanden; „denn mit dergleichen übereilt man sich hier nicht", wie ich damals einem Freunde schrieb. Jetzt, nach vollen einundzwanzig Jahren, fand ich es noch ebenso wie ich es damals verlassen hatte! Und erst diesseits der Alpen, am Gestade des Genfer See's, nachdem ich der ewigen Stadt leider seit Monden den Rücken gewendet, erreicht mich die Kunde, daß endlich dem von mir und allen Besuchern des Lateran-Museums so schwer empfundenen Mangel abgeholfen sei. Natürlich wieder nicht von den Besitzern und Verwaltern des Antikenschatzes, die dazu Zeit im Ueberflusse gehabt hätten, sondern von Fremden, von Deutschen. Denn wie es Deutsche waren, die zuvor in kürzeren Mittheilungen Notizen über das Museum veröffentlicht hatten, so sind es auch jetzt zwei junge deutsche Alterthumsforscher, welche sich der ebenso mühevollen als verdienstlichen Arbeit unterzogen haben, mit ihrem Werke: „Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums, beschrieben von Otto Benndorf und Richard Schöne. Mit vierundzwanzig photolithographischen Tafeln. Leipzig bei Breitkopf und Härtel, 1867 (421 Seiten größtes Oktav)," den Besuchern jener Sammlung, wie den Freunden des Kunstalterthums überhaupt, einen gründlichen und wissenschaftlich genauen Führer durch die Schätze derselben zu liefern. Das überaus fleißig gearbeitete Buch liegt vor mir und erweckt auf's Neue die Sehnsucht nach dem verlassenen Rom, zugleich aber auch die Lust, die eigenen an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen über die bisher wenig bekannte Sammlung von Alterthümern mit seiner Hülfe zu vervollständigen.

Zuerst ein Wort über die Räumlichkeiten derselben. Palast und Kirche des Lateran haben, wie behauptet wird, ihren Namen von dem römischen Senator Plautius Lateranus, einem Patrioten alten Schlages, der in die große Pisonische Verschwörung gegen Nero als einer der edelsten Theilnehmer verwickelt (nulla injuria sed amor rei publicae sociavit, sagt der strenge Tacitus von ihm) mit altrömischer Standhaftigkeit den Henkertod erlitt. Sein Vermögen ward konfiszirt und sein auf der Stelle des heutigen Lateran gelegener Palast wurde drei-

hundert Jahre später vom Kaiser Konstantin dem römischen Bischofe als Residenz überwiesen, während auf dem Grund und Boden der den Palast umgebenden Gärten derselbe Kaiser die älteste und vornehmste aller Basiliken Roms gründete, die noch heute omnium Urbis et Orbis ecclesiarum mater et caput (aller Kirchen der Weltstadt und des Erdkreises Mutter und Haupt) genannt wird. Länger als tausend Jahre war der Lateranpalast seit Konstantin der Sitz der römischen Päpste; nahezu zweihundert derselben haben während dieser Zeit in ihm Hof gehalten, und bis auf die heutige Zeit blieb die Besitzergreifung vom Lateran die erste Haupthandlung, welche ein neugewählter Papst zu vollziehen hatte. Erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach der Rückkehr von Avignon (1377) verlegte Papst Gregor XI. die päpstliche Residenz nach dem Vatikan, wo sie seitdem verblieben ist, da inzwischen eine Feuersbrunst den alten Lateranpalast zusammt der Basilika in Asche gelegt hatte. Aber der römische Stuhl läßt selbst heute nicht leicht etwas untergehen, was mit seinen historischen Traditionen verknüpft ist — das beweist z. B. der kolossale Neubau der Kirche von S. Paolo fuori le mura, — und damals hatte man noch unendlich mehr Geldmittel als heute. Sixtus V. ließ also durch seinen Baumeister Fontana den alten Lateranpalast wieder aufrichten. Doch finde ich nicht, daß er seitdem den Päpsten als Residenz gedient hätte, die es vielmehr vorzogen, in dem gesünderen Quirinal und Vatikan Hof zu halten. Seine gewaltigen Räume blieben leer oder dienten vorübergehenden Zwecken, gelegentlich auch einem Hospital, bis der vorletzte Papst Gregor XVI. ihnen die gegenwärtige Bestimmung gab. Es veranlaßte dazu den sonst um alte Kunst nicht übermäßig sich bekümmernden heiligen Vater der folgende Umstand. Ein Mitglied der später so hoch gestiegenen Familie der Antonelli zu Terracina hatte ihm, als er diese Stadt 1839 mit seinem Besuche beehrte, eine kurz zuvor in einer Vigne der Familie unter den Trümmern des alten Anxur gefundene Gewandstatue als Geschenk dargebracht, in welcher die bedeutendsten Kunstverständigen Roms, sowie der berühmte Bildhauer Tenerani eine Portraitstatue des Sophokles und eins der größten Meisterwerke aller uns erhaltenen antiken Skulpturen erkannt hatten. Für dieses Werk nun galt es, einen würdigen Aufstellungsplatz zu finden, und da ein solcher in dem überfüllten Museum des Vatikan nicht zu

finden war, so beschloß der Papst ein neues nach seinem Namen zu benennendes Museum (Museum Gregorianum Lateranense) zu gründen und damit zugleich den leer stehenden und verfallenden Räumen des Lateranpalastes eine würdige Bestimmung zu geben.

Im Jahre 1846 fand ich bereits acht große Zimmer des Untergestocks mit Kunstwerken gefüllt, die man großentheils aus den vatikanischen Räumen der sogenannten Appartamenti Borgia und des egyptischen Museums sowie aus den Magazinen des Vatikan dorthin versetzt und mit einigen neu erworbenen Antiken bereichert hatte. Die Krone der letzteren bildeten der zuvorgenannte Sophokles, die trefflichste aller Portrait- und Gewandstatuen Rom's, und der herrliche sogenannte Antinous Braschi, welchen der Papst Gregor XVI. dem Hause Braschi für 12,000 Scudi abgekauft hatte.*) Die letztere Statue, eine der schönsten der hadrianischen Zeit, ist jedoch seitdem in die Rotunde des vatikanischen Museums versetzt worden.

Seit jener Zeit haben sich noch zehn andere Zimmer und Säle des Palastes mit Kunstwerken angefüllt, so daß der jetzt von den Verfassern der obenerwähnten Beschreibung katalogisirte Bestand des Museums über siebentehalbhundert Nummern beträgt. Die interessantesten neueren Erwerbungen stammen hauptsächlich von drei Ausgrabungen her. Die erste derselben geschah in den Jahren 1840 und 1846 bei dem heutigen Cerveteri auf der Stelle der uralten Etruskerstadt Caere, etwa sechs deutsche Meilen von Rom. Sie brachte unter andern eine Anzahl von Statuen und Statuenfragmenten, Köpfen u. s. w. zu Tage, welche einst die Nischen, die Wände und den Portikus eines Theaters aus der Augustischen und Tiberischen Zeit geschmückt hatten, und die jetzt das sechste Zimmer des Lateran-Museums füllen.

Die zweite wichtige Ausgrabung ist noch neueren Datums. Sie fand statt vom Oktober 1857 bis zum Oktober 1858 am dritten Meilensteine der alten Via Latina, eine halbe Wegstunde vor der heutigen Porta di San Giovanni, auf einem dem Fürsten Barberini gehörenden Grundstücke, durch einen unternehmenden Römer, Signor L. Fortunati, der über seine Entdeckungen und Funde, die zu den interessantesten der

*) S. Ein Jahr in Italien III. S. 6—8; 15—16 der dritten Ausgabe.

neueren Zeit gehören, einen eigenen Bericht herausgab, welchen jetzt die Verfasser des Katalogs S. 241 ff. wesentlich ergänzt haben. Es sind das dieselben Ausgrabungen, von denen ich Euch früher bei der Beschreibung der durch sie entdeckten antiken unterirdischen Grabkammern erzählt habe.*) Was ich aber damals nicht wußte, ist, daß der größte Theil der bei diesen Nachforschungen aufgedeckten Gräber wieder verschüttet worden ist! Nur die bedeutendsten aus diesen Nachgrabungen herrührenden Monumente wurden von der päpstlichen Regierung (1863) für das neue Museum angekauft, wo sie jetzt im elften Zimmer aufgestellt sind; eine ansehnliche Zahl jedoch von den etwa siebzig Monumenten, welche die Herren Benndorf und Schöne (S. 241—246) aufzählen, ist in verschiedene Hände gekommen und durch den Kunsthandel zerstreut worden.

Die dritten Ausgrabungen, deren Funde das Museum und zwar dessen beide letzten Zimmer (XV. und XVI.) bereicherten, sind die von der päpstlichen Regierung seit dem Jahre 1855 auf's Neue in Angriff genommenen Durchforschungen des Bodens der alten Hafenstadt Ostia, welchen Papst Pius IX. ein ganz besonderes Interesse zugewendet zu haben scheint, da er sich von ihrem Fortgange mehrmals und noch in neuester Zeit (1866) durch persönliche Besuche unterrichtete. Gräber und Inschriften, Sarkophage, Reliefs und Aschenkisten, eine ausgedehnte Thermenanlage, und ein Mithrasheiligthum sind die neuesten Hauptfunde von Ostia, das, einst die hochberühmte wichtige Hafenstadt der Weltbeherrscherin, jetzt einem elenden Flecken dieses Namens Platz gemacht hat, der selbst in der fieberfreien Jahreszeit kaum hundert Einwohner aufzeigt, während Ostia in seiner Blüthezeit nahe an hundert Tausend zählte! Die sämmtlichen gefundenen Marmor-Monumente, auch die früheren sehr werthvollen mit einbegriffen, sind nur ein verschwindend kleiner Rest der unzähligen Kunstwerke, welche das alte Ostia enthielt. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß — ganz abgesehen von den Zerstörungen durch die Sarazenen im fünften Jahrhundert, — die verarmten und verwilderten Bewohner der Stadt und Umgegend Jahrhunderte hindurch allen Marmor, dessen sie habhaft werden konnten, für ihre Kalköfen benutzten! Als der Historiker Poggio Brac-

*) S. oben S. 308—312.

ciolini mit Cosimo de' Medici Ostia besuchte, fand er die Einwohner am Werke, einen ganzen Marmortempel zu dieser Industrie zu verwenden. Mehrere noch erhaltene Statuenbasen und andere Marmorfragmente sind neuerdings in solchen ehemaligen Kalköfen von Ostia gefunden worden.

Treten wir jetzt ein in das Museum selbst.

Es unterscheidet sich von allen anderen Antiken-Museen Roms durch seinen fragmentarischen Charakter. Denn bis auf wenige einzelne Werke, unter denen der Sophokles den ersten Platz einnimmt, ist sein ganzer Inhalt mehr oder weniger fragmentarischer Art. Aber eben der Umstand, daß man hier Muße hat, auch solche Gegenstände der alten Bildkunst, wie Sarkophag-Darstellungen und Grabmonumente, Aschenkisten und Reliefs, namenlose Portraitköpfe und Büsten eingehender zu betrachten, an denen man in den anderen Sammlungen, angezogen von der reichen Fülle größerer Werke, meist nur flüchtig vorübereilt, macht dieses Museum besonders geeignet, sich über viele Gegenstände des alten Kunstlebens gründlicher zu belehren.

Für mich übten besonders die ungemein zahlreichen Sarkophag-Darstellungen eine stets erneute Anziehungskraft. Man wandelt in diesem Museum in der That gleichsam auf einem Kirchhofe des Daseins einer mehr als anderthalbtausendjährigen Vergangenheit. Wir wissen nichts von all' den Menschen, denen Liebe und Trauer der Angehörigen und Verwandten, der Gatten und Eltern oder Geschwister diese marmornen Sarkophage und Aschenkisten bereitete, nichts von dem Leben und Schicksal der Personen, deren Bildnisse und Namen uns auf denselben ansprechen, und deren Eigenschaften und längeres oder kürzeres Leben diese in den Marmor gegrabenen Inschriften angeben. Aber Eins lernen wir aus diesen Grabgebilden sicherlich: die landläufigen Schilderungen von der grenzenlosen Verworfenheit und Entsittlichung des gesammten römischen Lebens der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit dürfen schwerlich in dem Umfange als wahr angenommen werden, in welchem dies gewöhnlich geschieht. In der Art und Weise, wie ein Volk seine Todten und ihr Andenken behandelt und werth hält, pflegt sich ein gut Theil seines sittlichen Wesens auszuprägen; und die römische Weise giebt Zeugniß dafür, daß es bei aller unleugbaren Verderbniß, ja Verruchtheit

der höheren Gesellschaftsklassen Roms, wie sie uns Tacitus mit so brennenden Farben geschildert hat, doch in gewissen mittleren Schichten des Volks, im eigentlichen Bürgerthum Roms und Italiens noch viel häusliche Tugend und gute bürgerliche Sitte und Sittlichkeit, viel gute und glückliche Ehen, viel Eltern- und Kinderliebe und Pietät gegeben haben muß. Selbst bei Tacitus fehlt es nicht an einzelnen Zügen, welche den in der bürgerlichen Bevölkerung Roms noch vorhandenen Fond von Güte des Herzens und von lebhafter Theilnahme für die Sache der Familiensittlichkeit und bürgerlichen Moralität beweisen, — ich erinnere nur an das Benehmen des Volks von Rom gegenüber der unglücklichen Gemahlin Nero's und ihrer Nebenbuhlerin Poppaea (S. Agrippina, die Mutter Nero's); und für die Bevölkerung der von Rom entfernteren italischen Munizipalstädte bezeugt derselbe sonst so gern schwarzmalende Schriftsteller es ausdrücklich, daß sie auch zu Nero's Zeit vielfach noch „an der alten guten Sitte und Zucht festhielten" (S. Tacit. Ann. XVI. 5).

So haben denn auch die zahlreichen Grabinschriften dieses Museums etwas ungemein Rührendes für den sinnigen Betrachter durch die Art, wie sie in meist sehr kurzer Ausdrucksweise, oft nur durch ein einziges Wort die Empfindung der Ueberlebenden aussprechen. Ich habe schon früher in meinen Briefen eine Widmungsschrift mitgetheilt, die der Gatte der Gattin setzte und in welcher er die lange Dauer ihrer beiderseitig glücklichen Ehe hervorhob.*) Eine ähnliche las ich auf dem Deckel eines Sarkophags (Benndorf und Schöne Nr. 464 S. 328). Sie lautet zu deutsch: „Den Manen der Gladia Primitiva, meiner tugendhaftesten Gattin (conjugi sanctissimae), mit der ich dreiunddreißig Jahre ohne jeden Anstoß (sine ulla querella) gelebt habe." Dann folgen die Worte: „M. Manlius Eglectus hat dieses Denkmal gestiftet ihr und sich selbst!" Dieser Zusatz besagt, daß der überlebende Ehegatte nach seinem Tode in demselben Marmorsarkophage beigesetzt wurde, wie denn auch an demselben die Brustbilder beider Gatten auf einem Medaillon desselben en face angebracht sind, der Mann links, bärtig, in Tunika und Toga, die Frau daneben in doppeltem Gewande und in einer Haartracht ähnlich der der Julia Domna. Solche Ausdrücke der Liebe des Gatten

*) Die Verfasser des Katalogs theilen dieselbe S. 244 ausführlich mit.

für die verstorbene Gattin, — einer der stärksten lautet conjugi incomparabili (Nr. 524, S. 371), sind ungemein häufig. Auf einem Kindersarkophage (Nr. 438, S. 303), der die Leiche eines Knaben umschloß, dessen Brustbild einen lockigen Knabenkopf zeigt, lautet der Schmerzensruf der Eltern in griechischer Inschrift, ein Hexameter:

„Ach, wer weinte nicht Thränen, daß so viel Schönheit dahinging!"

und auf dem Fragmente eines Sarkophagdeckels (Nr. 529, S. 373) erfahren wir durch die Inschrift, daß „die unglückseligsten Eltern ihrer geliebtesten Tochter" Arria Maximina neben ihrem Grabe eine Statue der Venus weihten, welche wahrscheinlich die Portraitzüge der Verstorbenen trug. Die Liebe der Eltern spricht sich auf diesem Denkmale selbst in der genauen Angabe des Alters der geliebten Tochter aus, das nicht nur bis auf Tage — was sehr häufig ist — sondern selbst bis auf die Stunden, die ihr zu leben vergönnt gewesen, verzeichnet ist. Wir erfahren nämlich, daß Arria ihr Leben nur auf fünfzehn Jahre elf Monate, elf Tage und drei Stunden gebracht hat. Die Amazonen-Darstellungen des Sarkophags symbolisiren wohl, daß die Verstorbene Jungfrau war. Jene Weihung aber einer Venusstatue erklärt es mir, warum bei so manchen uns noch erhaltenen Venusstatuen die Köpfe und der Gesichtsausdruck etwas durchaus Portraitartiges, Unideales aufzeigen.

Endlich sei noch einer Inschrift erwähnt, welche sich der Verstorbene selbst wohl noch bei seinen Lebzeiten auf den für sich bestimmten Sarkophag hat setzen lassen. Es ist ein lateinisches Distichon, das, wie man neuerdings gefunden hat, sich als die freie Nachbildung eines noch erhaltenen griechischen Epigramms erweist, und lautet:

Evasi, effugi! Spes et Fortuna valete!
Nil mihi vobiscum est, ludificate alios.

Zu deutsch etwa:

Glücklich bin ich entflohn! Lebt wohl nun, Spes*) und Fortuna!
Nichts mehr theil' ich mit Euch, habet jetzt Andre zu Narrn!

Der Mann, der mit diesen Worten dem Leben Valet sagt, — Lucius Annius Oktavius Valerianus nennt ihn die Inschrift, — war,

*) Spes = Göttin der Hoffnung.

wie der Reliefbildschmuck des Sarkophags andeutet, ein fleißiger Landmann, der eben als solcher in seinem mühe- und sorgenvollen Leben Gelegenheit genug gehabt haben mochte, die Täuschungen der oben genannten Göttinnen Glück und Hoffnung durch Erfahrung kennen zu lernen. Wir sehen ihn selbst portraitmäßig abgebildet mitten auf der Vorderseite seines letzten Hauses, ein altes, bartloses Gesicht, mit bereits kahlem Vorderhaupte, in langer Aermeltunika, Toga nnd Schuhen, in der Linken eine Rolle haltend, die Rechte mit einem Gestus erhoben, als spreche er eben deklamirend jenen Lebensabschied aus. Die Reliefbilder, in verschiedene Felder abgetheilt, enthalten Darstellungen des Oel- und Getreidebaus, von der Bodenbearbeitung bis zur Ernte und zur Pressung des Oels und dem Backen des Brodes, wobei überall der Besitzer gegenwärtig ist.

Solche Hindeutung auf Beruf und Geschäft, auf Lebensverhältnisse und Liebhabereien, ja selbst auf Wohnung und Straße des Verstorbenen findet man wiederholt auf den Sarkophagreliefs und sonstigen Grabmonumenten des Lateran-Museums, und es macht immer einen merkwürdigen, die Seele bewegenden Eindruck, wenn man so ein ganz individuelles Dasein über eine fast zweitausendjährige Kluft hinaus sich in die unmittelbarste Nähe gerückt findet. Da sehen wir einen Geldwechsler, dessen Bude bei Lebzeiten, wie die Inschrift sagt, auf dem großen Speisemarkte (Macellum magnum) sich befand, und auf dessen Aschenkiste die Verwandten als den genaueren Standort seines Geschäfts den Fischmarkt durch ein Relief anzugeben bedacht gewesen sind. (S. B. u. Sch. S. 246.) Da sehen wir auf einem andern Relief (Nr. 245) einen Schauspieler hinter der durch eine Wand angedeuteten Bühne seine Rolle studiren. Auf einem andern Sarkophagrelief (Nr. 16) sehen wir einen römischen Schriftsteller und Dichter des dritten Jahrhunderts im Kreise seiner literarischen Freunde und Mitstrebenden, unter denen sich auch Frauen befinden, eine jener in Rom üblichen Vorlesungen (recitationes) halten, von denen uns Professor Martin Hertz ein so anschauliches Bild gegeben hat. Die Köpfe der Figuren zeigen sämmtlich Portraitzüge. Umsonst! denn wer nennt und kennt sie jetzt, die damals vielleicht die literarischen Löwen ihrer Zeit gewesen sind? Sie sind uns unbekannter, diese namenlosen Literaturgrößen, als der ehrliche Weinhändler Euphemus, der auf seine und seiner Familie Grabstätte nicht nur seinen Namen

und seinen Wohnplatz „am Velabrum bei den vier Scaris“, sondern auch sogar eine Kopie seines Budenschildes als Relief anbringen ließ (Nr. 116); oder als der Elfenbeinhändler M. Consus Cerdo, den als solchen ein schreitender afrikanischer Elephant, welcher eine Ladung Elephantenzähne trägt — wahrscheinlich auch seinem Boutikenschilde nachgebildet, auf seinem Grabsteine bezeichnet (Nr. 148); oder endlich als der Wildprethändler Caecilius Vallianus, der vierundsechzig Jahre alt wurde und eine Darstellung seines Geschäfts auf den Deckel des Sarkophags (Nr. 481) schneiden ließ, da dieser letztere, aus einem Magazin fertig gekauft, andere Darstellungen enthält, welche mit seinem Geschäft nichts zu thun haben.

Zu den interessantesten Reliefs der Sammlung gehört die Darstellung eines reichgeschmückten tempelartigen Grabes mit seinem Unterbau, dessen sehr ausführliche Beschreibung (B. u. Sch. S. 211—219) mich in meiner Ansicht bestärkt, daß der Verstorbene, um den es sich hier handelt, ein Architekt oder ein bekannter Maschinist gewesen sein wird, der seinen Beruf durch Darstellung einer großen Hebemaschine andeuten ließ, wie man sie zu Vitruv's Zeit bei Bauten und zur Versetzung von Säulen benutzte. Dem Gegenstande nach verwandt mit diesem Relief ist ein anderes in demselben Zimmer (X.) befindliches, auf welchem wir die Ausstellung einer Leiche im eigenen Hause dargestellt sehen. Kandelaber umgeben das Paradebett (lectus funebris), auf welchem die Verstorbene ruht. Klageweiber (praeficae) in ungegürteter Tunika und aufgelöstem Haar erheben die Todtenklage, während der Leichendiener (pollinctor) über die Todte eine Blumenguirlande breitet, und drei andere trauernde Frauengestalten, — wie es dem Kostüm nach scheint, testamentarisch freigelassene Sklavinnen der Verstorbenen — unter Musikbegleitung in den Klagegesang einstimmen.

Von ganz außerordentlichem archäologischen Interesse aber ist ein drittes Relief desselben Zimmers (Nr. 358 B. u. Sch. S. 230—236), weil es uns die, so viel ich weiß, einzige Darstellung einer Lokalität des alten Roms, nämlich der alten „heiligen Straße“ (Via Sacra) oder vielmehr der wichtigsten an derselben gelegenen Gebäude vom Ende des Forums bis hinter das Kolosseum giebt. Außer dem letzteren sehen wir auf dem Relief den einst am Abhange des Palatinischen Berges nach

dem Forum zu gelegenen Tempel des Jupiter Stator, ferner den Triumphbogen des Titus mit der Inschrift: arcus in sacra via summa, und noch zwei andere Triumphbogen, von denen der eine in seiner Attika die Inschrift arcus ad Isis (Bogen am Isistempel) trägt. Götterstatuen in den Durchgängen der Bögen bezeichnen diejenigen Gottheiten, welche in unmittelbarer Nähe der heiligen Straße, über welche und an deren Gebäuden vorüber der Leichenzug (pompa funebris) sich bewegte, ihre Heiligthümer hatten, und die so gewissermaßen als Zuschauer bei demselben repräsentirt werden sollten.

Ich übergehe andere Gegenstände des wirklichen Lebens, welche sich auf den Grabreliefs der Sammlung dargestellt finden, als da sind Spiele der Kinder, wie das Reifenspiel (Nr. 30 S. 20), Circusspiele (Nr. 34), humoristisch dargestellte Wettrennen von Knaben (Nr. 421 S. 293—295), Scenen athletischer Kämpfe (Nr. 81), Weinlese (Nr. 84), Schifffahrt (Nr. 465), Opferprozessionen, wie z. B. die Opferprozession der Lares compitales (Nr. 486 S. 345) — um noch einen Blick auf die zahlreiche Klasse von Sarkophagen des Museums zu werfen, welche mit Darstellungen aus der poetischen Götter- und Heldensage geschmückt sind.

Hier begegnet uns außer den sehr häufigen Bacchischen Reliefs, ein Sarkophag mit Darstellungen der Orestesfabel (Nr. 415 S. 286—290). In einer Reihe von Scenen, die sich auf dem Deckel fortsetzen, sehen wir den Orest dem Schatten seines Vaters das Gelübde der Rache leisten, sehen die Rache vollzogen und den Muttermörder sich in den Schutz des Delphischen Heiligthums flüchten. Auf dem Deckel erblicken wir drei Scenen aus der zweiten, in Taurien spielenden Hälfte der Fabel: die Erkennungsscene zwischen Bruder und Schwester, die Gefangennehmung des Orestes und den Kampf am Meeresufer nach dem Raube des Götterbildes. Ein anderer Sarkophag vereint zwei Fabeln miteinander, die Oedipusfabel, welche sich in sieben Scenen auf dem Deckel dargestellt findet, und die Fabel von Venus und Adonis auf der Vorderseite des Sarkophags, welche uns den Abschied, die Verwundung und den Tod des Adonis zeigt (Nr. 387 S. 261—266). Die letzte Scene nimmt auffälligerweise die Mitte zwischen den beiden anderen ein, aber der Grund dieser seltsamen Anordnung ist noch merkwürdiger. Der Bildhauer wählte dieselbe, um die Figuren des Adonis und der Aphrodite in die Mitte der

Sarkophagwand, dahin, wo sich sonst die Medaillons mit den Bildnissen der Verstorbenen befinden, zu bringen; denn — diese Figuren haben Portraitköpfe und zwar stellen sie nicht Mann und Frau, sondern wahrscheinlich Mutter und Sohn dar! (S. Beschreibung S. 263.)

Wenn ich neben den angeführten noch die Sarkophage Nr. 396, 427, 473 und 394 mit den Darstellungen der Arbeiten des Herkules, der Niobidentragödie, der Fabel von Apollo und Marsyas, und der Sage von Hippolyt und Phaedra hervorhebe, so dürfte das Bedeutendste dieser Art von Sarkophagdarstellungen erschöpft sein. Auf einem Fragment des Deckelrandes von dem zuletzt erwähnten Sarkophage begegnete ich in dem Motive einer gegen das bäumende Pferd eines Jägers vorn angesprungenen Pantherkatze, die ihre beiden Tatzen in dessen Vordertheil geschlagen hat, einer Erinnerung an das bekannte Kiß'sche Kunstwerk der Heimath.

Christliche Sarkophage mit heidnischer Mythologie fehlen auch in dieser Sammlung nicht, wie die Verfasser der Beschreibung es an mehreren Stellen (S. 279, 280, 79 u. a. m.) nachweisen.

Bei dem großen Bedürfnisse solcher Monumente im Alterthume müßten wir, auch ohne Beweis, annehmen, daß Sarkophage, Aschenkisten und Grabsteine auf Vorrath gearbeitet in den Marmorwerkstätten und in den Magazinen der Händler zur Auswahl für das Publikum bereit standen. Und so enthält denn auch das Lateranische Museum mehrere solcher Monumente, welche dafür die Gewißheit liefern. Da finden wir eine Aschenkiste (Nr. 189), in welcher die für die Inschrift bestimmte Tafel bis auf das nirgend fehlende D. M. (Diis Manibus) noch völlig leer gelassen ist. Eben so sehen wir auf einem Sarkophage (Nr. 197) den Kopf eines männlichen Medaillonbrustbildes von dem Bildhauer nur in den allgemeinsten Zügen angelegt, ein Beweis, daß auch dieser Sarkophag „auf Vorrath gearbeitet war" (S. Beschr. S. 116). Finden wir doch sogar auf einem andern eine ursprünglich weibliche Figur durch Hinzufügung eines Backenbartes in eine männliche verwandelt (S. Beschreib. S. 339). Auch die Verfasser der „Beschreibung" weisen darauf hin, daß sich blos abbozzirte (d. h. nur im Rohen angelegte) Arbeiten häufig erhalten haben, und daß solche Sarkophage erst wenn sie bestellende Käufer fanden, weiter ausgeführt wurden. Wie solche Fabrikanten verfuhren, zeigt am Besten ein Sarkophag, auf dessen Wänden eine Reihe

Säulen mit aufgesetzten Bogen fertig ausgearbeitet, die Säulenzwischenräume (Intercolumnien) aber als erhobene Massen stehen geblieben sind, um sie dann später nach Wahl und Geschmack des Bestellers mit Reliefdarstellungen zu füllen. In dieser „abbozzirten" Gestalt wurden, wie es scheint, sehr viele der aus griechischem Marmor in Griechenland gearbeiteten und erhaltenen Sarkophage von dort nach Rom versendet (S. Beschreib. S. 348), da dieselben aus verschiedenen Gründen nur zu einem kleinen Theil in Griechenland selbst fertig gearbeitet werden konnten. Das letztere geschah in römischen Bildhauerwerkstätten. Eine solche altrömische Bildhauerwerkstatt, vielleicht aus Trajans Zeit, ist neuerdings (1859) bei der Kirche Chiesa Nuova in dem Vicolo del governo Vecchio nachgewiesen. Aus dieser Werkstatt stammt die herrliche Kolossalstatue eines Barbaren (Nr. 492), die in jener Gegend gefunden wurde, und deutliche Spuren ihrer Nichtvollendung an sich trägt, da zwischen der linken Hand und dem Körper eine größere Marmormasse, und überall auf der Oberfläche die sogenannten Kopirpunkte stehen geblieben sind, deren ich in meinem Torso (Theil I, S. 247—248) als bei den Alten vorkommend gedacht habe. Die Verfasser der Beschreibung des Lateranischen Museums weisen (S. 351) eine ziemliche Anzahl antiker statuarischer Werke nach, an denen sich solche Reste der „Punktirung" erhalten haben. Ueberhaupt sind in dieser Beschreibung eine Menge feiner artistischer und antiquarischer Bemerkungen verstreut, zu denen unter andern auch der Hinweis gehört (S. 283): wie geschickt es die alten Meister an den besseren dieser Sarkophagreliefs verstanden haben, dieselben, je nach den verschiedenen Seitenflächen, durch Unterarbeitung oder Lösung der Contoure auf eine Wirkung in mäßigem Lichte zu berechnen.

Dagegen möchte ich wider eine andere artistische Bemerkung meine Verwahrung einlegen. Sie betrifft ein Grabrelief, das die inschriftliche Bezeichnung unwidersprechlich dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuweist. „Dahin" — so heißt es in der Beschreibung S. 315 — „deutet auch die Frisur, welche ungefähr derjenigen der Julia, der Tochter des Kaiser Titus entspricht, während man nach dem rohen und verständnißlosen Charakter der Arbeit — versucht sein würde, das Monument sehr wesentlich weiter herabzurücken." Aber ich frage: ist dieser Schluß,

dem man übrigens nur zu häufig begegnet, auch in der That richtig? Hat es denn nicht vielmehr zu allen Zeiten, auch in den Perioden der größten Kunstmeisterschaft, zahlreiche ungeschickte Arbeiter und Stümper gegeben, die doch ebenfalls Beschäftigung suchten und fanden?

In einem der letzten Zimmer des Museums liegen zwei rohbehauene Säulen von dem Paonazetto genannten orientalischen Marmor, dessen man sich im Alterthum zu besonders prächtigen Bauten bediente. Sie wurden auf dem Kai des Tiberufers am Fuße des Aventin entdeckt, auf einem Platze, der noch heute die Marmorata heißt, weil dort noch heute, wie vor zweitausend Jahren, aller Marmor, der von auswärts nach Rom kam und kommt, gelandet und gelagert wird. Der gewöhnliche Museumsbesucher geht, ohne sie zu beachten, an diesen Säulen vorüber, und doch verdanken wir diesen Blöcken die Erhaltung einer für die Geschichte des Handels sehr wichtigen Kunde. Auf den oberen und unteren Kreisflächen derselben sind nämlich Inschriften in die rauhe Oberfläche des Marmors eingehauen, aber nur mit flüchtigem Meißel und deshalb sehr schwer zu lesen. Diese Inschriften, von dem gelehrten Archäologen Professor Henzen entziffert, versetzen uns in das Bautreiben der Zeit des Kaisers Hadrian, des baulustigsten aller römischen Cäsaren.*) Sie nennen uns die Konsuln des Jahres 137 unserer Zeitrechnung; sie geben an, daß diese Säulen für Stadtrechnung (rationi urbicae) an den kaiserlichen Prokurator Irenäus, einen Freigelassenen Hadrian's, als Empfänger adressirt waren; sie nennen als Absender und als Vorsteher des Marmorbruchs einen Offizier der zweiundzwanzigsten Legion, der früher in Germanien gestanden hatte, und von dort in den Orient versetzt worden war, und sie bezeichnen schließlich die Offizin des Marmor-Arbeiters, dem die Vollendung der Arbeit übertragen wurde, und den Lagerort am Landungsplatze. (S. B. u. Sch. S. 353—355.)

Es erregt ein eigenes Gefühl, wenn man bedenkt, daß diese aus irgend welchem Grunde nicht zur Verwendung gekommenen Säulen, frisch wie sie aus dem Marmorbruche des Orients vor 1730 Jahren in Rom anlangten, den Untergang des ganzen alten Roms überdauert haben, während unzählige Tausende ihrer Schwestern zu Staub ge-

*) S. Torso II. S. 373—389.

worden sind. Sie gemahnen uns mit ihren Inschriften wie versteinerte Briefe, deren Adressaten seit vielen Menschenaltern todt sind.

Aehnliche Empfindungen weckt in uns die Betrachtung der überaus zahlreichen namenlosen Portraitbüsten des Museums. Was würde man darum geben, nur eine halbe Stunde lang mit einem Zeitgenossen derselben diese Räume zu durchwandern, der uns vielleicht unter diesen uns so fremd anschauenden Gesichtern manche Persönlichkeiten nennen würde, die uns in hohem Grade interessiren, weil wir aus den Historikern der Kaiserzeit über ihr Leben und ihren Charakter unterrichtet sind. Vielleicht finden wir uns da gegenüber den Portraits eines Sejan und Narcissus, eines Pallas und Petronius, oder einer Oktavia und Akte Nero's! Wer von den berühmten Aerzten Roms mag es sein, den die Büste (Nr. 343) durch die Schlange, welche sich um dieselbe ringelt, als solchen zu bezeichnen scheint? Wir wissen es nicht und werden es nimmer erfahren. Sein Portrait — wer er auch war — dient jetzt nur dazu, uns zusammen mit einigen andern der Sammlung ein Bild zu geben von der, freilich auch nur muthmaßlichen Art und Weise der Aufstellung der römischen Ahnenbilder, der sogenannten imagines, unter einem tempelartigen Unterbau. Nach Visconti's Meinung ist nämlich überhaupt die Büste, die spezifisch römische Form des Portraits, von diesen „imagines" im engern Sinne abzuleiten. „Schon die ganze äußere Form der Büste weist", wie die Verfasser des Katalogs (S. 209 ff.) bemerken, — „darauf hin, daß sie ursprünglich nicht für Marmor, sondern für einen Stoff erfunden ist, der getrieben werden kann. Das größere oder kleinere Stück Brust, das dem Kopfe angefügt ist, wird dünn gearbeitet und unterhöhlt, und inwendig bleibt eine Stütze, die zuweilen ganz frei losgearbeitet wird. All dies wäre in Marmor eine große und unnöthige Arbeit gewesen, hätte man nicht ein Interesse daran gehabt, der Büste gerade diese traditionelle Form zu geben." Für diesen Zusammenhang sprechen auch noch andere von den Verfassern angeführte Umstände, wie zunächst der Gebrauch des Wortes imago bei römischen Schriftstellern in dem bestimmten Sinne von „Portraitbüste"; auch die zwischen Büste und Standfuß oft völlig unvermittelt angebrachten Täfelchen für eine Inschrift, entsprechen ganz dem sogenannten titulus (index, elogium) der Imagines. Bekanntlich folgten bei Leichenbegängnissen vor-

nehmer Verstorbenen bemalte Wachsabdrücke der Ahnenbilder (imagines) von Verwandten als Masken getragen, dem Zuge. Die Originale aber der Ahnenbilder standen im Hause in tempelartigen Gehäusen, armaria genannt, von denen eben die hier erwähnten Büsten eine Vorstellung geben.

Von den unbekannten und namenlosen komme ich zu den bekannten und benannten Portraitbüsten und Statuen des Museums, deren ich mir nur etwa vierzehn bis fünfzehn als die interessantesten bemerkt habe. Da ist zunächst Kaiser Tiberius, nach welchem ich aus begreiflichen Gründen in allen Antiken-Museen Roms immer zuerst unter den Portraits ausschaute. Eine Büste zeigt ihn in sehr jugendlichem Alter, das Gesicht noch mager und länglich, im Ausdrucke der Züge etwas Unfreies, Verschlossenes. Ganz anders erscheint er auf der Höhe des Lebens in der vor zwanzig Jahren zu Cerveteri gefundenen Kolossalstatue, die durchaus der in Piperno gefundenen, jetzt im Vatikan befindlichen, ähnlich ist. Sinnend, mit gewandfreier Brust, das mächtige Haupt von dem vollen Eichenkranze — der Bürgerkrone — umgeben, ist er als irdischer Jupiter vom Künstler aufgefaßt, eine schöne, stattlich mächtige Erscheinung, jeder Zoll ein Herrscher. Nicht weit davon befindet sich eine im gleichen Typus des Zeus gehaltene Kolossalstatue des Kaisers Claudius, die wie alle Bilder des unglücklichen Mannes das Gepräge jener müden Traurigkeit in den Zügen trägt, welche zeigt, wie er seine Lebensaufgabe als schwere Last empfand. Außerdem verdienen noch Aufmerksamkeit eine Statue des Germanikus, welche der bekannten des Louvre ähnlich ist; eine Togastatue des älteren Drusus, des einzigen Bruders von Tiber, sowie eine geharnischte Portraitstatue des jungen Drusus, des Sohnes von Tiber, beide jedoch von nicht ganz zweifelloser Aehnlichkeit. Ferner eine Büste Caligula's, unverkennbar die Züge dieses Ungeheuers tragend; und endlich eine durch die mit ihr zusammen gefundene Inschrift glücklicherweise sicher beglaubigte Portraitstatue der zweiten Agrippina, aus der Zeit ihrer Ehe mit Kaiser Claudius. Die Mutter Nero's in Ober- und Untergewand, die Füße beschuht, zeigt unverkennbare Aehnlichkeit mit den beiden Agrippina-Köpfen im Museo Chiaramonti (608) und in Villa Albani, sowie mit andern Portraitköpfen und Münztypen, welche Benndorf und Schöne (S. 127—128) nachweisen.

Der Ausführung nach die schönste Portraitstatue aber ist die eines

geharnischten Imperators, deren Kopf der römische Erklärer der Sammlung Pater Garuzzi (und nach ihm natürlich auch Murray und andere Guiden) als einen Britannikus bezeichnete, während derselbe doch neue Arbeit und von dem römischen Bildhauer Tenerani frei nach Münztypen des Germanikus gemacht worden ist! Unsere jungen deutschen Archäologen, welche uns außer dieser noch mehrere Proben von der Zuverlässigkeit ihres Vorgängers geben, bemerken dabei zugleich, daß alle die in großer Anzahl uns erhaltenen Harnischstatuen des römischen Alterthums eine auffallende Verwandtschaft der Arbeit und Ornamentirung zeigen, und daß sie, zweitens, fast alle ohne Ausnahme so eingerichtet sind, daß der Kopf und oft auch die Beine eingesetzt werden konnten. Die Rümpfe wurden nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach fabrikmäßig auf Vorrath gearbeitet, was bei dem ungeheueren Verbrauch im ganzen Reiche nothwendig war, kamen dann in den Handel und wurden an Ort und Stelle durch Portraitköpfe vervollständigt, die dann später wohl auch wieder anderen Köpfen weichen mußten. Von solchem wunderlichen „Wechsel der Köpfe" spricht schon der ältere Plinius, und noch heute sind davon handgreifliche Beispiele erhalten. Ein solches bietet auch das Lateran-Museum in einer wundervoll gearbeiteten, erst vor zehn Jahren in Rom gefundenen Togastatue des dreizehnten Zimmers aus parischem Marmor. Sie hatte, den äußeren Abzeichen nach zu schließen, wahrscheinlich einen Dichter oder Schriftsteller der ersten Kaiserzeit dargestellt, der später sich dazu verstehen mußte, seinen Kopf mit dem eines Würdenträgers aus der Zeit des Kaisers Constantin (etwa um 337 n. Ch.) vertauschen zu lassen, welchem sein Sohn eine Ehrenstatue mit einer noch erhaltenen titelvollen Inschrift setzte. Der Kopf, welcher ganz den Charakter der Constantinischen Zeit trägt, ist obenein nicht wie die Statue aus parischem, sondern aus gewöhnlichem italienischen Marmor gearbeitet. Die Barbarei ging sogar so weit, daß man zuweilen an älteren Ehrenstatuen nur die Inschriften änderte, um sie dann beliebig irgend einem Kaiser oder einer seiner Kreaturen zuzuweisen, wovon ich in meinem „Torso" (I. S. 500—501) Beispiele gegeben habe.

Götterstatuen und Köpfe von Gottheiten enthält die Sammlung nur wenige. Doch nenne ich eine vortreffliche Poseidonstatue von kolossalen Dimensionen, aus griechischem Marmor und von sehr guter

Arbeit, welche umsomehr Beachtung verdient, da Statuen dieses Gottes überaus selten sind. Winckelmann kannte nur eine einzige Neptunstatue in Rom, von der ich nicht anzugeben weiß, wo sie sich gegenwärtig befindet, doch war es nicht die des Lateran-Museums, denn diese ist erst 1824 in den Thermentrümmern von Porto gefunden worden. — Daneben muß ich noch einer Kopie des bekannten Praxitelischen Satyrs gedenken, der, wie man aus den überaus zahlreich erhaltenen Wiederholungen dieser Statue schließen kann, ein Lieblingswerk der Römer in der Kaiserzeit gewesen sein muß. Die sorgfältigen Messungen der Verfasser des Katalogs (S. 91) zeigen, daß diese Kopien (mit Ausnahme einiger Verkleinerungen) alle vermittelst des Punktirsystems ganz genau in gleicher Größe, ja sogar mit demselben Fehler des linken Fußes ausgeführt worden sind. Und diese Uebereinstimmung sowohl als der Umstand, daß bei Weitem die meisten aller bekannten Wiederholungen in und um Rom gefunden worden, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß das so populäre und beliebte Original von Praxiteles eigner Hand sich zuletzt in Rom selbst befunden haben muß.

Endlich aber — last not least — der tanzende Faun!

Ich sehe ab von allen Erklärungsversuchen der Gelehrten, welche diese Figur als Theil einer Gruppe betrachten möchten, und halte mich blos an das, was wir jetzt vor uns haben. Und das ist ein Wunder herrlichster Charakteristik und einer in ihrem gewagtesten Augenblicke vom Künstler aufgefaßten und in Marmor oder in Erz festgezauberten Bewegung dieses ganz nur froheste Sinnlichkeit athmenden wilden Naturwesens. Er steht im Zimmer des Sophokles und er verdient es, dort zu stehen; denn es ist fragelos auch für mich, daß wir hier ein Werk edelster griechischer Kunst, und wenn auch nicht das Original, so doch eine trefflich ausgeführte Wiederholung eines Originals aus der Zeit und dem Geiste und der Kunstrichtung Myrons*) vor uns zu sehen das Glück haben. Ich kenne kein einziges erhaltenes Werk, keine Darstellung aus diesem Kreise der hellenischen Phantasie-Schöpfungen, gleicher — ich möchte sagen — Leidenschaftlichkeit der Bewegung und ihres wilden Lustgefühls; und auch die Verfasser der Beschreibung lassen demselben

*) S. Torso I. S. 293—302.

alle Gerechtigkeit widerfahren, wenn es auch auffallend klingt, daß sie in diesem Werke „Liebenswürdigkeit“ vermissen oder gar darauf hinweisen, daß demselben „das unwiderstehlich Imponirende eines Monuments wie die Portraitstatue des Sophokles fehle!“ Was sollen und können solche Bemerkungen bedeuten? Sie erinnern an jenes schlimmste Genre von Kunsterklärung, wie es in dem von manchen Kunst-Archäologen und so auch von den Verfassern dieser tüchtigen Arbeit leider oft ganz ernsthaft angeführten Buche des verstorbenen Braun über die Museen Roms belustigend genug zu finden ist.

Nun aber auch hinaus aus den dumpfigen feuchten Sälen in die sonnige Frühlingspracht, welche über der gewaltigen Weitung des Lateran-Platzes herniederleuchtet. Vor allen Plätzen Roms ist er mir an hellen schönen Tagen der liebste, mit seiner herrlichen Vorhalle von St. Giovanni in Laterano und der gegenüberliegenden Scala Santa, von deren Treppenstufen wir über die alten Stadtmauern und die Trümmer der Wasserleitungen hinüberblicken in die weite Campagna und auf das farbenprangende Albanergebirge, das eben jetzt den ganzen Zauber seines jedem Maler unerreichbaren Kolorits im Glanze der scheidenden Sonne zu entfalten beginnt. Wir schlendern langsam über den grünen, gegen das Thor und die Mauer hin sich leise absenkenden Platz und setzen uns auf die niedrige Mauer, unweit der jetzt geschlossenen alten Porta Asinaria. Es ist das besterhaltene aller altrömischen Thore der Aurelianischen Befestigung, dasselbe durch welches einst Belisar zum ersten Male einzog in die seinem Schutze anvertraute altersschwache ehemalige Beherrscherin der Welt. Der Platz ist leicht zu finden, denn eine Gruppe von Bäumen, — die Gott weiß durch welchen Zufall dort hingerathen sind, — bezeichnet ihn genügend. Dort kann man ungestört stundenlang träumen, hinausschauend auf das ernste Todtenfeld der Campagna, aus dessen Schooße ein so großer Theil jener Marmortrümmer alter Kunst zu Tage gebracht sind, die wir soeben in den Räumen der alten Papstburg durchmustert haben, — träumen über das Einst und Jetzt und auch über das zukünftige Einst der ewigen Stadt. Denn von diesem Platze aus, über den jetzt nur ein Ziegenhirt seine Heerde treibt, zog Held

Garibaldi, der Belisar der römischen Freiheit von 1849, der Feldherr der sterbenden Republik Rom, hinaus mit seinen letzten Getreuen, weichend der Uebermacht der neuen Gothen, aber fest bewahrend in der Seele den Gedanken der Wiederkehr. Und wenn auch dieselbe ihm bisher nicht gelungen ist, wenn auch in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, auf's Neue vergeblich das Blut der tapfersten Söhne Italiens vergossen wird: dennoch wird der Tag kommen, wo das Zion des geistlichen Imperatorenthums in den Staub sinkt und auf seinen Trümmern sich ein neuer Staat der Menschlichkeit und Geistesfreiheit triumphirend erhebt. Denn auch die Tage des Beschützers der weltlichen Herrschaft des Priesterthums von Rom sind gezählt, und auch an ihm wird sich erfüllen, was der Dichter von „Epimenides Erwachen" dem ersten Napoleon zurief:

„Denn, was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann, durch ein ehernes Geschick,
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn!

Verlag von J. Guttentag in Berlin
(Guttentag u. Bahlen).

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.

[illegible]

[illegible]

[illegible]